Erinnerungen eines alten Lützower Jägers

1795–1819

von

Wenzel Krimer

Zweiter Band

Erste Auflage

Verlag · Robert Lutz · Stuttgart

Die Herausgabe der Ori-
ginalhandschrift lag in den
Händen von Dr. Adolf Saager
in München.

Zweiter Band



V.

Als Militärarzt im 1813er Krieg



Während des Waffenstillstandes.

Ich werde Oberarzt in Patschkau. — Die feldärztlichen Aspiranten. — Der Obristen-Generalstabs-Chirurgus Goecke und das Latein. — Kreuz und quer durch Schlesien. — Ein böser Schuß. — Zum Onkel in Hrabin. — Seppi. — Der betrunkene Fähnrich. — Ohrfeigen. — Eine originelle Kontrahage. — Eine Falle. — Das Duell. — Über die Grenze. — Madames letztes Wort. — Meine Kameraden. — Das Regiment.

Ich meldete mich nun bei dem damaligen Oberstabsarzt Brucenius, der nachher durch Selbstmord ein so trauriges nde nahm. Dieser hatte mich schon in Wien auf einer wissen- haftlichen Reise, wo ich bei seinem Besuche der Josephinischen kademie sein Cicerone war, kennen gelernt; er war auch bei em damaligen Examen zugegen, wo mir die goldene Preis- edaille zuerkannt wurde.

Dieser Umstand kam mir nun sehr zustatten. Wenngleich eine wissenschaftliche Ausbildung, sowie auch die Kenntnisse es feldärztlichen Dienstes mich befähigten, jetzt die Stelle nes Oberarztes zu bekleiden, so bot mein gar zu jugendliches lter und Ansehen (ich war noch nicht 19 Jahre alt) gar manche chwierigkeiten dar. Indes meine schriftlichen Ausarbeitungen nden solchen Beifall, daß man endlich darüber wegsah, und ward als Oberarzt für das 3. Bataillon des 6. Reserveregi- ents, nachherigen 18. Linien-Infanterieregiments erwählt,

welches eben in Neisse neu organisiert worden und nach Patschkau nahe an der böhmischen Grenze bestimmt war.

Eines ergötzlichen Vorfalles muß ich hierbei erwähnen, der mir mit dem damaligen Obristen-Generalstabschirurgus Goecke widerfuhr. Ich hatte mich eben vollständig neu equipiert und aus einem schwarzen Oberjäger in einen Oberarzt metamorphosiert, da erhielt ich die Weisung, mich bei jenem zu melden. Ich warf mich daher in Glanz und Staat, behielt aber Säbel mit Offizierportepee und Sporn, wie ich sie als Jäger getragen, und ging zu ihm. Schon im Vorsaal konnte ich mich eines Lächelns nicht erwehren. Ich traf das bunteste Gemisch von feldärztlichen Aspiranten; blutjunge, zerlumpte Bürschchen in der devotesten Stellung, anmaßende Burschen mit von Seife glänzenden Ärmeln und Taschen, deren Händespiel und Agilität sogleich den allezeit fertigen Barbier verriet, alte, abgelebte Hungerleider, denen Galenus die Opes nicht eben reichlich gespendet haben mochte; kurz, es war so ziemlich das Bild von Falstaffs Rekruten in Shakespeares Heinrich V. Unter diese nun trat ich in meiner glänzenden Uniform, und — ich bekenne es — nicht ohne einigen prüden Eigendünkel. Aber wie kam auch Saul unter die Propheten? Einige Wasserpropheten mögen wohl darunter gewesen sein.

Mit zuversichtlicher, militärischer Haltung trat ich vor Goecke. Dieser maß mich, wie Brucenius mich als den neu kreierten Oberarzt vorstellte, vom Kopf bis zum Fuß, wurde verlegen, besah jenen, dann mich, lächelte süßlich-sauer, rieb sich die Hände, räusperte sich und stotterte endlich: „Also dieser junge — — Mann? Ja! Ja! Zu meiner Zeit! — Die Jugend jetzt sehr anmaßend! — Sogleich hoch hinaus! Nichts von Pike herauf dienen! — Hat man auch etwas gelernt, heh?" Daß mich diese Anrede verdroß, ist sehr natürlich, um so mehr als sie von den

umstehenden Ignoranten verstanden wurde. In der Voraussetzung, daß er, der Chef des preußischen Militärmedizinalwesens, der Kunstsprache mächtig sei, begann ich mit „Vir clarissime, experimentissime, doctissimeque" meinen lateinischen Sermon, worin ich so viel Bitterkeit, mit schönen Phrasen überkandiert, hineingebracht, als es mir gerade meine gereizte Stimmung eingab. Ein verblüffteres Gesicht, wie er jetzt machte, läßt sich nicht denken. Was ich ihm mit österreichischer Derbheit lateinisch sagte, konnte er, der an die devotesten Äußerungen und an den uralten Gamaschendienst gewohnt war, nicht ahnen, und nahm daher meinen pathetischen Sermon für eine Lobrede auf sich, der er gar nicht abhold war. Er winkte und deutete und nickte sehr verbindlich. Und als ich nun vollends, nachdem ich ihm hinreichend Bissiges und Ironisches gesagt, die Apotheose damit schloß: „sed exceptis illis omnibus, non dubito, te medicum archiatren celeberrimum esse regalem, majestatis nostrae, regis magni, ubique pie colendi, patris patriae, cui deus semper et longe faveat! te vir incomparabilis, quaeso semper mihi placente animo sis gratus!", kostete es mich die größte Mühe, um nicht in ein helles Gelächter auszubrechen! Der Unvergleichliche dankte in einem fort durch Winke und sagte: „Bravo junger Freund! Schön, ich höre schon, haben gute Schulbildung genossen! Mit Ihrer Arbeit auch zufrieden, nur in der Praxis sich noch ausbilden!"

Während dieser Zeit stand Brucenius da, wie einer, der mit heftigem Bauchgrimmen einer diplomatischen Konferenz beiwohnen muß; sein Gesicht lief die ganze Klaviatur des Muskelspiels durch, sein ganzer Körper bebte; ein am nahen Schreibtisch sitzender junger Stabsarzt, der Latein verstehen mochte, zerbiß vor stillem Lachen eine Feder. Endlich war ich abgefertigt, mein Diplom unterzeichnet. Ich wollte eben gehen, da erblickt

Goecke mein Portepee, und mit einer Wichtigkeit, als hätte ich ein Majestätsverbrechen begangen, fährt er auf mich zu, wie ums Himmelswillen ich mich unterstehen dürfe, das Portepee zu tragen. Augenblicklich solle ich es ablegen und das mir zukommende goldene tragen. „Nein,“ erwiderte ich bestimmt, „dieses Portepee habe ich mir ehrenvoll mit meinem Blut erkauft, mir gab es der König und darum lege ich es nicht ab. Vielleicht werde ich doch Gelegenheit haben, nochmals davon Gebrauch zu machen.“ Mit verbissenem Ingrimm rief er mir zu: „Was da — Possen. Ihre Schuldigkeit ist, mit der Feder und Lanzette, nicht mit dem Degen zu kämpfen; verstanden, Brausekopf?“ „Sehr wohl“! sagte ich und machte linksum. Brucenius kam hinter mir drein und lispelte mir zu: „Sie boshafter Schalk! Das wird Ihnen Goecke lange gedenken, daß Sie ihn durch Ihr verdammtes Latein öffentlich in Verlegenheit gesetzt.“ „Tut mir halt leid,“ sagt' ich, „warum hat er die medizinische Muttersprache nicht gelernt und mich dennoch gefragt, ob ich etwas gelernt? So habe ich ihm wenigstens gezeigt, daß ich diese und daher mehr konnte, als er selbst! Übrigens habe ich mich ihm nicht aufgedrängt; warum ließ man mich nicht sein, was ich war?“ Damit trollte ich ab.

Ich kam nach Neisse. Der erste, der mir in dem Gasthofe begegnete, in dem ich abstieg, war mein Freund Wolff, der ebenfalls die Büchse mit der Lanzette hatte vertauschen müssen, und sonderbar genug: er war dem nämlichen Bataillon als Kompagniechirurg zugeteilt, dessen Oberarzt ich war. Ungesäumt brachen wir nach Patschkau auf.

Bei dem nun organisierten Bataillon sah es noch sehr lyrisch aus. Alles, was in mein Amt einschlug, mußte ich neu schaffen, und dies war in der damaligen stürmischen Zeit keine kleine Aufgabe. Indes gelang es mir dennoch bald, ein Ho-

spital, einen ordentlichen Medizinwagen einzurichten und mit den zwei mir zugeteilten Unterärzten den regelmäßigen Dienst zu bewerkstelligen. Eine Einrichtung von meiner Erfindung, die früher in der preußischen Armee unbekannt war, die sich später als so wohltätig erwies, dankbar anerkannt und größtenteils nachgeahmt wurde, war die, daß sich jeder Soldat zwei Binden, ein Tuch und eine Handvoll Charpie verschaffen mußte, die er im Futter des Tschako unterbrachte. Der Nutzen davon war, daß die Kompagniechirurgen, die an ihrem Tornister schon genug zu tragen hatten, sich nicht mit Bandagen zu schleppen brauchten; daß man in der Schlacht des Medizinwagens nicht bedurfte, und der Wundarzt bei jedem Blessierten sogleich Verbandstücke vorfand, dieser sich auch zur Not selbst verbinden konnte.

Kaum war das Bataillon etwas eingeübt, verließen wir Patschkau, und mehrere Wochen lang durchzogen wir wie Zigeuner fast ganz Schlesien kreuz und quer.

In Polisch-Preula, einem Dorfe bei Stuehlen, wo wir 14 Tage lang garnisonierten, begegnete mir ein unangenehmer Vorfall, der leicht hätte ein tragisches Ende nehmen können. Um die Langeweile zu vertreiben, schlug ich meinen Freunden Leutnant von Salisch und Bath vor, nach der Scheibe zu schießen. Es wurde demnach in dem hinter meinem Quartier gelegenen Garten auf einem Zaun von fast zweizölligen Brettern eine Scheibe befestigt; die Schußentfernung war 200 Schritt; hinter dem Zaun lag ein beinahe 300 Schritte langes, noch hochstehendes Kornfeld; von keiner Seite schien Gefahr zu sein. Die beiden Freunde schossen zuerst und fehlten die Scheibe, ich traf den 6. Ring. Nun wurde auf den besten Schuß um zwei Louis-d'or gewettet; beide trafen zwei und fünf Ringe; ich lege an (hätte ich nur gleich abgedrückt) ziele aber etwas lange, der Schuß fällt, mit ihm die Scheibe gerade auf den Nagel ge-

troffen, doch im nämlichen Augenblick ertönt auch ein jämmerliches Geschrei vom Kornfelde her.

Nichts anderes ahnend, als ich habe einen Menschen getroffen, ließ ich die Büchse sinken; wir laufen hinzu, treffen in einem Wege einen Bauer mit einem vierspännigen Kornwagen und sein Sattelpferd, ins Genick getroffen, unter ihm tot zusammengesunken. Fiel der Schuß zwei Sekunden später, so hätte ich höchstwahrscheinlich den Mann, der in dieser Zeit in die Schußlinie trat, durch die Brust getroffen. So unangenehm mir dieser Vorfall war, eben so unbegreiflich erschien er uns allen. Die Schußweite zur Scheibe betrug 200 Schritte, hier drang die Kugel durch die einen Zoll dicke Scheibe, dann durch ein zweizölliges Eichenbrett und nun erst noch 300 Schritte weit durch hochstehendes Getreide (und wer weiß, welchen Widerstand dieses der fliegenden Kugel darbietet, muß sich gewiß hier verwundern) und dann erst durch das Genick des Pferdes. Jedenfalls war dies ein Beweis von der Triebkraft meiner Büchse, allein ich mußte ihn mit 100 Talern bezahlen und noch froh sein, daß ich so gut weggekommen.

Jetzt hatte ich endlich hinreichende Muße, um an meine Eltern und Verwandten zu schreiben, was ich früher in der bewegten Zeit nicht tun konnte. Daß mein Vater über mich sehr böse sein werde, weil ich ohne seine Zustimmung mein Vaterland verlassen, konnte ich wohl denken; um seinen Groll etwas zu besänftigen, schickte ich ihm im Briefe vier doppelte Napoleons als Angebinde zu seinem Namenstage, weil ich dachte, daß Goldmünze, die bei uns fast nicht zu sehen war, für ihn einen viel größeren Wert haben würde, als jedes andere Geschenk, was auch in der Tat der Fall zu sein schien, denn in kurzer Zeit erhielt ich von ihm eine obgleich etwas empfindliche, doch aber herzliche und salbungsreiche Antwort.

Mein Onkel Lohwasser in Hrabin freute sich innig über mein glückliches Fortkommen und lud mich überdies, da ich ihm so nahe war, zu dem bevorstehenden glänzenden Namensfeste ein, welches er seiner Gemahlin zu geben beabsichtigte. Da ich doch fast nichts zu tun hatte und mich die Langeweile plagte, sagte ich zu und ging hin. Auf dem Wege traf ich zufällig bei Schweidnitz unser „großes Kamel", Roes, der auch kleine Ausflüge auf eigene Hand machte; ich sage ihm den Zweck meiner Reise, er bietet mir Gesellschaft an, und so reiten wir beide fürbaß.

Zwei Tage später langten wir abends in Troppau an, ließen da unsere Pferde stehen, besorgten uns Zivilkleider, so gut sie in der Schnelligkeit zu haben waren (mit Roes hatten wir deshalb viele Schwierigkeiten), und fuhren nach dem eineinhalb Stunden weiten Hrabin ab. Dort angekommen fanden wir schon das ganze Haus des Onkels erleuchtet, und Tanzmusik ertönte daraus. Im Wirtshaus stiegen wir ab; ich ließ insgeheim den Onkel von meiner Ankunft benachrichtigen, und da ich erfuhr, daß auch einige Masken dort seien, so ließ ich, um desto mehr zu überraschen, auch für uns solche herschaffen, und so gingen wir hin. Es war zahlreiche Gesellschaft da, darunter mehrere österreichische Offiziere. Sogleich gab ich mich dem Onkel zu erkennen, der über meine Anwesenheit sehr erfreut war, bat ihn aber, mich, so lange wir uns nicht demaskieren müßten, zu ignorieren, und bei der Tafel uns beide als Bekannte aus Beneschau zu bezeichnen, um nicht mich und ihn in Unannehmlichkeit zu versetzen; denn da damals Österreich für die alliierte Sache noch nicht entschieden war, folglich mit Preußen noch kein Kartell bestand, so mußte ich noch als Landesflüchtiger gelten, und als preußische Militärs durften wir aus diesem Grunde auch nicht auftreten.

Mein süßes Kusinchen Seppi hatte sich in ihrem Köpfchen vorgesetzt, da sie wußte, daß ich bestimmt den Abend eintreffen würde, mit niemand eher als mit mir zu tanzen, wie ich dies später erfuhr. Noes setzte sich behaglich an einen Tisch hinter Flaschen und tanzte nicht. Ein neuer Tanz begann; Seppi, von mehreren Herren aufgefordert, gab allen die Erklärung, sie habe einem Freunde versprochen, nicht eher als mit ihm zu tanzen und bedaure daher, ihr Versprechen halten zu müssen. Unter den Tanzwerbern war auch ein österreichischer Fähnrich, ein blutjunger Milchheld, von seiner hohen Würde, noch mehr aber von seinem Adel, am stärksten aber vom Wein berauscht und kühn oder vielmehr frech gemacht. Diesen fertigte sie kurz und naiv ab. Nun trat auch ich auf und war erfreut, die nämliche Antwort zu bekommen. Ich fragte sie, ob ich den Namen ihres Freundes nicht wissen dürfe? Nein, war die kurze Antwort. Wenn aber, wiederholte ich, ein gewisser W. K. käme, ob sie es diesem auch abschlagen würde? Eine glühende Röte überzog jetzt das holde Gesichtchen, sie bebte vor Freude, und mit Leidenschaft frug sie, ob ich ihn kenne? „Ja, es ist mein bester Freund," erwiderte ich geschwind. „Sagen Sie, wo ist er, ist er hier?" Immer stürmischer ward ihre Bewegung, und da ich befürchten mußte, daß sie in dieser Aufwallung, wenn ich mich ihr zu erkennen gäbe, mein Inkognito durch eine auffallende Handlung, deren der Wildfang wohl fähig war, kompromittieren könnte, so schlug ich ihr vor, sie zu diesem Freunde zu führen. Etwas empfindlich war sie zwar, daß er nicht selbst komme, allein sie reichte mir den Arm. Auf dem Wege entdeckte ich ihr, wie er dringend Ursache habe, unerkannt zu bleiben. Unter diesem Gespräch reihte ich mich mit ihr in die Tanzreihe, ohne daß sie es bemerkte. Endlich war die Reihe an uns, sie hatte keine Zeit, sich lange zu besinnen, es wurde vorwärts gerufen,

jetzt erst merkte sie, daß sie tanzen mußte, da lispelte ich ihr leise zu: „Seppi! Kennst du mich denn nicht?" und im nämlichen Augenblick schwebten wir leidenschaftlich umfaßt dahin. Jetzt hatte sie keine Gelegenheit, mir um den Hals zu fallen, was sie sonst gewiß getan haben würde; ohnedies wurden wir schon mehrfach beobachtet; hierauf machte ich sie aufmerksam und bat sie nochmals, ruhiger zu sein. Alles lief glücklich ab.

Kaum war der Tanz zu Ende, lispelte sie mir hastig zu, in ein bezeichnetes Zimmer zu kommen, ließ mich los, nahm ihren Bruder Heinrich am Arm und schlüpfte in ein Nebenzimmer. Mit der Lokalität des Hauses bekannt, entfernte ich mich durch eine andere Türe und war bald bei ihr und ihrem Bruder. Mit aller Leidenschaft der ersten Liebe umhalste sie mich, bedeckte mich bald mit Küssen, bald mit Vorwürfen über meine heimliche Entfernung, ohne ihr Lebewohl gesagt zu haben, da ich doch in den vielen Schlachten, die ich bisher durchgemacht, hätte leicht mausetot bleiben können. Ihr phlegmatisch bedächtiger Bruder lachte über diesen Auftritt und rief ihr zu: „Madl! Ich glaub, du bist närrisch!" Allmählich legte sich der Sturm, wir kehrten abgesondert wieder zur Gesellschaft zurück. Alles war in der fröhlichsten Stimmung. Ich nahm neben meinem lieben Strudelköpfchen auf einem Sofa Platz. Da kommt jener Fähnrich daher gewankt und frägt sie mit rauher Ungezogenheit, ob die Bürgermamsell, der Backfisch da, jetzt mit ihm tanzen wolle oder nicht, und ob sie es sich nicht zu einer besonderen Ehre anrechnen müsse, daß ein Herr von Stande wie er sie eines Tanzes würdige? Das arme Kind war wie vernichtet, sprang mit einem Schrei auf und weinend davon.

Im Innersten empört trat ich vor ihn hin und redete ihn an: „Herr! Daß Sie besoffen sind, sah ich schon vorhin und verzieh Ihnen darum Ihre Gemeinheit. Jetzt sehe ich aber, daß

Sie ein ungezogener, roher Bengel sind, der die Gastfreundschaft in diesem braven Hause lümmelhaft verletzt, und wenn Sie nicht augenblicklich dem unschuldig gekränkten Mädchen, dem keine Waffen gegen solche adeligen Flegel zu Gebote stehen, Abbitte leisten, so haben Sie es mit mir zu tun." — „Donner und Doria!" brüllte der Trunkenbold, „wer ist Er denn, Er Ritter von der traurigen Gestalt, heh?" „Hier ist nicht der Ort zu dergleichen Erklärungen und Störungen, folgen Sie mir!" erwiderte ich, faßte ihn am Arm und zog den Sträubenden ins Nebenzimmer, wo Roes mit noch zwei Herren und zwei österreichischen Offizieren am Zechtisch saß, und schloß hinter mir die Türe ab. Alle sprangen bei diesem Auftritt von ihren Sitzen auf. Jetzt fragte ich ihn zum letzten Male, ob er der beleidigten Demoiselle Josephine Lohwasser Abbitte leisten wolle oder nicht? Widrigenfalls erbitte ich eine Satisfaktion mit dem Säbel auf morgen früh 10 Uhr auf der österreichisch-preußischen Grenze. Statt hierauf zu antworten, musterte er meinen Anzug, der allerdings etwas rhapsodisch und nichts weniger als festlich oder vielversprechend war; dann fuhr er mich spöttisch lächelnd an, wer ich hergelaufener Lumpenhund sei? Wegen solch einer Strudel von Bürgerdirne schlage er sich übrigens nicht.

Wer hätte da kaltblütig bleiben können? Mit dem Fuße stampfend, rief mir Roes zu: „Krimer, schlag los!" Wütend ging ich auf den Kerl los, er will auf meine Brust losstoßen, aber im nämlichen Augenblicke versetze ich ihm eine so wohl applizierte Ohrfeige, mit einem infamen Hundsfott apostrophiert, daß er zu Boden stürzt.

Nun wende ich mich an die beiden Offiziere: „Meine Herren! Sie sind Zeugen von dem Vorgefallenen; auch ich bin Soldat und weiß sehr gut, was diesem ziemt; dieser Ihr Kamerad hat aber Ihren Stand beschimpft und verdient es von nun an nicht,

ihm anzugehören. Sie wissen so gut wie ich, was hier zu tun ist nach Soldatenregel; wünschen Sie Satisfaktion, so bin ich sie zu geben bereit, in welcher Art es beliebt; ich bleibe mit meinem Freunde bis morgen mittags 12 Uhr hier gegenüber im Gasthofe, an meinem Namen kann Ihnen nicht viel liegen, genug, daß ich Sie auf mein Ehrenwort versichere, im Range dem Herrn Fähnrich nicht nachzustehen. Übrigens muß ich Sie dringend ersuchen, diesen Störenfried sogleich aus dem Hause zu entfernen, widrigenfalls wird man Hausrecht gebrauchen." Einer der beiden Offiziere, Kapitän, ein hagerer, brauner Italiener mit einer Mephistopheles-Physiognomie, schoß während diesem, und indem er dem auf dem Felde der Unehre gefallenen Helden auf einen Stuhl zu sitzen half, mit grimmig zusammengekniffenen Lippen wütende Blitze aus den hohlen Molochsaugen auf mich. (Er war es, der jenen uneingeladenen Schuft in die Gesellschaft eingeführt hatte.)

Roes, dessen Phlegma, mit einigen Weinfunken angespritzt, bereits etwas erwärmt worden, war durch diesen Auftritt wieder in seinen alten Takt gekommen, d. h. ein Funken noch und der Vulkan brach los. Plötzlich schießt der Italiener nach einer Stubenecke, in welcher mehrere Degen stehen, und ergreift einen davon; aber ebenso schnell packt ihn Roes an beiden Händen, daß er jenen wieder fallen läßt und die fürchterlichsten Grimassen des Schmerzes schneidet. „Na," sagt Roes, „was sind das für Banditendummheiten? Morgen auf ehrliche Weise, wenn's beliebt, und dann können auch wir beide einen Tanz machen, wenn's beliebt, verstanden?" Damit entließ er den Torquierten aus seinen fürchterlichen Handschrauben. Dieser lief wie wütend im Zimmer herum und drohte, alles niederzustoßen. Roes erwiderte aber erschreckend kalt: „Nicht gemuxt, linksum Marsch! Zum Hause heraus oder zum Fenster herunter, oder ich schlage

euch Kostbeutel (Schimpfwort auf die österreichischen Truppen) zu Krautstücken, basta." — Man sah, daß es ihm nicht Scherz war; die herkulische Gestalt imponierte; dies half. Schweigend entfernten sich alle drei Offiziere aus dem Hause.

Im Saale hatte man indessen von diesem Vorfall nichts wahrgenommen; man hatte geglaubt, ich habe bloß den Betrunkenen entfernt; die kränkenden Worte, die er gegen Seppi ausgestoßen, hatten die Wenigsten gehört. Bald war die ganze Verdrießlichkeit vergessen und die Fröhlichkeit allgemein. Allein Seppi ließ sich nicht bewegen, in den Saal zu kommen. Alle meine Vorstellungen und Liebkosungen waren vergebens. Der Onkel, dem ich jetzt den ganzen Hergang der Geschichte erzählte, dankte mir herzlich für meine warme Teilnahme, lobte mein entschlossenes Benehmen und meinte, von dem bramarbasierenden Hasenfuß sei nichts weiter zu befürchten, er würde wohl die Backpfeife einstecken. Als er aber erfuhr, welchen Anteil der Italiener an der Sache genommen, wurde er sehr unruhig und äußerte, das sei eine böse Geschichte; lieber wolle er es mit zehn Teufeln als mit diesem tückischen, rachsüchtigen und boshaften Italiener aufnehmen; von diesem hätten wir alles zu befürchten, zudem habe er viel Einfluß; er sei ein böser Hund, dem man lieber einen guten Bissen vorwerfen müsse, damit er nicht beiße; wir möchten auf unserer Hut und auf alles gefaßt sein, das Ratsamste für uns wäre schleunige Flucht. — Allein das durften wir nicht, es war schimpflich, und so wurde beschlossen, ruhig abzuwarten, was da kommen werde. Erst mit Tagesanbruch war das Fest zu Ende, und wir legten uns zu Bette.

Gegen acht Uhr kam schon der Onkel zu uns und berichtete, wie er vermute, daß gegen uns etwas Böses im Werke sei, denn seine Arbeitsleute hätten vor einer Stunde drei Polizeiagenten nach einem einsamen Meierhofe, der einen Büchsenschuß

weit von der Troppauer Straße ab liegt, gehen sehen, — und das sei verdächtig. Augenblicklich wurde ein vertrauter Bote auf einem kürzeren Fußpfade nach Troppau abgesandt, um schleunigst, doch unbemerkt, unsere Pferde, Kleider und Waffen abzuholen.

Noch waren wir am Scherzen über den ganzen Vorfall, als uns der Kellner einen Offiziersburschen meldete, der die beiden Herren aus Beneschau sprechen müsse. Er wurde vorgelassen. Der Sonderbarkeit willen muß ich die Konversation mit ihm hier mit diplomatischer Genauigkeit mitteilen. Nachdem er eingetreten, gehörig Front gemacht und salutiert, den Onkel, Roes und mich gemustert, trat er im Paradeschritt auf mich zu, und, mir einen Zettel mit einem ungeheuren Siegel entgegenhaltend, begann er, mit allem subordinationsmäßigen Pathos wie folgt: „Sr. Gnaden, der gestrenge Kaiserliche Königliche Herr Fähnrich, Herr Baron von L . . . . . g Gnaden, lassen Euch hiermit sagen und vermelden, daß" — hier brachte den armen Teufel ein unmäßiges Gelächter von Roes ganz aus dem Konzept, — „daß — daß" — und nun stotterte er allerlei durcheinander von „ungnädig sein, aufgebracht, Festung" und zuletzt gar von „Notzüchtigen" (sollte wohl züchtigen bedeuten). Nun war kein Halten, wir erstickten fast vor Lachen; er konnte nicht mehr zu Wort kommen; in der Angst seiner Seele stieß er endlich heraus: „Da im Brief steht's!" Ich brach ihn auf, und darin stand geschrieben:

Mein Herr Ritter von der erbärmlichen Gestalt! Sie seien ein Lump, das sag ich Ihnen, Ich Freiherr und Baron von L . . . . . g, k. k. wohlbestallter Fähnrich in Sr. k. k. apost. majest. allergnädigsten Dienste, Regiment . . . . . Nr. . . . . . Wissens, was das ist, an einen k. k. Offizier Hand anzulegen, ich soll Sie wohl züchtigen. Ich hau Ihnen den Aasch voll, das dran ge=

denken. Wenns nit heut um punktum 11 Uhr auf der Wiesen kommen die bei dem Walde rechts neben der Straßen auf Troppau, gegenüber von den Marhof (Meierhof) komen und sich auf den Sabel schlagen, lasse ich Sie durch einen Bedienten auspeitschen oder ins Stockhaus stecken. Jez wissens.

Troppau den . . . . . Mai 1813.

(gez.) von L . . . . . g
k. k. Apost. u. s. w.

„Das heißt kräftig und wahrhaft hochadlig stilisiert," rief Roes lachend aus, „Bruder, fertige doch den armen Schächer ab und gib ihm ein ordentliches Trinkgeld für seine Mühe und Angst." Dies tat ich denn auch, indem ich ihm einen Dukaten in die Hand drückte (worüber der gute Kerl ganz außer Fassung geriet) mit den Worten: „Sage Er Sr. Gnaden seinem gestrengen Herrn k. k. Fähnrich, daß, wenn er kein Esel wäre, er wissen müßte, daß man Herausforderungen nicht durch solche — gute Bursche wie Er ist, sondern durch einen ordentlichen Sekundanten einander mitteile; sage Er ihm, ich würde kommen; wer dann aushauen würde, müsse man erst sehen; er täte ferner gut, noch in die Schule zu gehen und richtig deutsch schreiben zu lernen, und über seine kindischen Drohungen hätten wir herzlich gelacht." Mit unsäglichen Bücklingen erwiderte der Gepreßte: „Herr Jesus! Ew. Gnaden, das darf ich ja nicht sagen!" „Das muß Er," erwiderte Roes; und sich tief verneigend, stürzte der Mann die Treppe hinab, aufs Pferd und im Galopp davon. „Die Sache wird ernsthaft, das hatte ich nicht erwartet," meinte Onkel; „gewiß, es steckt eine Schurkerei des Italieners dahinter" und in der Tat, wenn man die Lokalität des erwählten Kampfplatzes, wo jeder Weg, um auf preußisches Gebiet gelangen zu können, leicht abgeschnitten werden konnte, und die Nachbarschaft des Meierhofes, in welchem sich die Polizeiagenten

befanden, erwog, mußte man auf irgendeine Verräterei schließen. So viel schien gewiß, man wollte uns nötigenfalls einfangen.

Hiernach wurden unsere Maßregeln verabredet. Wir gingen in Onkels Haus; über das Kommende wurde das tiefste Stillschweigen beobachtet. Nach dem Frühstück nahmen wir Abschied von der ganzen Familie, mit dem Vorwand, wegen eben erhaltenen Befehls noch diesen Vormittag zurückkehren zu müssen. Meine arme Seppi, noch ganz verweint und blaß, fiel mir um den Hals und war trostlos. Wir mußten scheiden. Beim Abschied nahm mich die gute, liebe Tante auf die Seite und lispelte mir mit drohendem Finger zu: „Du böser Junge du, hast mir das arme Kind so toll gemacht! Was soll aus ihr werden, wenn du fort bist? Glaubst du, ich merke nicht, was du vorhast? Doch ich verzeih dir, weil du dich ihrer so brav annimmst! Gott sei mit dir! Gedenke derer, die dich lieben, tue nichts Unbesonnenes und schone dich für die Deinen." — In tiefster Wehmut schieden wir.

Der Bote von Troppau war unterdessen mit unseren Pferden angekommen; rasch warfen wir uns in unsere Uniformen; jeder von uns beiden, Roes und ich, steckte zwei doppelläufige, geladene Pistolen zu sich, schnallte den gewohnten Säbel um und wickelte sich in den weiten Mantel. Zwei entschlossene junge Arbeiter des Onkels wurden beordert, auf geheimen Pfaden unsere Pferde in das an den Kampfplatz stoßende Wäldchen zu führen und des Rufes gewärtig zu sein. Es war 10½ Uhr. Nach einem herzlichen Abschiede vom guten Onkel traten wir zu Fuß den Weg auf der offenen Straße nach der bezeichneten Stelle an und kamen noch zeitig genug. Wir setzten uns am Waldsaume nieder. Unsere Pferde standen, obgleich nicht sichtbar, etwa 50 Schritte hinter uns. Roes sah wie ein Falke nach dem Meierhofe und trällerte das Liedlein vor sich hin: „Und

schlendere elend durch die Welt, wie Kürbisse, von Buben zu Menschenschädeln ausgehöhlt usw."

Endlich, kurz vor 11 Uhr, biegt ein Korbwagen mit vier Personen um die Waldecke, hält an, diese steigen aus und kommen schweigend an uns heran. Es waren der gestrenge Herr Fähnrich, totenblaß, das italienische Judengesicht, ein unbekannter Offizier und der bekannte Bursche. Roes tritt ihnen entgegen, und den bewußten Brief in der Hand haltend redet er den ersteren an: „Haben Sie diese kindische Herausforderung an meinen Freund geschrieben?" Antwort: „Ja." „Wohlan denn, hier ist er und der Tanz kann sogleich beginnen, wer ist Ihr Sekundant?" „Ich," erwiderte mit grimmigem Blick der Italiener. „Gut denn, auf die Mensur, wenn's beliebt."

Wir beide werfen die Mäntel ab, unsere Gegner stutzen, uns in Offizieruniform zu erblicken. Ich ziehe Rock und Weste aus, den Säbel rechts, ein Pistol links in der Hand trete ich auf die Mensur. Roes mit einem Pistol in jeder Hand und blankem Säbel mit der Koppel am Arm hängend, stellt sich zur Seite. Die Gegner folgen sichtbar zagend unserem Beispiel, sind aber nicht mit Pistolen gewaffnet. Mephisto sieht ängstlich nach dem Meierhofe. Da erschallt Roes' Stentorstimme: „Jetzt, meine Herren, kann's angehen — doch zuvor erkläre ich Ihnen beim lebendigen Gott, daß bei der geringsten Verfehlung der Duellgesetze, oder bei einem Anzeichen von Verräterei ich jeden niederschießen werde, der nur eine verdächtige Miene macht! Jetzt ausgelegt! Der Beleidigte hat den Aushieb!" Allein dieser stand noch immer wie ein armer Sünder unentkleidet da; der Italiener schielte nach dem Meierhofe. „Rock aus!" rief Roes, allein der bebende Fähnrich zauderte damit und stotterte, ob ich ihm Abbitte tun wolle. „Nichts da," erwiderte ich barsch, „aushauen will ich, Rock ausgezogen, ausgelegt, sonst

schieße ich Sie nieder" und damit legte ich an. Mit komischer Langsamkeit zog er endlich den Rock aus, und da ergab es sich, warum er sich so lange geweigert, dies zu tun; er hatte nämlich ein ganzes Buch Löschpapier darunter stecken. Wir mußten über diese nutzlose Vorsicht lachen. Das gespannte Pistol auf den Italiener haltend, kommandierte nun Roes: „Ausgelegt! Bindet die Klingen! Los!" und der Kampf begann. Schon nach dem Ausfallen merkte ich, daß mein Gegner vom Fechten nichts verstand, Brust und Bauch nicht deckte, so daß ich ihn hätte durch und durch hauen können; allein ich hatte mir vorgenommen, ihn nicht zu töten, sondern nur tüchtig im Gesicht zu zeichnen. Kaum hatten wir einige Hiebe gewechselt, als der Italiener einen gellenden Pfiff tat und im nämlichen Augenblick rief Roes: „Hölle und Teufel! Schurkische Verräterei! Krimer hau zu!" Dies tat ich auch, denn der nächste Hieb war eine sogenannte polnische Quarte, die dem Gegner beinahe die ganze linke Backe abtrennte, so daß der blutige Lappen an den Hals herabhing; jener stürzte heulend zu Boden.

Jetzt erst konnte ich bemerken, was unterdessen um mich her vorging. Aus dem Meierhof her kamen drei Polizeiagenten mit mehreren Bauern gelaufen. Die Höhe der Straße, welche nach Hrabin führt, war von vier Landreitern besetzt. Der Verrat war klar. Während ich rasch meine Kleider anziehe und den Säbel umschnalle, bemerke ich, daß der Italiener, den Trubel benutzend, Roes, der kalt nach dem Verwundeten hinsieht, leise im Rücken umschleicht; offenbar, um ihn von hinten niederzustoßen oder niederzureißen. Ich rufe Roes zu, er wendet sich um, bemerkt das Nämliche und augenblicklich versetzt er dem Banditen mit flacher Klinge einen Schlag ins Genick, daß er bewußtlos zu Boden stürzt. Jetzt war es höchste Zeit, auf unsere Sicherheit bedacht zu sein. Nochmals sich umwendend,

rief Roes dem andern Offizier zu: „Pfui, Herr Kamerad, das war ein schlechter, eines Offiziers unwürdiger Streich!“ Doch dieser zuckte mit den Achseln und zeigte schweigend auf den gefallenen Italiener. Schon waren uns die Häscher auf Schußweite nahe. Die Landjäger bogen von der Chaussee um die Waldecke herum, um uns den Weg abzugewinnen; ein Entrinnen schien unmöglich. Wir werfen uns in den Wald; bald sitzen wir auf unseren Pferden; einer der beiden Burschen bezeichnet uns den Weg, den wir zu nehmen haben, um an einer praktikabeln Stelle den sonst überall tiefen und hochufrigen Grenzfluß (ich glaube Troppe heißt er), der nur etwa 2000 Schritt entfernt war, übersetzen zu können.

Beide wurden reichlich belohnt und fort ging es im sausenden Galopp mit gespanntem Pistol in der Hand, durch Kornfelder, Gräben und Hecken, ohne Weg und Steg. Am Flusse angelangt, treffen wir an der bezeichneten Stelle einen österreichischen Grenzjäger, der uns ein Halt zuruft; allein augenblicklich sind vier Pistolenmündungen auf ihn gerichtet, und Roes ruft ihm zu: „Einen Laut, Kamerad, und vier Kugeln sitzen dir in den Kaldaunen!“ Der Überraschte, der wahrscheinlich nicht einmal seine Büchse geladen hatte, sah ruhig zu, wie wir durch den Fluß setzten. Von jenseits warf ich ihm noch ein Goldstück zu. Jetzt erst konnten wir wieder frei Atem schöpfen. Wir ritten auf eine nahe Anhöhe, von der man die ganze Gegend übersehen konnte. Da sahen wir, welcher Gefahr wir entronnen waren. Der Kampfplatz hatte, wie gesagt, nur zwei wegsame Zugänge; beide waren von Landjägern umringt. Allein der saubere Plan der Schufte hatte ein Loch; man hatte vergessen, daß Lützowsche Reiter auch ohne Weg fortkommen und größere Flüsse als die armselige Troppe mit ihren Pferden passieren können.

Wir traten unsere Rückreise an. In Neisse nahm Roes Abschied von mir. Ich traf wohlbehalten in meiner Garnison wieder ein. Ich hatte gefürchtet, der gute Onkel würde wegen dieser Geschichte Unannehmlichkeiten haben, allein dies war nicht der Fall; denn die bei dem Duell Anwesenden mußten selbst schweigen, wenn sie nicht die Gefahr laufen wollten, in die nach österreichischen Gesetzen sehr strenge Strafe auf das Duell und selbst die Mitwissenschaft um dasselbe zu verfallen. Und so wurde die ganze Sache durch die Gegner selbst vertuscht. —

Bei meiner Rückkunft in unser Kantonnement fand ich mehrere Briefe aus der Heimat vor und namentlich einen von meiner geliebten Freundin aus Wien voll der zärtlichsten Ergießungen und Klagen. Sie bestürmte und beschwor mich bei allem, was mir teuer und heilig, wieder in ihre Arme zurückzukehren. So erbärmlich und langweilig meine jetzige Lage war, so war ich zu stolz, um nun von meinem einmal gefaßten Entschluß abzugehen, und so machte ich ihr diesen, wenngleich in den schonendsten und herzlichsten Ausdrücken und mit der aufrichtig gemeinten Versicherung unwandelbarer Liebe und Dankbarkeit, in der Antwort kund. Von dieser Zeit an hörte alle Korrespondenz unter uns auf. Madame hielt ihr Wort; sie heiratete nicht wieder, so herrliche Anerbietungen ihr auch gemacht wurden, und ist noch jetzt, im Jahre 1833, wie ich aus sicherer Erkundigung weiß, ledig. —

Das Bataillon, bei dem ich jetzt stand, hatte teils alte, teils blutjunge Offiziere, unter welchen ich mehrere zu Freunden hatte, und mit welchen ich gewöhnlich verkehrte; darunter waren besonders der Kapitän v. Puttkammer, ein braver, herzensguter Haudegen, der bei der Schlacht von Dresden, von einer Kanonenkugel durch den Leib getroffen, in meinen Armen

verschied; von Diebitsch, ein Vetter des nachmals so berühmten Diebitsch-Sabalkansky, ein gutmütiger, freundlicher Alter, nur etwas arg am Gamaschendienst hängend; Leutnant von Salis, von Bath, beide liebenswürdige Jungen, Leutnant von Fehrenteil, Adjutant, ein ausgezeichneter Kopf, voller Kenntnisse; auch er wurde bei Dresden von einer Musketenkugel gerade vor die Stirn getroffen und starb, wahnsinnig, in Prag. Unser Bataillonschef war Major von Bessel, ein trockener Exerziermensch; das Regiment kommandierte der damalige Major, jetzige General von Loebel in Trier; ein braver Soldat, im Lager und Quartier zwar dienststreng, doch gegen alle freundlich, zuvorkommend, in der Schlacht aber ein wahrer Teufel, rücksichtslos, selbst hart. Die ganze Brigade befehligte der damalige Oberstleutnant, jetzige Generalleutnant von Jagow. Wir gehörten zum Kleistschen Armeekorps.

Unser Regiment bot allerdings nicht den Anblick dar, wie jetzt ein preußisches Regiment en parade. Mit ihren grauen Jacken, gelben Kragen, Feldmützen, Hosen von allen möglichen Farben, Musketen und Patronentaschen aus dem siebenjährigen Kriege, ohne Säbel, ohne Tornister, bloß Säcke und Ränzel am Rücken, sah die Mannschaft ziemlich ärmlich aus; desto besser und erfreulicher war ihre patriotische Stimmung und ihre militärische Haltung. Man sah, daß sie nötigenfalls mehr leisten würden, als ihr ärmliches Äußere versprach, und sie haben es später gezeigt; denn obgleich lauter junge Rekruten oder ausgediente Halbinvaliden, schlugen sie sich trotz den besten gedienten Soldaten. Das Regiment hat sich nachher als eines der bravsten in der Armee bewährt.

Bei einer großen Revue unweit Strehlen lernte ich auch den Kronprinzen und Prinzen Friedrich von Oranien kennen; beide sahen damals blutjung aus.

Alle Soldaten waren nachgerade des langweiligen Kantonnierens überdrüssig und brannten vor Ungeduld, loszuschlagen; bald sollte ihr Wunsch hinreichend erfüllt werden.

Die Schlacht bei Dresden.

Nach Böhmen. — Kontagiöse Augenentzündung. — Die Schlacht bei Dresden. — Der Rückzug. — Das Biwak. — Napoleon durchs Fernrohr. — Weiterer Rückzug. — Gefährliche Stimmung beim Kleistschen Korps. — Der geplünderte Jude. — Köstliche Stiefelschmiere. — Kommandeur eines Kavalleriedetachements gegen Ausreißer und Plünderer. — Wiedersehen mit meinem Schulfeind von Keppel.

Auf dem Kongreß zu Prag hatten die Herren Diplomaten ihren Witz erschöpft. Die Federn hatten ausgefochten; was diese nicht vermocht, das sollten nun, wie immer, Bajonette auf kürzerem Wege entscheiden. Schriftzüge mit Menschenblut sind bestimmter, als alle Federfuchserei, die doch meistens auf ersteres hinausläuft. Das Fazit der ganzen Verhandlung war, von neuem zu versuchen, wer von beiden Teilen das Morden besser und kunstgerechter verstehe. Österreich schloß sich den Allierten, obgleich etwas zagend, an. Der Waffenstillstand war zu Ende; von neuem begann der Tanz auf Leben und Tod.

Ganz unerwartet bekam das ganze Armeekorps Befehl zum Aufbruch und sich so zu rüsten, als wenn man schon vor dem Feinde stünde. Man merkte, daß es diesmal keinen bloßen Dislokations- oder Revue-Marsch galt. Zudem waren forcierte Tagemärsche vorgeschrieben; folglich hatte es wohl Eile, nur wußten wir mehrere Tage nicht, wohin es ging. Unser Marsch ging am Zobtenberg und Schweidnitz vorbei durch Silberberg. Hier erst ward es kund, daß wir nach Böhmen rücken sollten. O wie freute ich mich, den vaterländischen Boden wieder zu betreten! Zwei Tage später ward mir diese Freude. Wir zogen über das Riesengebirge und überschritten die böhmische Grenze

bei Nachod. Von da ging es über Opotschno, bei Josephstadt über die Elbe, an Prag vorbei auf Laun und Duchsen.

Bisher hatte ich alle Beschwerden des Feldzuges gut ertragen; meine Gesundheit schien unverwüstlich; allein zwischen Opotschno und Grätz wurde ich von einem der fürchterlichsten Übel befallen, welches damals unter uns mit wütender Schnelligkeit um sich griff und manchen Braven zum Krüppel machte. Es war dies die kontagiöse Augenentzündung, an der sehr viele litten und die meisten für immer erblindeten. Die anstrengenden Tagemärsche, die heftige Sonnenhitze mit fürchterlichem Staub des Tages, die naßkalten Nächte, unter freiem Himmel bei leichter Körperbedeckung, karge und zudem noch schlechte Nahrung mögen jenes böse Übel hervorgerufen haben. Es war offenbar ansteckend, daher floh jeder einen daran Leidenden wie einen Pestkranken. An ärztliche Hilfe war bei der großen Anzahl von Kranken und bei der Schnelligkeit des Marsches nicht zu denken. Noch jetzt erscheint es mir unbegreiflich und wie ein Wunder, daß ich meine beiden Augen nicht verlor, wenngleich ich seither eine merkliche Augenschwäche zurückbehielt.

Das Übel befiel mich eines Morgens plötzlich; nach zwei Stunden standen schon beide Augen, wie ein Hühnerei groß, hervor, der Eiter quoll in Menge heraus; der Schmerz war zum Rasendwerden. Ich wurde auf einem mit Ochsen bespannten Wagen weitergeschafft. Man denke sich meinen und meiner Leidensgefährten Zustand, deren acht mit mir den Wagen teilten, offen, der brennenden Hitze preisgegeben, fortwährend in eine dichte Staubwolke gehüllt, von Fieber glühend, vor Durst verschmachtend, ohne alle Hilfe und Pflege! Es war fürchterlich! Das einzige Mittel, das ich gebrauchte, waren Umschläge von kaltem Wasser oder angefeuchtete Erde.

Bei all meinem Jammer und der fürchterlichen Erwartung

des Blindwerdens konnte ich mich eines Nachmittags des Lachens nicht erwehren. Wir wurden nämlich umgeworfen und flogen allesamt in einen morastigen Graben. Keiner wußte, wo er war; jeder fluchte und tobte, indes der Vorspannbauer, ein Stock-böhme, gemächlich seinen vier Ochsen zusprach und den Wagen aufrichtete. Wir wollten ihn durchprügeln, fuchteln, spießen; von allem verstand aber der Kerl nicht ein Wort; ich rief ihm in böhmischer Sprache scheltend zu und befahl, mir aus dem Kot zu helfen; allein trocken erwiderte er, ich müßte Geduld haben; und zu meinem Ingrimm hatte der Kerl recht. Ich Blinder — wir neun Soldaten waren der Gnade eines böhmischen Bauernbengels überlassen. Die vorbeiziehenden Truppen lachten über unsere weiche Lagerstelle; was blieb uns also übrig, als mitzulachen und uns geduldig in die fatale Lage fügen! Am Ende mußten wir gar noch dem Lümmel gute Worte geben, um nur von der Stelle zu kommen, denn er konnte ungehindert davon fahren und uns liegen lassen.

Spät abends kamen wir in Nachod an und wurden mitten auf dem Markte abgeladen. Ich legte mich mit dem Gesichte platt auf die kühle Erde, um nur den fürchterlichen Brand in den Augen zu lindern. Ich rief die Vorübergehenden an, mich in eine Apotheke zu führen; vergebens, die stock-bigotte Gesellschaft ging kalt vorüber, oder erwiderte höhnisch, weil sie alle Preußen für Protestanten hielten: „Krepiere, du Ketzerhund!" Endlich erbarmte sich meiner ein alter Mann, den ich böhmisch bei der allerheiligsten und reinsten Jungfrau Maria und allen 14 Nothelfern mir zu helfen beschwor, und ihm eine reichliche Belohnung versprach. Dies half, vielleicht beides. Er führte mich in eine nicht fern gelegene Apotheke, wo ich auf mein Verlangen für schweres Geld eine Flasche mit Bleiwasser erhielt. Dies war das einzige Arzneimittel, welches ich als Augenwasser

gebrauchte. Auffallend genug half es mir zur Verwunderung schnell, während es in hundert anderen Fällen ohne Erfolg blieb, sogar nicht selten schadete. Schon am folgenden Morgen konnte ich, wenngleich mühsam und lichtscheu, meine beiden Augen wieder öffnen. Nur der, welcher selbst in der Gefahr lange geschwebt, auf immer das herrlichste Gut, das Gesicht unwiederbringlich zu verlieren, kann das Gefühl ermessen, wenn in das verfinsterte Auge plötzlich wieder das göttliche Licht einfällt, und sein Blick von neuem Gottes schöne Schöpfung umfaßt!

Gott inbrünstig dankend, daß ich jetzt selbst sehen konnte und nicht in der früheren Hilflosigkeit der Diskretion anderer überlassen war, verließ ich den detestablen Ochsenpark, bestieg mein Pferd und eilte dem Regiment nach; ich traf es auf der Höhe des Erzgebirges dicht an der sächsischen Grenze im Biwak. Am folgenden Morgen überschritten wir sie, wobei sich ein leichtes Vorposten-Gefecht entspann. Fast unter beständigen Plänkeleien und Neckereien zogen wir mehrere Tage lang kreuz und quer, ohne einen beträchtlichen Ort zu berühren, den ich nennen könnte, umher, die Feinde nach der Elbe drängend. Das Wetter war abscheulich; die Wege grundlos, die Nahrung knapp. Plötzlich wurde die bisherige Marschrichtung geändert, und in Eilmärschen rückten wir auf Dresden los.

Auf den westlichen Anhöhen, welche das Elbtal bei Dresden bekränzen, angekommen, trafen wir schon die österreichische Armee, welche den linken, so wie die russische Armee den rechten Flügel, formierte; wir standen im Zentrum und konnten von unserem Standpunkte alles gut übersehen. Es fanden vor unseren Augen mehrere kleine Gefechte statt, an denen wir aber nicht Teil nahmen. Die Feinde waren bis an die Stadt gedrängt, die verbündete Armee umschloß sie in einem Halbkreise. Die Stimmung der Soldaten war trotz der überstandenen Beschwerden vortrefflich,

und die Zuversicht eines gewissen Sieges so groß, daß viele töricht genug waren, den fünftägigen Mundvorrat, der jetzt ausgeteilt wurde, beim Abmarsch aus dem Lager stehen zu lassen, um leichter marschieren zu können, und meinten, morgen werde man in Dresden besser speisen; sie mußten ihren Mutwillen teuer genug bezahlen.

Am folgenden Morgen hatte sich der Himmel etwas aufgeklärt, und die Schlacht begann auf der ganzen Linie. Um 9 Uhr rückten auch wir von der Anhöhe herab in die Ebene. Von allen Seiten wurde der Feind gedrängt und mußte weichen. Eine ungeheure Zahl von Hasen und Feldhühnern und Fasanen kamen uns entgegen und wurden teils totgetreten oder getötet und meist liegen gelassen, weil man nichts damit anzufangen wußte. Ich packte mir zwei der feistesten Fasanen auf. Um 1 Uhr rückten wir auf der großen Straße in den herrlichen Lust- oder Tiergarten; jene war mehrfach durch Verhaue gesperrt, zu beiden Seiten durch hohe dichte Hecken eingeschlossen. Unser Bataillon wurde zum Stürmen beordert. Mit gefälltem Bajonett stürzten sich die braven Jungen darauf los; in kurzer Zeit waren drei Verhaue weggeräumt, die Hecken durchbrochen und zwei Kanonen genommen. Im Sturmschritt ging es nun bis zu dem Lustschloß, welches in der Mitte des Parkes steht, (seinen Namen weiß ich nicht); hier leisteten die Feinde verzweifelten Widerstand, als aber auch die zwei übrigen Bataillone unseres Regiments herankamen, wurden jene geworfen. Jetzt entspann sich ein mörderisches Tirailleur-Feuer, wir konnten in dem dichten Gebüsch nur langsam vorrücken, die große Straße nach dem Stadttor zu war abermals durch Querwälle von gefällten großen Bäumen gesperrt, hinter welchen die Feinde ein verderbliches Musketen- und Kanonenfeuer auf uns unterhielten. Da das Tiraillieren nichts fruchtete, wir nicht vorwärts kamen und dennoch viele

Leute verloren, so wurden abermals die Barrikaden gestürmt und nach hartnäckigem Widerstande genommen. Unaufhaltsam ging es jetzt mit gefälltem Bajonette auf das Stadttor los; alles, was sich zur Wehr setzte, wurde niedergestoßen; unsere jungen Burschen fochten mit grenzenloser Erbitterung und Kühnheit. Wir langten an dem verschlossenen Tore an; von den Wällen empfing uns ein fürchterliches Kartätschenfeuer. Ohne lange zu überlegen, wurde die Erstürmung des Tores anbefohlen.

Es mochte etwa 8 Uhr sein. In der Hitze des Gefechtes, von Gebüschen umgeben, hatten wir bisher auf den Gang der Schlacht nicht achten können. Schon traten 60 Freiwillige mit Äxten und Beilen versehen hervor, und erboten sich, trotz des mörderischen Kartätschenfeuers das Tor einzuhauen und uns den Weg in die Stadt zu bahnen, als plötzlich das Gerücht sich verbreitete, Napoleon sei mit einer starken Macht frischer Kerntruppen angekommen; zugleich vernahmen wir auch ein heftiges Feuer in unserer linken Flanke, beinahe im Rücken, rechts aber rückten die braven Russen unter fortwährendem Hurrageschrei anhaltend vor. Trotz der ungünstigsten Aussichten verlangten die mutbeseelten Soldaten mit Ungestüm den Sturm auf die Stadt, der aller Wahrscheinlichkeit nach auch günstigen Erfolg gehabt haben würde. Unterdes kam ein Adjutant herangesprengt mit dem Befehl, uns Augenblicks in bester Ordnung, auf dem Wege, den wir gekommen, zurückzuziehen, und meldete: 13 Bataillone Österreicher haben die Waffen weggeworfen, der ganze linke Flügel sei geschlagen und desorganisiert, der größte Teil unseres Armeekorps auf dem Rückzuge, um nicht flankiert, und unsere Brigade bei längerem Vorrücken in Gefahr, abgeschnitten und gefangen zu werden. Hier war kein Säumen zuläßig, Verfolgen der so blutig und tapfer errungenen Vorteile wäre sinn- und zudem nutzlos gewesen. Wir zogen uns unter fortwährendem Kämpfen in geschlossenen

Kolonnen durch den Lustgarten auf die früher besetzten Anhöhen zurück; die eintretende Nacht und ein heftiges Regenwetter begünstigten unseren Rückzug.

Auf dem hochgelegenen Kirchhofe eines nahen Dorfes, durch welches die Straße nach Böhmen ziemlich tief führte und die von jenen dominiert werden konnte, schlugen wir unser Biwak auf. Die da stehenden hölzernen Kreuze wurden zu Feuern gebraucht, die bei dem heftigen Sturm und Regen nur mit Mühe unterhalten werden konnten. Unsere Lage war nicht eben erfreulich. Alle todmüde, von Nässe und Frost bebend, eine große Zahl verwundet, hungrig und durstig, auf Gräbern ruhend; die Gewehre unbrauchbar, die Munition teils verschossen, teils naß; ohne Ordre, ohne Lokalkenntnis, vor uns die Feinde, hinter uns keine Spur unserer Truppen, die Nacht stockfinster, wir wahrscheinlich von unserem Korps aufgegeben; da mußte wohl den Entschlossensten unbehaglich zumute sein. Zufälligerweise fand ich beim Nachsuchen nach Pferdefutter auf einem nahe liegenden Felde ein Zelt, welches die Franzosen bei ihrem schnellen Rückzuge am vorigen Tage hatten stehen lassen müssen, und darin eine Garbe frischgemähten Hafers. Ich nahm beides nach unserem traurigen Aufenthalte mit, spannte das Zelt über einem frischen Grabhügel auf, hieb die Haferähren für mein Pferd ab; das übrige Stroh breitete ich über den Grabhügel zu meinem Nachtlager aus und schlief getrost und fest, bis zum anbrechenden Tage.

Als ich erwachte, war ich nicht wenig über meine Lage erstaunt. Die lockere, durch den Regen bis zum Brei erweichte Erde des Grabhügels hatte durch die Last meines Körpers nachgegeben, und so lag beinahe ein Drittel meines Körpers wie in einer Gußform von Lehm. Ich stand auf, ein heftiger Schüttelfrost ergriff mich, aber noch mehr war ich entsetzt, als ich mich

allein mit meinem am Zelte angebundenen Pferde, und das ganze Regiment abmarschiert fand. Was nun tun? Am ganzen Körper erstarrt, schwang ich mich aufs Pferd und fest entschlossen, es möge kommen was da wolle, mein Regiment einzuholen, jagte ich in den Hohlweg und auf der Straße dahin. Beim Ausgange des Dorfes donnert mir ein „Qui vive" entgegen, ich kehre mich nicht daran, sprenge durch einen französischen Infanterie-Posten durch, eine Musketen-Salve folgt mir, ich erreiche wohlbehalten die Höhen und endlich auch mein Bataillon, bei welchem man mich schon verloren glaubte.

Ein schönes Schauspiel bot sich uns nun dar. Der stürmischen Nacht folgte ein schöner Morgen; die Luft war völlig klar. Da erblickten wir vor uns auf der Ebene die ganze französische Armee kolonnenweise in Schlachtordnung aufgestellt.

Durch ein Fernrohr konnte man deutlich sehen, wie Napoleon an der Spitze eines zahlreichen Gefolges von Groß-Offizieren die Reihen durchzog, bald bei dieser, bald bei jener Kolonne anhielt und zu sprechen schien. Adjutanten flogen ab und zu nach allen Seiten. Stolz glänzten die unzähligen Adler im Morgenglanze uns höhnend entgegen. Und Dresden, in dem wir unser Frühstück für heute sicher glaubten, das uns aber gestern ein Vesperbrot serviert, an dem wir uns den Magen garstig verdorben, lag lachend vor uns.

Ernst, grimmig, schweigend standen die von Pulverdampf geschwärzten, von Hunger, Durst, Nässe, Frost und Müdigkeit hohläugigen, abgemagerten Krieger da. Alles war verloren, nur ihr Mut nicht. Dem Kommandeur von Loebel standen die Tränen in den Augen, als er sie in Kolonnen antreten ließ, die geschmolzene Zahl sah und in ihren Gesichtszügen deutlich las, was in ihnen vorging. „Kameraden," rief er, „warum so verzagt? Habt ihr euch etwas vorzuwerfen? Ihr habt als brave

Soldaten gefochten! Hätten andere nur halb so ihre Schuldigkeit getan, wäre die Schlacht gewiß gewonnen, denn sie war schon durch euch größtenteils gewonnen. Laßt es euch nicht kränken, daß eure Tapferkeit, euer vergossenes Blut umsonst gewesen; noch seid ihr unbesiegt! Faßt Mut und habt noch etwas Geduld, Lebensmittel kann ich euch jetzt nicht schaffen; gerne gäb ich mein Herzblut dafür hin, könnte ich euch dadurch geben, was ihr so sehr verdient. Wollt ihr mir folgen?" Ein allgemeines Hurra war die Antwort. „Nun denn, vorwärts, mit Gott für König und Vaterland!" kommandierte er, und wie neu beseelt traten die Braven von neuem den äußerst beschwerlichen Marsch, bis an die Knie im Kot, viele ohne Schuhe, an.

Es war der traurigste Marsch, der mir je vorgekommen. Kein heiteres Kriegslied, kein fröhlicher Laut war zu hören. Viele fielen vor Mattigkeit fast sterbend nieder, rafften sich aber nach kurzer Rast wieder mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte auf, um nicht den Feinden in die Hände zu fallen; die Wege waren mit todmüden Soldaten, toten Pferden, verlassenen Kanonen und Wagen bedeckt; zu Hunderten schwärmten österreichische Marodeure ohne Waffen umher, plündernd und raubend, was nur zu haben und zu brauchen war, am schlimmsten trieben es ihre Weiber. Auch von ein paar desorganisierten Bataillonen der schlesischen Landwehr trieben sich die Trümmer herum; diese wurden eingeholt und mußten ohne Umstände in unsere Reihen eintreten mit der Androhung, daß jeder Soldat befugt sei, sie bei dem mindesten Versuche zu entfliehen, niederzuschießen. Alle Dörfer, durch die wir kamen, waren greulich verwüstet oder mutwillig in Brand gesteckt. Durch die umherstreifende französische Kavallerie ward alle Augenblicke unser Marsch gehemmt, und wir mußten, so gut es anging, Karree formieren. So unter fortwährenden Neckereien und Kämpfen erreichten wir endlich

gegen Nachmittag einen tiefen Hohlweg, der zwischen zwei Bergen eine Anhöhe heraufführte.

Da traf uns ein neues Ungemach. Der ganze, ziemlich schmale Hohlweg war durch eine reitende Batterie, deren Pferde teils bereits gefallen, teils so müde waren, daß sie nicht von der Stelle konnten, geschweige den ziemlich steilen Berg hinauf, gesperrt, so daß nur einzelne Menschen durchkonnten. Bei diesem Aufenthalt sanken fast alle unsere Soldaten nieder, um unterdes etwas auszuruhen. Da kam der Kommandeur jener Batterie zu unserem Obristen und beschwor ihn, die schöne Batterie durch seine Leute den Berg heraufbringen und retten zu helfen. Dieser zeigte aber auf seine todmatten Krieger und erklärte, es sei unmöglich. Vergebens bat, fluchte, tobte jener, unser Obrist, der seine Leute liebte, das Unmögliche auch einsah, blieb unbeweglich. „Wohlan denn!" rief jener, „so laßt euch denn samt der Batterie fangen, die euch retten könnte, oder niederhauen. Da seht euch nur etwas um!" In der Tat erblickten wir in einer Entfernung von etwa einer halben Stunde einen beträchtlichen Trupp polnischer Ulanen und etwas weiter (durch ein Fernrohr) eine starke Infanterie-Kolonne auf uns zurücken. In der Lage, in der wir uns jetzt befanden, waren wir alle gewiß verloren, wenn wir die Ankunft des Feindes abwarteten; erreichten wir aber die Anhöhe, so konnte er uns nichts anhaben. Der Hohlweg war leicht zu verteidigen und nicht zu umgehen; ein paar Verhaue und zwei Kanonen waren hinreichend, um einen noch viel zahlreicheren Feind einen ganzen Tag lang fern zu halten und das Defilieren unmöglich zu machen. Unterdes konnte die Mannschaft ausruhen. Alles dieses wurde rasch bedacht, und die gemeinsame Not entschied zu gemeinsamer Hilfe.

Da trat der Kapitän Schimjetzki hervor und rief: „Herr Obrist! Wozu schleppen wir die Kanaillen von Ausreißern, die

sich bene getan, während unsere braven Jungen bluteten und darbten, mit uns? Fort mit ihnen vor die Kanonen und darauf gehauen, wenn sie nicht ziehen; sie haben ja ohnedies die Kugel verdient. Unsere Reitpferde sind noch im leidlichen Stande, spannen wir auch diese vor!"

Gesagt getan! Willig gaben alle Offiziere ihre Pferde her. Ehe noch zehn Minuten umgingen, waren zwei Kanonen und eine Haubitze auf der Höhe aufgefahren und gegen den Feind gerichtet. Unser Bataillon bildete am Eingange des Defilees gegen die herannahende Kavallerie ein Karree, um die Arbeiten im Defilee zu decken. Dies war aber unnötig; denn kaum kam sie in Schußweite, wurde sie mit einem wohlgerichteten Kartätschen- und Granatenfeuer begrüßt und mußte sich zurückziehen. Binnen etwa dreiviertel Stunden war der ganze Artilleriepark auf der Höhe, wir in Sicherheit, der Hohlweg durch mehrere Verhaue gesperrt, und ein regelmäßiges Feuer der ganzen Batterie begann auf den Feind. Dieser wagte nicht vorzugehen.

Gegenseitig war jetzt die Freude allgemein. Der Batterie-Kommandeur ließ jetzt ein paar Fässer Brantwein unter unsere Mannschaft austeilen; aus einem nahen Dorfe wurden einige Schweine und eine Kuh herbeigeschafft, fast lebendig noch mit Haar und Haut in Stücken gehauen, gesotten und gebraten, und dann ging es zur langersehnten Ruhe. Während der Nacht versahen die dankbaren Artilleristen zu Fuß den Vorpostendienst zu unserer Sicherheit. Nichts fiel vor. Kaum graute der Tag, war alles frisch und fröhlich auf den Beinen, nichts von Mißmut oder Müdigkeit, wieder der vorige Mut, die frühere Fröhlichkeit, vom Feinde nichts mehr zu sehen; die Pferde hatten ausgeruht und waren wieder dienstfähig; der Weg wurde besser, und vorwärts ging es mit fröhlichem Mute.

Endlich des Nachmittags erreichten wir die ersten Vorposten

des Kleistschen Korps; sie sahen uns anfänglich für Feinde an, und es fehlte nicht viel, daß sie auf uns Feuer gaben. Allgemein war die Freude, das brave Regiment gerettet wiederzusehen, das man schon verloren glaubte.

Groß war die Hungersnot unter unseren Truppen. Zwar fehlte es nicht an Fleisch, wohl aber an Brot gänzlich, und die meisten vermochten jenes nicht ohne letzteres zu genießen. Ich kam dabei gut weg, weil ich Brot missen konnte, und eine gekochte Kalbsleber vertrat bei mir dessen Stelle.

Die Lage und Stimmung des Kleistschen Korps war in dieser Zeit ganz eigentümlich; man wußte nicht, woran man war. Kein Feind verfolgte uns, aber wir wußten, daß Vandamme uns in der Flanke marschiere, und hin und wieder munkelte man, wir seien abgeschnitten und ohne eine entscheidende Schlacht und Sieg verloren. Alle Gemüter schienen etwas befangen. Unter den jungen Truppen, namentlich unter der Landwehr riß allmählich das Marodieren so ein, daß man sich gezwungen sah, die Todesstrafe darauf zu setzen. Die österreichischen Flüchtlinge hausten zu beiden Seiten unserer Leute fürchterlich. Das Wetter war fast anhaltend regnerisch, die Märsche beschwerlich und anstrengend; eine große Menge Leute erkrankte, bei einigen Regimentern schlich sich ein gefährlicher Geist von Insubordination ein, die Soldaten entfernten sich oft stundenlang ohne Erlaubnis aus den Reihen, um in den neben der Straße gelegenen Dörfern Lebensmittel zu requirieren, und kamen dann meistens berauscht zurück. Es war höchste Zeit, daß diesem Unwesen ein Ziel gesetzt wurde, wenn sich nicht das ganze Korps auflösen sollte. Dies geschah denn auch bald; gemeinsame Gefahr brachte wieder alles ins vorige Geleise, zur früheren Ordnung zurück.

Eines drolligen Auftrittes muß ich hier noch erwähnen. In einem kleinen Städtchen, das in einer Bergschlucht liegt und von

einem reißenden Waldbach durchschnitten wird, über den die Heerstraße über eine hohe Brücke fortzieht, stockte der Marsch, weil auf der jenseits in einem Hohlwege emporsteigenden Straße die Artillerie nur mit der größten Mühe fortkonnte. Wir lagerten uns auf der Straße.

Ein russischer Marketender, ein Jude, fand sich bei uns ein, und bot seine Lebensmittel feil, aber zu so hohen Preisen, daß der Schelm verdient hätte, gehangen zu werden. So kostete z. B. ein Glas Schnaps, ein Bissen Brot, eine saure Gurke, ein Löffel voll Salz jedes einen Speziestaler, und im nämlichen Verhältnisse die anderen Sachen. Trotzdem gingen seine Sachen reißend ab, und in kurzer Zeit hatte der Spitzbube mehrere hundert Taler in der Tasche. Mauschel war aber auch klug, und auf seine Sicherheit bedacht, hatte er sich sechs russische Kürassiere, allem Anschein nach Marodeurs, zur Bedeckung mitgebracht. Alles war über die Unverschämtheit des Kerls erbost; allein was half es? Wer nicht bezahlen konnte, bekam nichts und mußte zusehen. Endlich wurde vorwärts marsch kommandiert, weil indes die Passage frei geworden und hinter uns abermals Artillerie angerückt kam. Der Jude packt schnell seine Siebensachen auf sein zweispänniges Wägelchen und will vorwärts. Vergebens bitten ihn die vordersten der Soldaten, ihnen einige Brote zu schenken, da er ja doch von dem Regiment wenigstens fünfzigmal so viel verdient habe, als sein ganzer Kram wert ist. Höhnisch lächelnd aber erwiderte er: Gotts Wunder, schenken? Gott behüt, dies wäre gegen seine Natur, und fuhr rasch der Brücke zu. Er war schon beinahe am Ende derselben, als mit einem Male eine Achse an seinem Wagen brach, und dieser quer über die ohnehin enge Straße fiel, Fässer, Kisten, Flaschen, Krüge und Beutel usw. herumkollerten. „Das ist Strafe Gottes,“ riefen die Soldaten, „aus dem Weg mit dem Wagen!“ Aber dies ging nicht

an, der Jude riß sich in den Haaren und schrie Zeter. Alles lachte. Nochmals verlangte man Brot, allein er hätte wohl eher seine Seele hergegeben, als etwas verschenkt. Da erscholl das Geschrei: „Fort mit dem Wagen über die Brücke hinunter, greife jeder zu," und im Nu umringte man den Wagen; jeder nahm, was er kriegen konnte. Die russischen Kürassiere, vom Juden aufgefordert, machten sich mausig, zogen blank und wollten auf die andringenden Soldaten zuhauen. Im Augenblick waren sie aber mit Gewehrkolben zu Boden geschlagen; die erbitterten Bursche packten nun den Wagen und warfen ihn samt allem, was noch darin war, samt einem Kürassier, der einen Infanteristen verwundet hatte, die Brücke herab.

Bei dieser Gelegenheit hatte ich ein Fäßchen von etwa zwei Maß Inhalt aufgelesen, ohne zu wissen, was darin war. Ohne dies weiter zu untersuchen, nahm ich es mit. Erst abends, im Biwak, eröffnete ich es und war nicht wenig ärgerlich, als ich darin eine schmierige, der Wagenschmiere oder grüner Seife ähnliche Masse entdeckte. Ich überlegte, was mit dem Ding anzufangen sei, denn zu etwas mußte es doch gebraucht werden. Da fielen mir meine kahlen Stiefel und mein brüchiges Riemenzeug ein, die schon seit Wochen nicht mehr geschmiert worden waren. Ich befahl daher meinem Burschen, an beiden diese Operation mit der Schmiere vorzunehmen. Während er noch damit beschäftigt war, kommt Leutnant von Tauberheim an meiner Lagerstelle vorbei. „Was Teufel, Doktor," ruft er, „riecht hier so nach Kaviar?" „Die Schuhschmiere da," erwidere ich. Er untersucht sie, sieht, was damit getan wird, bricht in ein unmäßiges Gelächter aus. „Plagt Sie denn der leibhaftige Satan? Das ist ja Kaviar, ein leckeres Fressen; kennen Sie es denn nicht?" „Allerdings nicht!" sagte ich, denn ich hatte im Leben nicht davon gehört. Er bringt eine Zitrone, mischt ihren

Saft mit der Schmiere, ich koste davon, und wir hatten ein leckeres Abendbrot. Die Soldaten, welche mich meine Mahlzeit mit dem herrlichsten Appetit verzehren sahen, spuckten vor Abscheu aus: „Gott straf mir!" hieß es, „der Doktor ist des Teufels vor Hunger und frißt schwarze Seife; na! dat soll ihm gut bekommen." Andere, denen ich von meinem Leckerbissen anbot, sahen mich zweideutig an und frugen, ob ich sie zum Narren halten wolle. Endlich hatte ich auch Zeit, meine beiden Dresdener Fasanen mit etwas Speck und Salz auf einem Ladestock zu braten und lud mehrere Freunde dazu ein. — Nun sage noch einer, ob ich in dem Jammer und in der Hungerzeit nicht fürstlich gespeist und bewirtet habe?

Während dieses traurigen Zuges wurde mir ein sonderbares Amt zu teil. Ich wurde nämlich beordert, mich einem Kavallerie-Detachement anzuschließen, welches den Auftrag hatte, alle in der Umgegend vorhandenen Kranken und Blessierten zu sammeln und nach dem Hauptquartier zu bringen, zugleich aber auch alle Marodeurs ohne Unterschied einzufangen und bei der geringsten Widersetzlichkeit aufzuknüpfen oder niederzuschießen. Zufällig ward dieses Kommando von einem meiner ehemaligen Kameraden beim Lützowschen Korps befehligt. Wir waren noch nicht einen Tag lang auf unserem Fischzuge, so erkrankte jener Kamerad plötzlich, so daß ich ihn auf einen Wagen laden mußte und für sein Leben besorgt wurde. Was nun tun? Die Kavalleristen waren lauter junge Soldaten, ohne alle Lokalkenntnis, ein anderer Offizier war nicht vorhanden. Da erbot ich mich, das Kommando zu führen. Dies wurde mit Freuden angenommen und um so eher, weil man erfuhr, daß ich schon früher als Offizier bei der Kavallerie gedient hatte. So war ich denn wieder, ohne es wirklich zu sein, Kommandierender. Unser Fang fiel sehr reichlich aus; wir brachten am anderen Tage nahe an 300 Aus-

reißer und Nachzügler — Österreicher, Russen und Preußen von allen Waffengattungen — und 62 Kranke und Blessierte zum Korps zurück. Wer sich der Arrestation widersetzte oder zu entwischen suchte, wurde ohne alle Umstände niedergehauen oder an dem nächsten Baum aufgeknüpft. Der Brigadegeneral von Glücks war nicht wenig erstaunt, daß ein Arzt das Kommando geführt; indes gab er mir in den schmeichelhaftesten Ausdrücken seine Zufriedenheit über mein Benehmen zu erkennen.

An dem nämlichen Tage machte ich mit 20 unserer Jäger und 40 Mann Kosaken eine Patrouille auf die linke Flanke unserer Linie, kam in ein Dorf, hörte die fliehenden Einwohner schreien und klagen, die Österreicher plünderten das Dorf. Ich ließ sogleich alle Eingänge besetzen und ritt mit etwa 15 Mann hinein. Da sah ich den Jammer: beinahe an 200 solcher österreichischer Marodeurs waren hier beschäftigt, sich gütlich zu tun, und was sie nicht gebrauchen konnten, zu zerstören; die meisten waren unbewaffnet. Sogleich gab ich Ordre, sie hinauszujagen und im Widersetzungsfalle einzuhauen und scharf zu schießen; das war aber nicht nötig; sie ergaben sich gutwillig. Als ich beinahe schon alle vor dem Dorfe auf einem Haufen beisammen hatte, kommt ein Kosak geritten, treibt mit der Knute ein österreichisches Kadettchen vor sich her und berichtet, dieses habe sich in einen Backofen verkrochen und habe, als es entdeckt worden, entfliehen wollen; schon wollte ich kommandieren, daß der gemessene Befehl an ihm vollzogen werde, da sah ich dem Jammerbilde in das totenbleiche Gesicht und erkannte darin Monsieur von Keppel. „Ei sieh da!" rief ich ihm zu, „mein feines Keppelchen! Wie kommst du hierher, wie bist du denn auf den tragischen Gedanken gekommen, Soldat zu werden? Dachtest du, es würde auf dem Schlachtfelde Krapfen und Rosinen regnen? Hast du das Heimweh nicht bekommen? Pulver riecht allerdings nicht nach dem

Prater oder Schönbrunn — Schurke, wo hast du deinen Degen? Antwort! Kennst du mich jetzt?" „Nein," erwiderte er totenblaß. — Da nahm ich ihn zur Seite und sprach: „Ich heiße Krimer, bin der nämliche, dem du auf der Schule so viele Leiden bereitet und der dir damals unauslöschliche Rache geschworen; jetzt steht dein Leben in meiner Hand; laut den Kriegsregeln sollte ich dich gleich hängen lassen, aber solch ein Schurke wie du ist nicht wert, von einem ehrlichen Soldaten gehangen zu werden. Doch sollst du einen Geschmack von der Kollation bekommen, die du mir damals bereitet," und damit befahl ich einem Kosaken, dem Hundsfott 50 Knutenhiebe zu geben, ihn sodann bis an die französische Vorpostenlinie zu transportieren und dort laufen zu lassen; denn brachte ich ihn gefangen ins Hauptquartier, so wurde er ohne Gnade erschossen. Der Kosak erfüllte treu seine Pflicht. Was aus Keppel geworden, habe ich nicht erfahren.

Die Schlacht bei Culm.

Fehler in der Schlacht bei Culm. — Eine Heldentat. — Konfusion. — Verwundet und ausgeplündert. — Wie zerronnen so gewonnen. — Ich treffe nach der Schlacht meinen Duellgegner. — Folgen meiner Wunde. — Faulenzerei. — Ein kühner Handstreich. — Schrecklicher Nachtmarsch. — Bestrafung der Flüchtlinge.

Der glorreiche Tag, der uns für den Verlust bei Dresden entschädigen sollte, war herangekommen: für unser braves Bataillon unverschuldet ein schmachvoller, ein Trauertag. Welche Fehler und durch wen sie begangen worden, mögen Sachkundige entscheiden; daß man aber mehrfach gefehlt, war jedem klar, und mir ist es bis jetzt noch unbegreiflich, wie dessenungeachtet die Schlacht für uns so günstig ausfallen konnte. Der größte Fehler war unstreitig der, daß man die ganze Bagage, die Reserve-Artillerie und den Munitionspark vorausziehen ließ und dadurch die Straße sperrte. Man sagte, Prinz August von Preußen habe

dies befohlen. Genug, diese Maßregel gab nachher zu der fürchterlichsten Unordnung Veranlassung: nachdem bereits der Sieg entschieden war, wußte niemand, wer eigentlich gesiegt hatte, und Freund und Feind flohen durcheinander.

Schon am Morgen hörten wir vor uns und auf der Rechten ein lebhaftes Kanonenfeuer und zuweilen Musketensalven. Allmählich nahm beides zu, und mittags erkannte man deutlich ein regelmäßiges Batterie- und Kolonnenfeuer. Der Tag war hell und klar; wir erreichten eine Anhöhe, von welcher die große, breite Heerstraße sich rechts am Fuße des Gebirges herab in das Tal von Nollendorf senkte; zu ihrer linken Seite breitete sich, etwas abgesenkt und abermals von Bergen und Wäldern begrenzt, ein ziemlich breites Tal, gegen die Ebene abgeflacht und breiter werdend, aus. Die ganze Straße war, wie gesagt, mit Wagen und Kanonen bedeckt. Auf dem Gipfel der Höhe, den eine schöne Kirche krönte, sahen wir schon die Spuren der Schlacht und feindlicher Flucht. Eine beträchtliche Menge von Munitionswagen stand einzeln auf den Feldern umher. Die Feinde hatten bei ihrer Flucht brennende Lunten hineingelegt. Alle Augenblicke flog einer derselben in die Luft; das Vorrücken war dadurch im hohen Grade gefährlich, und unberechenbar die Folgen, wenn ein mit Granaten gefüllter Wagen in Brand geraten wäre. Und doch mußten wir mitten durch diese, jeden Augenblick Verderben drohenden Höllenmaschinen vorwärtsrücken.

Da entschloß sich eine Anzahl von Braven unseres Bataillons mit einigen Artilleristen, dem Dinge mit Aufopferung des eigenen Lebens ein Ende zu machen. Sie stürzten sich auf die verdächtigen Munitionswagen, erbrachen sie, rissen, wo sie sie finden konnten, die brennenden Lunten, aus anderen die Munition heraus. Nur ein Patronenwagen explodierte während dieser Zeit und zerschmetterte drei dieser Kühnen. Alle anderen waren un-

schädlich gemacht worden, und dem Vorrücken stand kein Hindernis mehr im Wege.

Die ganze Brigade marschierte nun in Schlachtordnung auf. Ein Regiment schlesischer Landwehr-Ulanen wurde in das Tal vorgeschoben, unser Bataillon erhielt Befehl, rechts neben der Straße, hart am Gebirge zu marschieren und die Wagenkolonne zu decken. Eine Abteilung Schützen und Tirailleurs wurden in den Wald beordert, welcher das ganze Gebirge bedeckte; unglücklicherweise wußten wir hiervon nichts und erfuhren es leider zu spät, daß sie parallel mit uns marschiert und zu unserer Unterstützung bestimmt waren. Nach etwa einer Viertelstunde erreichten wir ein ziemlich schmales, etwa 100 Schritte breites, dicht bei der Chaussee, aber höher als diese gelegenes Feld, von wo aus man das ganze Tal bis zur Ebene übersehen konnte. Was dort vorging, konnte man wegen des Pulverdampfes und des Rauches, der von dem brennenden Dorf aufstieg, nicht unterscheiden, aber heiß ging es da her, das sah und hörte man. Es wurde gehalten, und da zum Formieren einer viereckigen Kolonne nicht Raum genug war, so stellte sich das Bataillon zwei Kompagnien tief in zwei Reihen auf.

Etwa eine halbe Stunde lang hatten wir da gestanden, während vor uns die Schlacht furchtbar wütete, und kein Feind zu erblicken war, als mit einem Male mitten aus dem Pulverdampfe das obenerwähnte schlesische Ulanen-Regiment in Unordnung zurückgestürzt kam und dem Tale entlang floh; hinterdrein jagten französische Kürassiere und Karabiniers. Unser Bataillon hatte von diesen nichts zu fürchten, denn erstlich war die Anhöhe bis zu uns zu steil für die Kavallerie, besonders für die französische, zweitens bildete die Wagenburg vor uns einen undurchdringlichen Wall, und drittens trennte uns ein tiefer Graben mit hohem Seitenufer von der Straße. Unbegreiflich,

daß man alles dies übersehen konnte — noch unbegreiflicher, wie der sonst so nüchterne Major von Bessel so ganz und so plötzlich den Kopf verloren! Die Entfernung von uns bis zu den unsere Kavallerie verfolgenden Feinden betrug allerdings mehr als 200 Schritte; aber was schadete dies? Eine tüchtige Bataillons-Salve hätte sie gewiß in Respekt gebracht. So aber geschah nichts dergleichen, statt dessen schrie man „Kavallerie halt, Kavallerie halt!" Diese hielt auch einige Augenblicke, da sie aber sah, daß wir zu ihrer Unterstützung nichts taten, floh sie von neuem. Die hinter uns oder vielmehr über uns im Gebirge postierten Schützen und Tirailleurs sahen dem Dinge aber nicht müßig zu, sondern eröffneten ein tüchtiges Büchsenfeuer auf die Feinde; eine Kugelsaat pfiff über unseren Köpfen herab. Die Feinde mit diesem Willkommen gar nicht zufrieden, lassen vom Verfolgen ab und drehen die Front gegen uns. Wahrscheinlich in dem Wahne, die hinter uns Feuernden seien Feinde und sonach unser Bataillon umzingelt, verliert Major Bessel alle Geistesgegenwart und kommandiert mit ängstlicher Stimme, ein Karree zu formieren, was auf diesem Terrain eine platte Unmöglichkeit war. Natürlich suchte man seinem Befehl nachzukommen, allein da es an Raum gebrach, gerieten die Züge sogleich in Unordnung; man stieß und drängte sich; das Ganze war ein verworrener Knäuel; alles schrie und fluchte durcheinander; mitten dazwischen erschallte Bessels kläglicher Ruf: „Um Gotteswillen, Kinder, in Ordnung, Front, wir werden niedergehauen! Wir sind umringt! Front! Fällt das Gewehr!"

Jetzt war die Konfusion allgemein. Die feindliche Kavallerie, dies gewahrend, und da sie sah, daß wir nichts gegen sie vornahmen, machte eine Seitenschwenkung, erreichte die Anhöhe und durchbrach auf einer Stelle die Wagenburg. Da war es um uns getan. Bei der fürchterlichen Unordnung war an einen

Widerstand nicht zu denken; zuerst einzelne Rotten, dann ganze Sektionen rissen aus und flohen ins Gebirge. In einigen Sekunden standen von dem ganzen, beinahe kompletten Bataillon außer der größeren Zahl von Offizieren und mir, etwa nur 180 Mann da um den Major im Kreise versammelt. Die feindliche Kavallerie stürzte über uns her, drang durch eine Lücke des Kreises und nun ging das Gemetzel los. Im Augenblick waren wir auseinandergesprengt; wir wehrten uns wie Verzweifelte; doch vergebens; ich selbst schoß mit meinen Pistolen zwei Feinde nieder, und war eben im Begriff, auf einen Dritten zu zielen, als ich von einem Karabinier einen Stich in das rechte Ellbogengelenk erhielt, der mir plötzlich den Arm lähmte, und gleich darauf bekam ich einen Säbelhieb über den Kopf, der zwar durch meine mit starkem Eisendraht eingefaßte und einem Kreuze von Eisenblech versehene Feldkappe nicht durchdrang, aber mich so betäubte, daß ich bewußtlos vom Pferde sank. Was nachher vorging, weiß ich nicht, ebensowenig, wie lange ich in diesem Zustande gelegen.

Als ich wieder zum Bewußtsein gekommen, fand ich mich zwischen Toten und Schwerverwundeten liegend, bis auf Hemd und Beinkleider aller meiner Habseligkeiten beraubt; mein Pferd war fort. Das einzige, was die Räuber von meinen Sachen auf dem Boden liegen gelassen, war ein Papierpäckchen, welches einige meiner früheren Atteste enthielt. Mein Verlust war beträchtlich; in mancher Hinsicht unersetzlich. Ich verlor über 300 Stück Napoleond'or, welche teils im Mantelsack, teils in meiner Uniform eingenäht, teils in meinem Pistolengürtel enthalten waren; eine schöne goldene Repetieruhr und Kette im Werte von 200 Taler; einen schönen Brillantring, das Geschenk bei jenem romantischen Abenteuer in Wien; einen zweiten Diamantring von vielem Wert und mir als Andenken von Madame in Wien unendlich teuer; eine Brillantbusennadel mit einem großen

Rubin; ein goldenes, mit Perlen verziertes Medaillon mit dem Bildnis von Madame in Wien; meine silberne und goldene Preismedaillen aus der Josephinischen Akademie; ein Dollardsches Teleskop; einen silbernen Reisekompaß; eine herrliche Sammlung genauer Landkarten; eine kostbare Tasche mit chirurgischen Instrumenten; Briefe und Schriften von Wert, außerdem feine Wäsche und sonstige notwendige Utensilien und alle meine schönen und guten Waffen.

Von allem entblößt, halb betäubt, verdurstet, entkräftet, mit Wundfieber, Kinnbackenkrampf, den fürchterlichsten Schmerzen in dem verwundeten und geschwollenen Arm, raffte ich mich, so gut es anging, auf, um mich nach Hilfe umzusehen. Am schmerzlichsten vermißte ich jetzt mein braves und treues Pferd, meinen wilden Kosaken, der mir so oft schon Leben und Freiheit gerettet. Die Schlacht währte fort, hatte sich aber im Tale höher heraufgezogen. Ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte. Aufs Geratewohl ging ich der Straße nach Teplitz nach. Ich war noch nicht weit gegangen, als ein Pferd herangesprengt kam, welches einen tödlich getroffenen französischen Kolonel im Steigbügel hängend auf der Erde schleifte. Ich hielt es auf, setzte mich sogleich in seinen Besitz und machte mich zum Erben des Verschiedenen. Die Erbschaft fiel ziemlich reichlich aus und entschädigte mich beinahe ganz für meinen Verlust. Ich fand eine bedeutende Summe Gold, Wechsel, Uhr, Ringe und sonstige Sachen von Wert; das Pferd war ein schmucker, feuriger, brauner Engländer. Vor allem anderen hüllte ich mich in den Mantel meines Antecessors. Aber nun trat ein übler Umstand ein; ich konnte wegen meiner Armwunde nicht aufs Pferd kommen. Endlich half mir ein vorbeieilender brauner Husar hinauf.

Der Zustand der Schlacht war jetzt für mich ein wahres Problem. Von der Wagenburg waren fast alle Pferde ausge-

spannt, alles floh durcheinander, Freunde und Feinde; niemand wußte zu sagen, wer siege oder warum man fliehe; von allen Seiten wurde gefeuert. Nur in der Richtung nach Culm zu hörte man ein fürchterliches Kanonen- und regelmäßiges Pelotonfeuer und zwischendurch das Hurrageschrei der Unsrigen und den Sturmmarsch zum Bajonettangriff. Dahin wandte ich mich. Eine große Zahl Verwundeter bedeckte das Gefilde; vor Nollendorf traf ich deren eine beträchtliche Menge von unserem Regiment; sie riefen mich um Hilfe an, allein die hatte ich selbst nötig. Ich erfuhr von ihnen, daß hier zwei unserer Bataillone dreimal gestürmt, daß die Überreste unseres Bataillons sich an sie angeschlossen haben und auf der geraden Straße vorwärtsgerückt seien. Furchtbar hatte hier, noch mehr aber an der Brücke jenseits des Dorfes, der Tod gehaust. Ganze Sektionen lagen niedergeschmettert in Haufen da. Jenseits der Brücke erreichte ich endlich unsere Brigade und bald darauf unser Regiment, das gewaltig zusammengeschmolzen war. Der Sieg war entschieden. Die Feinde flohen auf allen Seiten und liefen dem Verderben entgegen, welches sie sich selbst bereitet hatten. Um uns nämlich, wenn wir besiegt wurden, jeden Weg zur Flucht abzuschneiden, hatten sie alle Gebirgspässe verrammelt oder verbarrikadiert; jetzt war es an ihnen, durch sie hindurch ihr Heil in der Flucht zu suchen. Daher kam es, daß fast ihre ganze Kavallerie und Artillerie gefangen wurde.

Der Abend nach dem blutigen und heißen Tage brach an; wir bezogen ein Lager auf einem Kleefelde; mein Wundfieber nahm zu; kein einziger Wundarzt vom ganzen Regiment war zu finden. So mußte ich mir denn helfen, so gut es anging. Von unserem Bataillon bestanden die Trümmer nur aus dem Major von Bessel, 3 Kapitäns, 5 Leutnants und etwa 100 Mann Soldaten. Mein Leiden während der Nacht unter freiem Himmel

war fürchterlich. Die Mundklemme nahm so zu, daß ich weder sprechen, noch trotz des heftigen Durstes etwas trinken konnte. Am Morgen bekamen wir Befehl, auf Teplitz zu marschieren und jenseits dieser Stadt auf den Anhöhen ein Lager zu beziehen. Ich setzte mich zu Pferde und eilte dahin voraus, um für meine Wunde Hilfe zu suchen.

Ich fand sie in einem österreichischen Spital. Nach zwei Tagen war mein Leiden wieder so weit gemildert, daß ich meinem Regiment nachfolgen konnte. In Teplitz traf ich mehrere Bekannte und Freunde aus Wien; darunter namentlich meine akademischen Kommilitonen, Oberarzt Martini, Pleschner, Ebb und Chlup; auch meinen ehemaligen Duellgegner traf ich; er lag an Ruhr leidend in einem Hospital, in welchem ich meine Armwunde verbinden ließ; war im Gesicht tüchtig gezeichnet, sonst auch entstellt und abgemagert, daß ich ihn nicht erkannt haben würde, wenn er mich nicht zuerst angeredet und an seine Persönlichkeit erinnert hätte. Übrigens schien er jetzt die Höflichkeit selbst und bat mich um meine Verzeihung und Freundschaft, die ich ihm wohl geben konnte, weil ich nicht hoffte, je wieder mit ihm zusammen zu treffen.

Im Lager angekommen, war ich nicht wenig froh, meinen Medizinwagen wieder zu finden, der mehrere meiner Effekten und Kleidungsstücke enthielt; so konnte ich mich wieder uniformieren, denn neue Kleider gemacht zu bekommen, war bei dem ungeheuren Andrange von Militär in der Stadt um keinen Preis möglich. Beinahe acht Tage lang blieben wir in diesem Lager. Unterdessen sammelten sich wieder die versprengten Trümmer unseres Bataillons; auch mein Freund Wolff fand sich wieder ein, der sich indes in der Sächsischen Schweiz herumgetrieben hatte. Mein Arm besserte sich zwar, und die Wunde, welche tief ins Gelenk und bis auf den Knochen gedrungen, war geheilt;

allein das Gelenk blieb geschwollen und steif, und bei jedem Versuche, den Arm zu bewegen, empfand ich große Schmerzen. Ich konnte ihn zu nichts gebrauchen, und war gezwungen, ihn fortwährend in einer Schlinge zu tragen. Durch Angewöhnung dieser Lage verkürzten sich in der Folge die Sehnen, die heftige Gelenkentzündung verursachte eine plastische Ergießung ins Gelenk und zuletzt eine vollständige Verwachsung der Knochen, Ankylose, die aller angewandten Mühe ungeachtet nicht gehoben werden konnte.

Erst neun Monate später wurde sie durch einen unglücklichen, für mich aber glücklichen Zufall soweit gehoben, daß ich meinen Arm allmählich wieder bis zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit gebrauchen und bewegen konnte; etwas krumm und schwach ist er aber für immer geblieben, ganz ausstrecken oder biegen konnte ich ihn nie wieder. Es war nach dem Einzuge der Alliierten im Jahre 1814 in Paris. Ich machte mit einer Anzahl von Offizieren eine Spazierfahrt nach Versailles. Auf der großen Terrasse fangen einige meiner Freunde und Bekannten mutwillige Scherze an, wir laufen uns nach, ich springe die große Marmortreppe herab, gleite aus, vergesse meinen steifen Arm, stürze vorwärts, gerade darauf: ein Krach und ein wütender Schmerz in dem steifen Gelenke und — mein Arm war wieder beweglich. Aromatische und tierische Bäder und stärkende Einreibungen vollendeten die Heilung. —

Nun begann wieder die liebe Langeweile uns zu plagen. Ich kenne nichts Unangenehmeres, als das Untätigseinmüssen in einem Feldlager. Es ist zum Verzweifeln, den ganzen langen Tag müßig herumgaffen zu müssen und nichts tun zu können, wenn man weder Spiel noch ähnliche noble Beschäftigungen liebt, und zu Nützlicherem keine Gelegenheit hat. [Das Gespräch erschöpft sich bald, ein Buch ist selten zu haben, zum Schreiben

fehlt es an Papier und Tinte. Und so ist man gezwungen, die Zeit so gut und schlecht als möglich mit Kochen, Essen, Trinken, Tabakrauchen, kindischen Spielen und Schlafen auszufüllen.

Zu meiner eigenen Schande muß ich es bekennen, daß ich zuerst in diesem Lager Goethe, den ich früher kaum dem Namen nach kannte, als Dichter kennen lernte. Es war seine herrliche Dichtung Hermann und Dorothea, welche mir zufällig in die Hand kam. Aber mir kam dies wunderliebliche Gedicht damals so unverständlich vor, daß ich es ungeduldig weglegte, ohne es ganz gelesen zu haben. Noch jetzt möchte ich mich über diese Dummheit und über dieses Majestätsverbrechen an dem unsterblichen deutschen Sänger ins Gesicht schlagen. Aber wo hätte ich auch früher Gelegenheit haben können, unsere großen Dichter kennen, geschweige erst verstehen zu lernen, da in Österreich fast auf allen Schulen das Lesen der meisten deutschen Klassiker streng verpönt ist? —

Nach dieser achttägigen Faulenzerei brachen wir wieder auf, um in das große Lager am Fuße des Gebirges bei Mariahilf (ich glaube, so heißt die große und schöne Wallfahrtskirche, zwei Stunden jenseits Teplitz, die unterdessen in eine respektable Batterie von 24 Kanonen verwandelt worden war) einzurücken. Die Feinde hatten sich von ihrem Schreck etwas erholt und begannen wieder, im Gebirge etwas zu spuken und zu necken. Dem sollte ein Ende gemacht werden!

Was unterdessen beim Generalkommando vorfiel, wurde nicht bekannt: ob Major von Bessel wegen seines Benehmens bei Culm vor ein Kriegsgericht geladen worden, was er in vollem Maße verdiente, indem er allein an dem Unglück des braven Bataillons schuld war, oder wie diese schmachvolle Angelegenheit geschlichtet worden sein mag. Der Rest des Bataillons, der gewiß brav gefochten und redlich das Seinige, ja noch mehr getan,

war fortan schmachvollen Neckereien preisgegeben. Während alle anderen Truppen mit Ordenszeichen überhäuft wurden, bekam nicht ein einziger von uns, obgleich die meisten verwundet waren, eine Auszeichnung. Die einzige Rechtfertigung, die uns zuteil wurde, war, daß Major von Bessel seine Versetzung in ein anderes Regiment erhielt und wir den braven Major von Ziegler zum Kommandeur bekamen.

Allein auch dieser Wechsel machte unsere Sache nicht besser. Von nun an waren wir gleichsam geächtet und zu allem möglichen Schlimmen verdammt. Fast täglich wurden wir zum Vorpostendienste ins Gebirge kommandiert, was eben keine Kleinigkeit war, weil wir alle Abende vom Feinde angegriffen und die ganze Nacht in Atem gehalten wurden und obendrein den Befehl hatten, unseren Posten bis auf den letzten Mann zu behaupten. Bei diesem Dienste bestanden wir meistenteils kleinere Gefechte bei Zinnwalde, bei den Zinnbergwerken, in Neustadt und in dem detestablen Felsenneste Geiersberg. Dieses letztere beherrscht den Eingang eines Gebirgspasses, und an seinem Besitz schien viel gelegen zu sein; dies sah man daraus, welche Mühe sich die Feinde gaben, um es einzunehmen. Indes bei Tage wagten sie sich noch immer nicht aus den Wäldern, aber alle Nacht waren sie sicher da und versuchten, teils mit List, teils mit Gewalt einzudringen, was uns zu der größten Wachsamkeit und Energie zwang. Bei allen diesen unscheinbaren Lappalien verloren wir doch eine ziemliche Zahl braver Burschen und einen Offizier. Beinahe ebenso erging es uns bei Zinnwalde. Ich verließ mein Bataillon nie, was ich auch früher und in der Folge nie tat, und folgte überall im Gefechte mit, obgleich ich, wenn ich es gewollt, hätte zurückbleiben können. Ich teilte mit den Soldaten Gefahr und Beschwerden und verrichtete meine Berufsgeschäfte mitten im Feuer, oder wo es not tat. Dies erkannten

die Leute auch dankbar an und suchten dies auf jede mögliche Weise an den Tag zu legen. Ich brauchte nie für ein Zelt, für Lagerstroh, Feuerung oder Lebensmittel zu sorgen; ungefordert wurde mir alles gebracht und bereitet; den letzten Bissen hätte man mit mir geteilt, so hatte mich alles lieb.

Endlich wurde unser Kommandeur der ewigen Plackereien müde und beschloß, auf eigene Rechnung durch einen kühnen Handstreich dem Dinge ein Ende zu machen. Es gelang zwar, hätte aber beinahe sehr traurig für uns ausfallen können. Wir machten einen raschen Marsch von mehreren Stunden bis nach einem großen Marktflecken, der in einem tiefen Tale liegt und von einem reißenden Bergstrome umflossen ist, überfielen hier den unvorbereiteten Feind, schlugen ihn nach kurzer Gegenwehr, nahmen 200 Mann gefangen, dazu mehrere Pulver- und Equipagewagen, zerstörten mehrere Brücken über den Strom und kehrten gegen Abend fröhlich zurück, um unseren vorigen Posten wieder zu erreichen; aber die Fröhlichkeit wurde uns garstig versalzen. Eine starke feindliche Heerabteilung hatte wahrscheinlich unseren Marsch beobachtet und seine Absicht erraten, ließ uns ungehindert vorbei und besetzte dann die Bergpässe, die wir bei der Rückkehr passieren mußten. Wir waren abgeschnitten, die Zahl der Feinde der unsrigen weit überlegen, ihre Position fast unangreifbar; zudem hatten sie noch einige Kavallerie und Artillerie bei sich, wir nicht. Wir waren so gut als gefangen.

Major Ziegler war wie verzweifelt; er hatte wohl auch Ursache dazu. Denn nicht allein, daß er aus eigener Machtvollkommenheit das ganze Bataillon aufs Spiel gesetzt: der Posten, welcher ihm anvertraut worden, war gleichsam der Schlüssel zu dem Lager von Teplitz; von hier aus konnte der Feind leicht in wenigen Stunden mitten in dasselbe einbrechen. Was nun anfangen? In meinem ganzen Leben werde ich die nun folgende

Nacht nicht vergessen! Sie war zu fürchterlich! Es war, als hätten sich Himmel, Erde und Menschen zu unserem Verderben verschworen! Ich trug außerdem noch einen tiefen Seelenschmerz im Busen; denn während des Beginns des Gefechtes erhielt ich durch die Feldpost einen Brief von meinem Vater, worin er mir den durch Blutsturz erfolgten Tod meiner unvergeßlichen Mutter anzeigte. In jeder anderen Lage würde mich dieser plötzliche Schlag zu Boden geworfen haben, in der jetzigen war ich stumpf für alles. Am Leben lag mir nichts; ich hatte nichts mehr zu verlieren, was mir lieb und teuer sein konnte!

Mit anbrechendem Abend ging der Jammer los; der Himmel umzog sich rabenschwarz, es erhob sich ein fürchterlicher Orkan mit Wolkenbrüchen, der Regen fiel in Strömen herab, es wurde so finster, daß man im eigentlichsten Sinne die Finsternis greifen konnte; von allen Seiten brausten Sturzbäche, der Tannenwald krachte und heulte, daß man kaum sein eigenes Wort vernahm. Alles tappte und schrie durcheinander; keiner wußte, woran oder wo er war; bald stürzte einer über Baumwurzeln, ein anderer rannte wieder an einen Baum und prallte fluchend zurück; ein Dritter glitt von dem schlüpfrigen Wege ab und fiel heulend und nach Hilfe rufend einen Bergabhang hinunter in einen reißenden Bach und war verloren; kein Feuer war zu erhalten; die Krieger todmüde und hungrig; keine Ordnung, keine Disziplin mehr: da mußte wohl dem Herzhaftesten der Mut sinken! Aber des Himmels Wege zur Hilfe sind oft gar wunderbar, und sie erscheint uns, wo wir sie gar nicht ahnen. Gerade dieser fürchterliche Sturm hat uns, vielleicht das ganze Lager vor Überfall gerettet.

Daß wir unter den obwaltenden Umständen nicht der Straße nach und den Feinden gerade in die Hände gehen würden, läßt sich denken, aber wohin anders ohne Weg und Steg in dieser

ägyptischen Finsternis, ohne Wegweiser, um unvermerkt dem Feinde zu entgehen?

Glücklicherweise entsann sich Hauptmann Glischinsky, auf dem Hermarsche in dieser Gegend ein paar Hütten bemerkt zu haben. Er stellte sich an die Spitze, und nun ging es aufs Geratewohl durch den Hochwald darauf los. Bei all dem Jammer konnte man sich zuweilen des Lachens nicht enthalten. An Reiten war nicht zu denken, wenn man nicht den Hals brechen oder versaufen wollte. Alles ging einzeln hintereinander, jeder faßte die Rockschöße oder Patrontasche des Vordermannes, damit er den von dem vordersten gefundenen Weg nicht verfehle; Glischinsky ging voran, mit Händen und Füßen vorsichtig vortappend und mit dem Säbel in die Finsternis hineinsondierend; die allgemeine Not brachte endlich einige Ordnung in diesen Gänsemarsch; man reihte sich gleichsam wie eine Perlenschnur an den Rockzipfeln aneinander. Nicht selten geschah es, daß einer niederfiel; er hielt an seinem Vordermanne fest und zerrte nach Leibeskräften, dieser zerrte auch, und so ging es durch die ganze Reihe, bis alles still stand oder der Jammerruf losbrach: „Gott, wo ist mein Vordermann?", und man wußte nicht, woran man sich festhalten sollte. Nicht selten erwischte man statt eines Rockschoßes einen Pferdeschwanz; nun, der war auch gut, weil man voraussetzte, daß ein Pferd im Dunkeln besser sehe als ein Mensch.

Ich ging an der Spitze neben Glischinsky, der Major blieb der letzte, um zu verhindern, daß jemand zurückbliebe und damit die möglichste Ordnung hinten beobachtet werde. Nach drei qualvollen Stunden dieses Marsches, während welchem mehrere unserer Leute und beinahe die Hälfte unserer Gefangenen abhanden gekommen, ohne daß wir wußten wie, erblickten wir endlich in einiger Entfernung ein Licht, mitten durch den Regen-

strom. Es wurde haltgemacht. Glischinsky, Leutnant Salis, ich und drei gediente, erprobte Unteroffiziere trennten uns von der Kolonne und schlichen vorsichtig dem Lichte zu. Wir erreichten, über Gräben und Hecken setzend, eine ärmliche Hütte, aus welcher der Schein herausdrang. Auf jeden möglichen Fall gefaßt, klopfen wir an: „Wer ist da?" ruft eine kräftige Männerstimme in böhmischer Sprache. Da mußte ich aushelfen, weil keiner der anderen Böhmisch verstand. Kräftig erwiderte ich in der nämlichen Sprache: „Freunde des Kaisers Franz!" Unmittelbar danach ging die Türe der Hütte auf. Wir befanden uns bei einer Bergmannsfamilie. Sie bestand aus einem rüstigen Greise, einem alten Mütterchen und ihrem Sohne, einem großen, wenngleich mageren und blassen, aber, wie es schien, entschlossenen Burschen mit rabenschwarzen Haaren und blitzenden Augen. Ohne verlegen zu sein, frug mich dieser, was wir verlangten. Ganz kurz erwiderte ich, daß wir, Verbündete des Kaisers, von den Franzosen abgeschnitten worden, ohne Weg und Steg jetzt in den Wäldern und im Gebirge seit dem Abend herumirren, und um jeden Preis vor Sonnenaufgang in der Position von Zinnwalde sein müßten, weil sonst die ganze Armee von den Feinden überrumpelt werden könnte; wir allein könnten dies verhindern, wenn uns ein braver Patriot den kürzesten und sichersten Weg dahin wiese.

Das blasse Gesicht des jungen Burschen färbte sich beim Schlusse meiner Rede sichtbar. Er steckte seinen Rosenkranz, den er bis jetzt in der Hand hielt, in die Tasche und sah seinen Vater an; dieser nickte. Nun steckte er schnell eine Laterne an, nahm eine Doppelflinte von der Wand, rief seinen großen Bullenbeißer , und mit den Worten: „Kommt, ich führe euch, wo euch kein Teufel finden soll! In zwei Stunden sind wir an Ort und Stelle! Hoch lebe unser Kaiser und König!" brach er auf. Natür-

lich erwiderten wir ein dreimaliges Vivat, und rasch ging es wieder in die Finsternis und in den fürchterlichen Sturm, der Hund schnuppernd voraus.

Meine Begleiter wollten anfangs dem blassen Burschen, der sie mit durchdringenden Blicken musterte, nicht recht trauen; allein ich kannte meine Landsleute besser und wußte, was außer ihren vielen Tugenden — Redlichkeit, Gastfreundschaft, Entschlossenheit — ihre schwache Seite sei, deren Verletzung Unheil bringen konnte: nämlich Intoleranz und krasse Bigotterie. Ich schloß mich daher dicht an ihn an und gab ihm zu verstehen, wir alle wären echtkatholische Christen, Schlesier und dem Kaiser mit Leib und Seele zugetan! Dies zog! Der Mensch war außer sich vor Freude, für echte Christen und für seinen lieben Franzl einen Dienst leisten zu können.

Wir kamen beim Bataillon an; die größtmögliche Stille ward nun anbefohlen; den Burschen mit seiner Laterne an der Spitze, zogen wir einen ziemlich gangbaren Weg, den selbst unsere Wagen passieren konnten, vorsichtig durch das Gebirge nach, keine Viertelstunde von der feindlichen Position entfernt diese umgehend, in der früheren Ordnung, Mann hinter Mann, im Gänsemarsch.

Der brave Böhme hatte redlich sein Wort gehalten, ohne auch nur das geringste Geschenk, außer einem Pfeifenkopf, den ich ihm gab, annehmen zu wollen. Um 2 Uhr nach Mitternacht waren wir an Ort und Stelle und fanden unser Lager unverändert, wie wir es am vorigen Tage verlassen. Sogleich wurde an den Brigadier ein Bericht über das Geschehene mit dem Gesuch um schleunige Hilfe zur Verteidigung des wichtigen Postens abgesandt. Was mögen die Feinde beim Anbruch des Tages für Augen gemacht haben, als sie, uns sicher eingeschlossen wähnend, von uns keine Spur vorfanden! Wie konnten sie auch wähnen,

daß wir uns in dem fürchterlichen Sturme bei solcher Dunkelheit und ohne Weg und Steg in den Wald wagen würden?

Unsere Besorgnis, daß der Feind den von uns verlassenen, wichtigen Posten zu nehmen suchen werde, war nicht unbegründet. Denn kaum war der Tag angebrochen, kaum hatten die armen Soldaten etwas ausgeruht und genossen und ihre Gewehre in brauchbaren Stand gesetzt, zeigten sich schon seine Vorposten, die nicht wenig darüber verdutzt zu sein schienen, uns hier zu finden. Eine Zeitlang blieben sie unentschlossen auf den uns gegenüberliegenden Anhöhen stehen. Erst als mehrere Infanteriekolonnen von ihnen hinzukamen, ritten sie herab gegen das Dorf und eröffneten ein Gefecht, um dieses zu nehmen, wurden aber mehrmals garstig abgewiesen. Zuletzt rückten aber die Feinde in so großer Zahl heran, daß wir wohl das Dorf hätten räumen müssen, wenn nicht zur rechten Zeit zwei Bataillone des zweiten westpreußischen Infanterieregiments und eine halbe Batterie reitender Artillerie uns zu Hilfe gekommen wären. Die Affäre war bald entschieden, die Feinde zogen sich mit großem Verluste zurück, wir verfolgten sie bis in die Gebirgspässe und ließen sie dann laufen. Von nun an hatten wir Ruhe; sie kamen uns nie auf Schußweite zu nahe, sondern schienen uns nur zu beobachten.

Nach einigen Tagen wurden wir endlich von diesem beschwerlichen Dienste, den man als eine Strafe ansehen konnte, abgelöst und rückten ins große Lager ein. Das Bataillon hatte sich durch die jüngst gezeigte Bravour wieder so in Respekt gesetzt, daß von nun an alle Neckereien und Kränkungen aufhörten.

Eine Anzahl Soldaten von unserem Bataillon wurde unterdessen eingebracht, welche bei Culm davongelaufen und wovon mehrere bis nach Schlesien entwichen waren. Den armen Teufeln erging es gar übel. Mitten im Lager, auf einem freien Platze, wurde ein Schandpfahl aufgestellt; an diesem mußten sie ab-

wechselnd einen Tag lang stehen, wurden dann für infam erklärt, aller Auszeichnungen beraubt, in die zweite Klasse und Strafsektion versetzt und bekamen zum Schluß jeder 40 Stockschläge auf den Rücken. Nicht eher konnten sie wieder in die Reihe anderer, braver Krieger eintreten, bevor sie sich nicht durch irgendeine glänzende Tat und ein musterhaftes Betragen ausgezeichnet hatten.

Nun hatten wir wieder Faulenzer-Ferien. Ich benutzte diese zu kleinen Exkursionen. Nach Prag konnte ich keinen Urlaub erhalten.

In diesem Lager war es, wo zuerst der Gebrauch bei der preußischen Armee eingeführt wurde, daß abends nach dem Zapfenstreich jede Truppe ohne Ausnahme der Person oder des Standes vor der Zeltfront antreten und still beten mußte. Es war dann ein rührender Augenblick, wenn mit einem Male aller Lagerlärm aufhörte, eine Totenstille über dem ganzen Lager herrschte, und vom General bis zum Gemeinen alles still betend vor den Zelten stand.

Mittlerweile wurden Blüchers und Bülows Siege an der Katzbach und bei Dennewitz bekannt und mit Jubel gefeiert. Daß für die Folge große und entscheidende Dinge vorbereitet wurden, sah man überall, aber wohin der Schlag erfolgen sollte, blieb ein Rätsel. Alle Regimenter wurden überzählig durch Rekruten ergänzt, bessere Waffen und passendere Kleidung ausgeteilt, die auf einen Winterfeldzug schließen ließen. Auf der ganzen Linie von Nachod aus bis an die Elbe wurden feste Schanzen errichtet. Die österreichische Armee wuchs von Tag zu Tag, namentlich an Kavallerie. Große Transporte von schweren Positions- und Belagerungsgeschützen rückten heran. So nahte der 27. September, als wir Befehl erhielten, uns binnen zwei Tagen zum Abmarsch bereit zu halten.

Die Schlacht bei Leipzig.

Beginn der Völkerschlacht. — Der erprügelte Hammel. — Eine Granate. — Sturm! — Wieder eine Granate. — Der Kampf. — Ein Ruhetag. — Fortsetzung der Schlacht. — Wirkung der Brandraketen. — Der Sturm am 19. Oktober. — Mangel an Nahrungsmitteln. — Erobertes Schuhzeug. — Das Schlachtfeld. — Nach Naumburg. — Die Erstürmung des Kösener Passes. — Mit der Sauvegarde in Weimar. — Ich verhindere die Plünderung von Goethes Haus. — Zusammentreffen mit Bernadotte.

Morgens, am 29. September, brach unsere Brigade auf und bildete mit den braunen Husaren und dem Neumärkschen Dragonerregiment die Avantgarde. Unser Marsch ging bei Brixen vorbei ins Erzgebirge, über Annaberg, Schneeberg, Altenburg, Borna, in dem abscheulichsten Wetter, welches während unseres Müßigliegens bei Teplitz anhaltend so schön gewesen. Auf dem ganzen Wege fiel nichts besonderes vor, allmählich wurde es aber ruchbar, daß eine große Schlacht bevorstehe.

Am 14. Oktober waren wir morgens eben durch Borna gezogen, als wir den ersten Kanonendonner in der Richtung von Leipzig vernahmen. Die Völkerschlacht hatte begonnen. Die größte Eile zum Vorrücken wurde anbefohlen. Etwa eine Stunde jenseits Borna hinter einem schönen Dorfe marschierten wir in Schlachtordnung auf. Bald war das ganze Armeekorps beisammen und bildete drei Treffen; wir standen im ersten. Es wurde nur langsam in Kolonne vorgerückt; den ganzen Tag währte das Kanonenfeuer, allein wir bekamen keinen Feind zu sehen. Mit anbrechender Nacht hörte das Feuer auf; es wurde stillgehalten, und die ganze Nacht hindurch mußten die Truppen in Schlachtordnung, das Gewehr im Arm, stehen bleiben. Alle waren durch die forcierten Märsche bis zum Umsinken ermüdet, bereits zwei Tage hatten die meisten außer etwas steinhartem Zwieback nichts genossen; viele schliefen im Stehen oder Gehen; niemand durfte

aus der Reihe treten. Ich als bloßer Kombattant hatte es bei dieser Gelegenheit noch am besten; ich konnte stehen und gehen, wo es mir gefiel.

Dies benutzte ich auch während der Nacht, um in dem nahen Dorfe zu fouragieren. Ich erhandelte, oder richtiger gesagt, ich erprügelte von einem Kosaken einen fetten Hammel, eignete mir etwas trockenes Holz zu und begab mich zu meinem Bataillon zurück. Auf dem Wege wäre es mir aber beinahe schlimm ergangen. Ich hatte nämlich vergessen, nach Parole und Feldgeschrei zu fragen. Kaum komme ich wieder an die Kolonnenlinie, werde ich angerufen und um beides gefragt; ich weiß es nicht, ich werde sogleich arretiert und zum Kommandeur der Feldwache gebracht; viel fehlte nicht, daß auf mich geschossen wurde. Glücklicherweise war jener ein mir genau bekannter Offizier vom 2. westpreußischen Infanterieregiment, der mich über meine Unvorsichtigkeit tüchtig auslachte, mir die Parole sagte und den Weg weisen ließ. Beim Bataillon angelangt, begab ich mich sogleich ans Schlachten, Ausweiden, Feueranmachen und Kochen. Im Geiste schmeckte ich schon eine kräftige Hammelsuppe nebst Fleisch. Aber „der Mensch denkt und Gott lenkt"! Kaum kochte es im Feldkessel, mußten wir aufbrechen; ich war genötigt, die Brühe wegzugießen und das halbrohe Fleisch mitzunehmen. Nicht besser ging es mir damit an den folgenden Tagen. Erst am 19. hatte ich Zeit, um das beinahe steinharte Stück Fleisch in aller Schnelligkeit gar zu braten; es war aber so zäh, daß ein solcher Hunger, wie wir ihn alle nach der Schlacht von Leipzig hatten, dazu gehörte, um es zu verzehren. —

Der 15. Oktober ging mit beständigem Manövrieren und Hin- und Hermarschieren hin. Die folgende Nacht hatten wir einige Stunden lang Ruhe. Mit anbrechendem Tage standen wir in Schlachtordnung. Es war ein imposanter Anblick, wenn

man sich umsah. Soweit der Blick reichte, Kolonne an Kolonne von allen Waffengattungen, allen Farben, fast allen Nationen Europas. Drei der größten Monarchen Europas ritten mit ihrer Begleitung durch die Reihen der Krieger und sprachen ihnen mit freundlichen Worten Mut zu. Alles war begeistert, gespannt. Eine ernste Stille herrschte über dem ganzen Gefilde. Es war die Stille des großen Todestages!

Gegen 8 Uhr begann das Kanonenfeuer auf unseren Linien. Unser Bataillon stand in Kolonne, zwischen zwei russischen Batterien, zu ihrer Deckung. Uns gegenüber hatten die Feinde eine ganze Linie von Kanonen gebildet, in deren Mitte sich zwei Feldschanzen befanden. Das Feuer aus wenigstens 40 Feuerschlünden war anhaltend, aber, obgleich höchst wahrscheinlich auf unsere beiden Batterien, bei dem nebligen Wetter zu hoch gerichtet. Alle Kugeln sausten über unsere Köpfe hinweg und schlugen im zweiten Treffen nieder. Bis nach 10 Uhr hatten wir bereits im Feuer gestanden, ohne daß nur eine einzige Kugel uns Schaden getan. Plötzlich hob sich der Nebel, das feindliche Feuer uns gegenüber hörte einen Augenblick auf. Wir dachten schon, die Franzosen hätten uns ganz vergessen, oder sähen uns nicht, oder sie wären am Abziehen; aber bald sollten wir erfahren, wie gut sie es mit uns meinten. Sie erkannten ihren bisherigen Fehler und änderten die Richtung der Kanonen. Bisher hatte sich das feindliche Batteriefeuer recht hübsch angehört; es klang, da es regelmäßig erfolgte, wie die Begleitung einer türkischen Trommel zu einem ungarischen Nationaltanz.

Ich war vom Pferde abgesessen; meinen weiten Mantel umgeworfen, stand ich hinter der Kolonne neben dem Kapitän Pogwisch und machte jene Bemerkung, indem ich zugleich mich in die Stellung jenes Tanzes setzte. „Nur Geduld!" sagte jener, „die werden uns schon tanzen lehren; da guckt eben ein Brumm-

bär mit seinem schwarzen Loche nach uns haarscharf her." Ich lachte, spreizte beide Beine auseinander, um eine aile de pigeon zu schlagen, als eine Granate vor der Fronte niederschlug, augenblicklich zersprang, einem Offizier und einem Feldwebel Brust und Kopf, und zwölf Mann aus der Kolonne allen die Beine zerschmetterte; ich stürzte rücklings zu Boden, fest überzeugt, daß auch ich getroffen sei. v. Pogwisch faßte mich am Arm und wollte mir aufhelfen; ich fühlte zuerst nach meinen Beinen, und als ich sie unverletzt fand, wollte ich aufstehen, fühlte aber hinten ein Hindernis durch meinen Mantel. Bei genauerem Nachsehen fand es sich, daß ein Granatenstück mitten zwischen meinen beiden Beinen durchgeflogen, sich, da seine Flugkraft bereits geschwächt war, in dem Mantel verfangen, mich so zu Boden gerissen hatte und hinter mir im Boden stecken geblieben war.

Jetzt hörte alles Scherzen auf. Meine Kompagnie-Chirurgen waren davongelaufen. Ich hatte vollauf zu tun und hätte 12 Amputationen auf einmal machen müssen. Ich mußte mich darauf beschränken, die Blessierten vor Verblutung zu bewahren und sie sodann zurücktransportieren zu lassen. Noch war ich in voller Arbeit, da kam eine zweite Granate, riß dem Bataillons-Adjutanten den ganzen Oberleib und drei Mann die Köpfe weg, kollerte dann bis zu dem hinter uns stehenden schlesischen Schützenbataillon, platzte und richtete bedeutenden Schaden da an. Die Feinde hatten ihren bisherigen Fehler eingesehen und nahmen uns jetzt desto besser aufs Korn. Fürchterlich wirtschafteten ihre Kanonenkugeln in unserer Kolonne. Und das Fatalste dabei war, daß man stillstehen und sich niederschmettern lassen mußte, ohne es dem Feinde entgelten zu dürfen. In nicht völlig einer Stunde hatten wir nahe an 200 Mann und 5 Offiziere an Toten und Verwundeten verloren. Die meisten Verwundungen waren sehr schwer. Von der Stelle durften wir nicht, dies war wohl klar,

ohne die Batterie, welche wir deckten, in Gefahr zu setzen, aber eben so einleuchtend, daß, wenn wir noch längere Zeit in derselben Stellung blieben, das ganze Bataillon vernichtet würde. Die Soldaten knirschten vor Wut, sich nicht auf die Feinde stürzen zu dürfen und verlangten stürmisch, vorrücken zu dürfen.

Major von Ziegler ließ endlich unsere mißliche Lage und den Wunsch, eingreifen zu dürfen, an den Brigade-Kommandeur berichten und erhielt zum Bescheid, nicht eher von der Stelle zu gehen, bis ein anderes Bataillon in unsere Linie eingerückt sei; wolle er es dann wagen, die uns gegenüberliegende feindliche Redoute, jedoch auf eigene Verantwortung, zu erstürmen, so möge er es tun. Die Leute jauchzten vor Freude, und nun war kein Halten mehr möglich. Jene Redoute, mit zwölf Kanonen besetzt, hatte uns bisher so fürchterlich zugesetzt, gegen sie waren die Soldaten wutentbrannt. Aber es war ein tollkühnes Unternehmen, sie zu stürmen. Endlich rückte ein Bataillon heran, und mit einem wilden Hurrageschrei stürzten unsere braven Jungen mit gefälltem Bajonett auf die Redoute geradewegs los. „Kinder!" rief Major von Ziegler während des Sturmmarsches in dem fürchterlichsten Kartätschenhagel, der ganze Rotten niederschmetterte, „jetzt gilt es den Flecken von Culm aus eurer Fahne zu waschen! Ein Hundsfott, wer nur einen Schritt weicht, bevor die Batterie nicht unser ist!" „Vorwärts, vorwärts!" schrie alles, im Sturmlauf. Bald waren wir unter dem Kanonenschuß. Eine feindliche Infanterie-Kolonne warf sich uns entgegen, sie wurde in wenigen Augenblicken mit den Gewehrkolben zu Boden geschlagen. Die Redoute war erreicht, dreimal versuchte man den Eingang einzubrechen, doch vergebens, hageldicht flogen von allen Seiten die Kugeln. Jetzt stürmte man gerade auf den Wall zu. Die Erbitterung der Soldaten war grenzenlos; nichts achtend erstiegen sie nach unendlicher Mühe den Wall, und nun ging das

Gemetzel im Inneren der Redoute los. Die Kanoniere wurden neben ihren Geschützen totgeschlagen, diese vernagelt oder von den Lafetten herabgeworfen. Alles war das Werk von etwa zehn Minuten. Die Straffektion zeichnete sich bei dieser Gelegenheit ganz besonders aus.

Daß wir uns ohne Nachhilfe in der Redoute nicht lange würden halten können, war offenbar, allein, da die feindliche Linie einmal durchbrochen war, konnten wir auch auf Unterstützung rechnen, weil es ja im Interesse des Ganzen war, die Intervalle rasch zu benutzen. Dies geschah auch; doch ehe noch die Unsrigen heran waren, rückten zwei feindliche Infanterie-Kolonnen gegen die Redoute und suchten sie wieder zu erstürmen; zweimal wurden sie nach hartnäckigem Kampfe zurückgeschlagen. Wir hatten das teuer Erkämpfte behauptet. Fast gleichzeitig mit uns hatten andere Bataillone die feindliche Linie durchbrochen; der rechte, an die Elster gelehnte Flügel der Feinde wich ganz zurück. Ein allgemeines Vorrücken unseres ganzen Armeekorps fand statt. In drei Treffen, mit Bataillons-Kolonnen wurde rasch avanciert. Wir hatten ein etwas erhabenes, breites Plateau erreicht, als von neuem ein mörderisches Kanonenfeuer auf uns begann, das uns viele Brave kostete. Bei dieser Gelegenheit kam ich in eine degoutante Lage.

Um die Blessierten mit mehr Muße und Sicherheit verbinden zu können, hatte ich mich hinter dem Bataillon in einen tiefen Graben postiert. Ich glaubte schußfrei zu sein; wozu hatte ich es auch nötig, mich in meiner Stellung als Arzt der Gefahr auszusetzen, da ich ohne diese meine Pflicht ebenso gut erfüllen konnte. Ich war eben damit beschäftigt, dem Unteroffizier Radeke das völlig zerschmetterte Bein vollends abzulösen und die Pulsadern zu unterbinden, als eine rikochetierende Paßkugel den armen Schelm unter meinen Händen mitten durch die Hälfte

entzweireißt. Da war denn meine Gelehrsamkeit zu Ende. Kaum drehe ich mich um, schlägt eine Granate am Rande des Grabens nieder und kollert langsam darein herab. Ob mir dabei behaglich zu Mute gewesen? Ich legte mich vorschriftsmäßig platt auf den Boden und erwartete getrost ihr Platzen; aber die Bestie ließ mich lange in Todeserwartung und wollte nicht. Endlich wurde ich des Dinges müde, sprang hinzu, faßte sie und warf sie über den Graben; sie war tot, d. h. ausgelöscht. Überhaupt schoß an diesem Tage die französische Artillerie herzlich schlecht.

Gegen Mittag erblickten wir mit einem Male eine breite Linie feindlicher Kavallerie auf uns zustürzen. Sogleich wurden Karrees formiert und schnell die Kanonen in die Mitte gestellt; als die Feinde ankamen, war alles fertig und zu ihrem Empfange bereit. Sie versuchten, mehrere Karrees zu sprengen, jeder Versuch mißlang; jedem schien es, als wenn es ihnen nicht so recht um das Werfen der ersten Linie zu tun wäre. Zwischen den Karrees hindurch brachen sie ins zweite Treffen ein, warfen ein paar Bataillone über den Haufen und wollten eben über das dritte Treffen herfallen; jetzt hatte das Siegen ein Ende; kaum hatten sie die Anhöhen erreicht, als mit einem Male eine unübersehbare Linie von Kavallerie der Alliierten vor ihnen stand. Soweit ich es unterscheiden konnte, bestand sie aus zwei Regimentern ungarischer, einem Regiment preußischer Husaren, einem preußischen Dragoner-Regiment, zwei österreichischen und drei russischen Kürassier-Regimentern. In der Tat, ein respektables Häuflein!

Das gegenseitige Zusammenprallen war imposant. In bedeutender Entfernung fühlte man den Erdboden wie bei einem Erdbeben zittern. Die ungarischen Husaren eröffneten den Tanz; da sah man, was diese Truppen vermögen. Im Handumdrehen saßen sie mitten in den Reihen der unbeholfenen französischen

Kürassiere und der schönen Dragoner der jungen Garde und wirtschafteten heillos darunter. Das Ganze bildete bald einen großen Knäuel, alles bunt durcheinander. Nicht lange währte diese Hetze, die Franzosen begannen auszureißen, und bald war die Flucht allgemein, das Gemetzel fürchterlich; die junge Garde wurde fast ganz zusammengehauen; von der garde d'honneur entwischten nicht viele. Jetzt mußten die Feinde, um zu entkommen, erst noch durch die Infanterie-Karrees von zwei Linien durch, und da kamen sie erst aus dem Regen in die Traufe, d. h. in ein fürchterliches Kreuzfeuer von Musketen und Kartätschenkugeln aus den Kolonnen. Eine kleine Zahl entkam; was nicht niedergehauen oder -geschossen worden, wurde gefangen.

Die Niederlage war entscheidend, die Lücke bald ausgefüllt, und ein allgemeiner Angriff auf das feindliche Zentrum die Folge davon. Wir kamen vor Probstheida, welches die Feinde stark besetzt hielten; da begann eine wahre Katzbalgerei. Beinahe alle Infanterie unserer Brigade stürmte dies Dorf. Sechsmal jagten wir die Feinde heraus, mußten es aber eben so oft wieder verlassen, weil dahinter eine zahlreiche Artillerie und große Infanterie-Massen uns zu verderben oder abzuschneiden drohten. Die Feinde blieben Sieger. Wir zogen uns bis an einen breiten Landgraben zurück und beschränkten uns auf bloßes Tirailleurfeuer, fast an zwei Stunden lang, und ließen indessen die Kanonen wirtschaften. Währenddem ging es auf unserem linken Flügel, gegen die Elster hin, gar hitzig her. Die Feinde waren bis in die Gebüsche geworfen worden. Dies konnten wir sehen. Was anderwärts auf dem großen Halbkreise von Menschentausenden vorging, ließ sich in diesem Lärm und Dampf nicht wohl unterscheiden.

Bis zur einbrechenden Nacht dauerte der Kampf; von beiden Seiten war man dessen müde, und es trat Ruhe ein. Unser

Bataillon, weil es der Ruhe ganz besonders bedurfte und soviel gelitten, rückte ins zweite Treffen. Es gewährte einen traurigen Anblick, als beim Appell die Namen verlesen wurden und gar so viele nicht mehr antworteten. Major Ziegler zählte die Häupter seiner Lieben und sah: von dem am nämlichen Morgen noch 1000 Mann starken Bataillon waren ihm etwa 300 Mann übrig geblieben, von welchen noch dazu viele verwundet waren. Wir hatten außer dem Major nur noch 5 Offiziere. Ich kam diesmal mit einem Streifschuß am rechten Knie davon, der mich ein paar Tage lang am Gehen hinderte; in der Folge war er wahrscheinlich die Veranlassung zu bedeutenden rheumatischen Leiden dieses Gelenkes, woran ich namentlich im Jahre 1828 beinahe 10 Wochen lang anhaltend auf das Heftigste litt.

Die Nacht durch ging es zwar ziemlich ruhig her, aber an Ausruhen und Erholen war nicht zu denken; das Gewehr im Arm, in geschlossener Kolonne mußten wir sie zubringen; es regnete heftig und doch war kein Wasser zum Trinken zu haben; Feuer durften nicht angemacht werden, um dem Feinde keine Zielpunkte für sein Geschütz zu geben.

Am 17., es war ein Sonntag, schien es, als hätte man sich von beiden Seiten verabredet, ihn zu feiern. Nur ein einziges Kanonenschuß erschallte von feindlicher Seite, sonst ging aller ruhig her. Man beobachtete sich nur gegenseitig, ließ die ermüdeten Krieger ausruhen und sich zum neuen Kampfe rüsten. Mittags ließ der kommandierende General unser Bataillon antreten, hielt ihm öffentlich eine Lobrede über die bewiesene, glänzende Tapferkeit, schwang über den Überrest der Strafsektion seinen Degen und erklärte sie für aufgehoben; dann wurden 22 eiserne Kreuze an die Würdigsten verteilt.

Am 18. morgens hatte sich kaum der Nebel etwas verzogen, da begann die Schlacht von neuem, und zwar auf allen Seiten

zugleich. Sie war womöglich noch mörderischer als am 16. Jetzt erst konnte man übersehen, welche ungeheure Zahl von Menschen gegeneinander focht; so weit das Auge über die weite Pläne reichte, sah man Mann an Mann. Erst gegen zehn Uhr kam auch unser Regiment ins Feuer und stürmte ein Dorf. Jedem mußte es auffallen, daß die Franzosen nicht mehr mit dem frühe=ren Mute kämpften, und in demselben Grade nahm der Mut und das Selbstvertrauen der Unsrigen zu. Überall drangen sie mit Ungestüm vor; nur gegen die französische alte Garde hatte man einen harten Stand; sie war nicht von der Stelle zu bringen, bis ein Korps von Sachsen zu uns überging und so ihre linke Flanke entblößte.

Bei dieser Gelegenheit lernte ich die schreckliche Wirkung der Congrev'schen Brandraketen kennen. Ich war nicht der einzige, dem sich mit Schauder und Abscheu die Frage aufdrängte: hat man denn der Mordmittel nicht schon genug, daß man zu diesen teuflischen Dingern, würdig der Erfindung eines Adramelech, greifen muß? Wir standen auf einer flachen Anhöhe und konnten sehr weit die feindliche Macht übersehen; vor uns befand sich solch eine teuflische Raketen=Batterie. So oft eine Rakete zischend und feuersprühend auf eine feindliche Kolonne losbrauste und sprang, sah man ganze Glieder stürzen; in großen Haufen lagen die verbrannten und zerschmetterten Leichen, wo jene hinfielen. Die Franzosen schienen anfangs dieses neue Mordmittel nicht zu kennen und hielten dagegen stand; als sie aber sahen, welche fürch=terliche Verheerung es anrichtete und auf welch gräßliche Weise die Unglücklichen umkamen, wenn ihnen nur ein Tropfen des Brandmaterials zu nahe kam, da war kein Halten mehr. So oft sie eine solche Rakete auf sich zukommen sahen, liefen ganze Ko=lonnen davon und ließen alles im Stich.

Nachmittags war unser Sieg schon so gut als entschieden.

Auf allen Punkten wichen die Feinde und drängten sich in Unordnung auf Leipzig zu; nur einzelne Kolonnen hielten noch stand. Unsere Kavallerie hatte volle Arbeit. Über richtige Hügel von Leichen ging unser Marsch vorwärts. Ganze Scharen halbverhungerter Franzosen lagen umher und flehten um ein Stückchen Brot oder einen Schluck Wasser; wir hatten beides selbst nicht. Der Tag war sehr heiß, alle Brunnen durch die ungeheure Menschenmasse ausgeschöpft, kein Fluß in der Nähe. Meine ganze Nahrung den Tag über bestand in einigen Tropfen von Hoffmannschem Likör mit Zucker. Aus Pfützen schöpfte man den Schlamm, um damit den Durst zu stillen.

Unter immerwährendem Vorrücken kam der Abend heran. Obgleich fast anhaltend im Kampfe, hatte an diesem Tage unser Bataillon nur wenig Leute verloren. Nicht fern von der sogenannten Tabaks- oder Windmühle wurde Halt gemacht und unter dem Gewehr die Nacht zugebracht. Während der ganzen Dauer derselben hörte man einen heftigen Lärm unter den sich in der größten Unordnung nach der Elsterbrücke zustürzenden Feinden und ein anhaltendes Kleingewehr-Feuer.

Mit anbrechendem Tage des 19. ging es im Sturmschritt auf Leipzig los. Einen Schuß weit vor dem Tor, welches nach Borna geht, wurde stillgehalten und biwakiert. Bei scharfer Ahndung war es verboten, das Lager zu verlassen und noch viel weniger erlaubt, in die Stadt zu gehen. Der Tag war sehr warm, nirgends Wasser zu haben, die Erde plattgetreten und kahl. Seit 5 Tagen hatten wir keine Lebensmittel mehr erhalten; es war in der Tat ein trauriger Tag nach so glorreichen Siegen. Ich kaute an meiner steinharten, mehrmals angebratenen und gesottenen Hammelskeule und trank aus einem Wagengeleise, in das Pferde uriniert hatten. Blessierte Pferde wurden getötet, und mit ihrem Blute der qualvolle Durst gelöscht. Es herrschte

allgemeine Unzufriedenheit unter den Soldaten, und viel fehlte nicht, daß Widersetzlichkeit losbrach. Not hat kein Gebot. Ich kehrte mich an nichts, schlich mich heimlich in die Stadt und suchte Lebensmittel zu bekommen, leider war da aber auch nichts zu haben, weder mit Geld, noch mit Gewalt. Nach langem Hin- und Hersuchen kam ich in eine Apotheke, und durch vieles Bitten erhielt ich für 4 Louisdor 2 Flaschen spanischen Weins und 1 Pfund Magenmorsellen. Froh wie ein Kind kam ich ins Lager zurück und verteilte heimlich meinen Schatz und medizinische Kost unter Freunde und Bekannte.

Eine kleine Schelmerei wurde hier begangen. Ich hatte mich vom Lager etwas entfernt, um Holz zum Feuer zu suchen. In nicht weiter Entfernung standen in einer Promenade mehrere Pulverwagen und darin leere Pulverkisten. Ich bin eben beschäftigt, diese auseinanderzuschlagen, da kommt ein Leipziger Elegant dahergetänzelt und beginnt mich ein langes und breites auszufragen. Mich verdroß es, daß der leichtfertige Hasenfuß in dieser bewegten Zeit so herumträllerte und herumschnüffelte, wo er nichts zu tun hatte, und da mir gerade einfiel, daß meine Stiefel in den miserabelsten Umständen seien, beschloß ich, ihm durch einen kleinen Tausch eine leichte Lektion zu geben. Mit aller Höflichkeit ersuchte ich ihn, seine Stiefel, die gerade mein Maß hatten, mit den meinigen zu tauschen, da ich sie in jetziger Zeit zu etwas besserem als zum bloßen Spazierengehen und notwendiger als er bedürfe. Süßlich sauer lächelnd, wollte er meinen Vorschlag als Scherz nehmen, allein ich wiederholte mein höfliches Gesuch nochmals und unterstützte es mit einigen Bewegungen mit dem Kantschuh, die zu deutlich zeigten, daß es mir ganz wahrhaft Ernst sei. Mit aller Höflichkeit wurde hin und her debattiert, dann aber der Schluß der Debatte mit Zeitmangel entschuldigt. Kurz, wir wechselten unsere Stiefel; die seinigen

paßten mir ganz vortrefflich, aber die meinigen, aus welchen bereits alle Fußzehen ans Tageslicht getreten, ihm nicht. Das feine Zierbengelchen zog und zerrte nach Leibeskräften, da er nicht barfuß nach Hause gehen wollte, aber vergebens. Ich empfahl mich schönstens. Wie er nachher fertig geworden ist, weiß ich nicht.

Noch vor Tagesbeginn des 20. brachen wir auf und schlugen, die Stadt vermeidend, den Weg nach Pegau ein. Da sah man die schrecklichen Folgen des übereilten Rückzuges der Feinde und des voreiligen Abbrechens der Brücke über die Elster. Überall Zerstörung, Verwüstung, Tod und Verzweiflung. Hunderte abgezehrter, verhungerter Feinde lagen mit dem Tode ringend umher, Hunderte von Leichen schwammen die Elster herab — ein unermeßliches Totenfeld. —

In schnellen Märschen ging es jetzt bis nach Naumburg, wo wir zum ersten Male seit langer Zeit wieder einquartiert wurden. Es ist ein ganz sonderbares Gefühl, wenn man eine lange Dauer hindurch ein wildes Hundeleben geführt, ganz verwildert geworden und endlich wieder unter gebildete Menschen, an eine ordentliche Tafel und in ein bequemes Bett kommt!

Blücher hatte an der Unstrut gesiegt und drohte die Feinde im Rücken zu fassen und abzuschneiden. Es blieb ihnen keine Wahl, sie mußten auf dem Wege nach Erfurt fliehen. Wir drangen hinterdrein und jagten sie bis unter die Kanonen dieser Stadt, wo sie sich wieder sammelten und Miene machten, uns eine Schlacht zu liefern. Warum dies unterblieb, weiß ich nicht.

In Kösen hatten sich die Feinde festgesetzt und wollten uns den Übergang über die Saale sowie den vorteilhaften Paß jenseits des Ortes streitig machen. Es wurde Sturm anbefohlen, wir mußten vorrücken. Nach einem mörderischen Gefechte wurde

die Brücke mit dem Bajonett genommen, der Paß teils umgangen, teils erstürmt.

Bei der Erstürmung des Kösener Passes hatte sich Kapitän Goschitzky von unserem Bataillon ausgezeichnet und das meiste zu der schnellen Entscheidung dieser Affäre beigetragen. Die Straße, welche in einer schlangenförmigen Krümmung sich den Berg heraufzieht, war von den Feinden so gut besetzt worden und so vorteilhaft, daß es unmöglich schien, sie zu nehmen, und man nach Erstürmung der Brücke sehr verlegen war, was nun zu tun sei. Da trat Goschitzky hervor, lief eine Strecke weit dem Saaleufer entlang und untersuchte die nahen, steilen Felsen. Mit 30 entschlossenen Burschen von seiner Kompanie erklettert er eine tiefe Felsenspalte, dringt durch sie aufwärts bis auf den Gipfel des Berges, auf welchem die Feinde eine Batterie von 12 Kanonen errichtet haben, die hauptsächlich den Paß dominiert und uns bisher sehr geschadet hat, stürzt wie aus den Wolken gefallen mit dem Bajonett über die Kanoniere her; augenblicklich hört ihr Feuer auf, die Feinde glauben sich umgangen; ihre Infanterie, die die parallel mit der Straße laufenden Felsenterrassen sehr vorteilhaft und fast unzugänglich besetzt hat, sieht sich von der Batterie verlassen und stutzt. Diesen Augenblick benutzt unser Brigade-Kommandeur, läßt rasch vorrücken und binnen etwa einer Viertelstunde sind Paß und Kanonen unser.

Unaufhaltsam rückten wir nun vor. In Weimar wurde ich mit 30 Mann unserer reitenden Jäger als Sauvegarde detachiert.

Ich wohnte bei dem Maler Breier, dessen Haus von dem des Vaters Goethe nur durch zwei kleine Häuser geschieden war, dessen Garten aber an den des letzteren angrenzte. Dort hatte ich Gelegenheit, den gefeierten Dichter oft ganz in der Nähe zu sehen und einmal selbst zu sprechen. Sein Haus wurde von den alliierten Truppen wie ein Heiligtum verehrt und geachtet und

blieb vor jeder Einquartierung frei, während kein Bürger davon befreit blieb. Die ganze Stadt wimmelte von Soldaten aller Nationen Europas. Eines Mittags kommen zu dem Sterntore herein zwei russische Kürassiere, bleiben vor dem stattlichen Hause Goethes stehen, steigen ab, binden ihre Pferde an die Fensterladen an und schellen heftig an der Haustüre; als ihnen nicht sogleich geöffnet wird, fangen sie an zu fluchen und zu toben und versuchen die Türe einzusprengen. Mehrere Menschen laufen herbei und suchen den Rasenden Vorstellungen zu machen, doch vergebens; sie wurden noch wütender, zogen ihre Säbel, hieben in die Türe und drohten den Leuten unter fortwährenden Rufen: „All kaput! — Jebuit mat! Franzusky!“

Endlich wurde die Tür geöffnet und in dem Hausflur entstand ein fürchterlicher Lärm; auf der Straße rief man nach Wache und Sauvegarde; dies hörte ich, warf schnell einen Säbel um, steckte meine Pistolen zu mir und lief dahin; ich traf die Kerle mit blanken Säbeln im Gemenge mit ein paar Domestiken und einigen Bürgern, ging auf sie mit gespanntem Pistol zu und frug in russischer Sprache, was sie hier zu suchen haben? Das ginge mich nichts an, war die Antwort. Im Namen ihres Kaisers befahl ich ihnen, augenblicklich das Haus zu räumen; darüber lachten sie, ich zeigte ihnen die Sauvegarden-Karte, die in fünf Sprachen abgefaßt war, und machte ihnen begreiflich, wozu ich im Falle ihrer Weigerung ermächtigt sei; vergebens; einer sagte lachend, er wolle sich nur einen Eimer holen, um sein Pferd zu tränken. Sogleich schickte ich nach der Wache, die nicht fern war, und drohte denjenigen, der mir das geringste anrührte, niederzuschießen.

In diesem Augenblick tritt hastig ein Mann herzu von mittlerer Größe in schlichtem blauen Rock, worunter eine schwedische Offizier-Uniform, mit einem braunen, hageren, ausdrucksvollen

Gesicht, funkelnden schwarzen Augen, einer Habichtsnase und dem St. Annen-Orden mit Brillanten vor der Brust. Ich kannte ihn nicht, sah aber wohl, daß er ein Offizier von hohem Range sein müsse; es war Bernadotte, damals Kronprinz von Schweden, nachher König.

Blaß vor Zorn, mit glühenden Augen und bebenden Lippen trat er an mich heran und frug mich nach einem französischen Kernfluche, was es hier gebe; ich entschuldigte mich, daß ich das Französische nicht verstünde; er wandte sich nach seinem hinter ihm folgenden Adjutanten um, der die Achseln zuckte; nun frug er mich nochmals in leidlichem Deutsch; ich erzählte, was ich wußte, zugleich auch, wer ich und zu welchem Zwecke ich hier und wie die beiden die heiligen Rechte der Sauvegarden verhöhnt haben.

Da wurde er glühend rot im Gesicht, riß seinen Degen aus der Scheide und wollte einen der Kerle niederstoßen, was aber wegen des Panzers nicht möglich war; darauf hieb er ihm einigemal ins Gesicht; jetzt holte der Kerl mit seinem Säbel aus und wollte zuhauen; dies bemerkend, zog auch ich sogleich und hieb ihn von der Seite so über den Arm, daß ihm die Waffe entsank. Auch der Adjutant sprang hinzu; Bernadotte schäumte vor Wut. Der andere Kerl sah, wie die Sachen standen; der St. Annen-Orden schien ihm Respekt eingeflößt zu haben, ebenso wie das gespannte Pistol, das ich ihm dicht vors Gesicht hielt, und so steckte er ängstlich seinen Säbel in die Scheide.

In diesem Augenblick erschien ein preußischer Offizier mit der Wache, der den Kronprinzen kannte und sogleich mit „Königliche Hoheit" titulierend tief salutierte. Jene beiden wurden sogleich abgeführt. Jetzt frug mich der Kronprinz nochmals über den Hergang der Sache. Ich erzählte ausführlich. „Warum haben Sie die Kerle nicht sogleich niedergeschossen, als sie Ihnen keine

Folge leisteten?" sagte er, noch vor Zorn bebend. — „Weil ich dazu keine Macht habe, in meinem plein pouvoir heißt es, ich solle nur dann von meiner Waffe Gebrauch machen, wenn tätliche Widersetzlichkeit stattfindet." — „Die verfluchten Hunde!" erwiderte er. „Wie heißen Sie, von welchem Regiment?" Ich beantwortete es. „Ich danke Ihnen recht sehr, lieber Oberjäger, für Ihren tätigen Diensteifer, womit Sie dies Haus vor den Niederträchtigen beschützt haben." Damit zog er höflich den Hut. Jetzt erschien auch Goethe, und nachdem er den Kronprinzen freundlich bewillkommnet, wandte er sich an mich und drückte mir die Hand mit den Worten: „Vorläufig meinen herzlichsten Dank, lieber Herr Nachbar, für Ihre gütige Teilnahme." Damit trat er mit seinem Gaste ins Zimmer.

Am folgenden Tage hatte ich nochmals Gelegenheit, mit jenem Helden zusammenzutreffen. In einer einsamen Mühle bei Weimar ließ ich durch meine Leute fünf schwedische Marodeurs, welche geplündert und die armen Bewohner mißhandelt hatten, arretieren und begleitete sie durch die Jäger-Allee nach der Stadt. Von zwei Offizieren begleitet, begegnete uns Bernadotte, spazieren reitend; als wir nahe waren, sprengte er an mich heran, grüßte lächelnd und frug: „Wir haben uns wohl schon gesehen, Oberjäger?" „Ja, Königliche Hoheit, gestern bei unserem großen Dichter." Beifällig lächelnd frug er weiter: „Was gibt es denn hier zu tun?" „Arretierte Marodeurs, welche arme Leute geplündert und mißhandelt haben. — Schweden!" sagte ich etwas ängstlich. „Die Kanaillen!" sagte er mürrisch. „Sogleich bringen Sie sie zum schwedischen Kommandanten und sagen, ich habe es befohlen! Wo wohnen die armen Leute?" Ich zeigte die nicht gar ferne Mühle. Sogleich sagte er einige mir unverständliche Worte zu einem seiner Begleiter, der fort und der Mühle zusprengte, und zu mir sich wendend und grüßend,

äußerte er höflich: „Sie haben einen schweren Posten, mein Freund?" „Ja wohl, Königliche Hoheit! Da vorne," nach Erfurt zu deutend, „wäre ich bei Gott viel lieber, als hier feige Memmen zusammenzutreiben!" — Lachend ritt er weiter. Die Arrestanten wurden mit unerbittlicher Strenge bestraft; auch erfuhr ich, daß den geplünderten Leuten durch einen schwedischen Offizier 20 Stück Louisdor zugestellt wurden.

In Erfurt und Stadt=Ilm.

Leiden vor Erfurt. — Die Hirschjagd des Großherzogs von Weimar liefert uns einen Braten. — Die Folgen. — Belagerung von Erfurt. — Im Typhushospital zu Stadt=Ilm. — Organisation des Spitals. — Bei der Fürstin von Schwarzburg=Rudolstadt. — Mißgeschick bei der Audienz. — Traurige Folgen eines Bades. — Maître de plaisir. — Die Nichte des Oberamtmanns. — Rache gegen Rache: Der Bruder Friederikes als Rächer ihrer Ehre. — Das improvisierte Duell. — Eine zweite Liebesgeschichte. — Ich werde ein Epikuräer. — Besserung im Spital. — Abschied von Minchen. — In Erfurt. — Der 24=Pfünder im Tanzlokal.

Am 29. erreichten wir Erfurt und bezogen ein Lager auf dem sogenannten Galgenberge. Daran werde ich noch lange denken. Es trat mit einem Male eine grimmige Kälte ein, ich sowie alle anderen waren nur leicht gekleidet, im Umkreise von beinahe zwei Stunden um die Stadt waren alle Dörfer gänzlich zerstört oder niedergebrannt, an Lebensmittel war nicht zu denken. Hütten konnten wegen Mangel an Holz und Stroh nicht gebaut werden; um Löcher zu graben, worin man sich einigermaßen vor Frost und Schnee hätte schützen können, war der Boden zu hart und tief gefroren, Wasser mußte stundenweit hergeholt werden, zum Feueranmachen war kein Holz da, und nachts durfte überhaupt gar kein Feuer angemacht werden, weil die Feinde sogleich aus der Festung darnach schossen; Tag und Nacht hielten sie uns in Atem; und zu allen diesen Beschwerden kam noch eine

andere und gewiß keine geringe, denn sie störte jede Ruhe: wir alle, vom General bis zum Tambour, wimmelten von Ungeziefer; an Reinlichkeit oder Wechseln der Wäsche war nicht zu denken. Vielen erfroren Nase, Ohren, Hände und Füße, darunter gehörte auch ich; vielen wurden diese Glieder brandig und faulten ab, ich kam noch gnädig genug durch Reiben mit Schnee davon. Kein Wunder, daß da so viele Menschen erkrankten und der bösartige Typhus rasch um sich griff. Ich blieb davon verschont, mein Freund Wolff bekam ihn aber, und zwar in hohem Grade: mit genauer Not kam er mit dem Leben davon.

Die Hungersnot wurde endlich so groß, daß die armen Soldaten fast keinen Dienst mehr verrichten konnten; Tauben, Sperlinge, Dohlen und Raben, die bisher zur Nahrung gedient, kamen nicht mehr zum Schuß: Kohlstrünke, Weinreben und Wintersaat waren bereits als Gemüse verzehrt. Und bei alledem sollten die Leute noch nachts an Redouten arbeiten, die zu dem bevorstehenden Bombardement vorgerichtet wurden. Man hätte verzweifeln mögen, und doch konnte keiner dem anderen helfen, und dies umso weniger, da niemand das Lager verlassen durfte. Aber Not bricht Eisen. Und dieses Verbot hatte strenge genommen auf mich keine Anwendung, sondern bloß auf die Soldaten.

In einem nahen Walde am Thüringer Berge hatte der Großherzog von Weimar eine reiche Hirschjagd. Er war aber Alliierter, und sein Besitztum mußte strengstens respektiert werden. Bei Strafe der Infamation und nach Umständen selbst bei Todesstrafe war es verboten, das geringste davon sich anzueignen. Aber während wir, dicht vor dem Feinde, beinahe vor Hunger umkamen, liefen im Walde ein paar Schock ausgewachsener Damhirsche und Rehe herum, um nach Belieben die wohlbesetzte Tafel des dicken Herrn zum Ueberfluß zu zieren.

Niedergeschlagen und mißmutig saß ich eines Abends im

hellen Mondenschein mit den meisten Offizieren unseres Bataillons zwischen den drei Pfeilern des Galgens, vor uns paradierte ein hoher Pfahl mit dem Rade, worauf noch ein Armensünder aus alter Zeit geflochten war: in der Tat eine sehr erbauliche Situation. Es war kurz zuvor frischer Schnee gefallen. Gramvoll blickte Major von Ziegler um sich her; ich konnte wohl erraten, was in ihm vorging. Endlich sprang er auf und rief: „Meine Herren Kameraden, die Not ist groß, unsere braven Jungen gehen zum Teufel! Lassen wir unsere Pferde schlachten und gehen lieber zu Fuß, als alle verhungern zu lassen!" Ein allgemeines stummes Nicken zollte ihm Beifall. Da trat hinter einem Pfeiler unser Büchsenmacher, ein Pole, ein wackerer Schütze, der das Gespräch angehört hatte, hervor, lispelte dem Major etwas ins Ohr und zeigte auf mich und auf jenen Wald. Ich verstand ihn sogleich. Der Major schüttelte den Kopf. Ich trat auf ihn zu und flüsterte: „Der Mensch muß essen!" Er nickte. „Not bricht eiserne Befehle, soll ich?" „Habe nichts verstanden!" erwiderte er ganz laut; und mit Betonung: „Sie sind kein Soldat!" „Nein, hab' verstanden!" war meine leise Gegenantwort.

Ich rief zwei von meinen Kompaniechirurgen her, hing eine gute Büchse auf den Rücken und nahm eine Doppelflinte zur Hand, die mir der Pole lieh; er selbst stand schon gut bewaffnet bereit, und so schlichen wir vier still aus dem Lager dem Walde zu, den die herzoglichen Jäger streng bewachten, mit dem Befehle, jeden, der einen Jagdfrevel beginge, ohne Ausnahme zu arretieren und bei Widersetzlichkeit niederzuschießen.

Alles war uns günstig, wir hatten den köstlichsten Mondenschein und nach kurzem Lauern ein Rudel Hirsche vor uns. Der Pole schoß zuerst zweimal und erlegte zwei Tiere, ich holte nur einen Zwölfender heraus. Alle Stücke wurden rasch von den

beiden Gehilfen und dem Polen aufgepackt, und fort ging es damit. Kaum war ich, in der Hoffnung, noch ein Wild zu erlegen, einige hundert Schritte weit gegangen, kommt ein herzoglicher Förster mir entgegen gelaufen und ruft mir ein „Halt" zu, mit der Weisung, mein Gewehr zu strecken. Ich wußte, was mir bevorstand. Rasch nahm ich meine Doppelflinte an die Backe und stellte mich hinter einen Baum. Jener wiederholte seinen Zuruf mit dem Zusatze, mich auf der Stelle niederzuschießen, wenn ich nicht gehorche, pfiff sogleich in ein Pfeifchen und legte auf mich an. Mir blieb keine Wahl übrig, nachdem er bereits auf mich geschossen, mich aber nicht getroffen; ich schoß einen Lauf mit Posten geladen auf ihn ab; allem Ansehen nach in die Beine getroffen, stürzte er heulend nieder, und ich ergriff die Flucht, meinen Begleitern nach. Bald waren wir außer Gefahr. Aber der fatale Schnee hätte unsere Spur verraten können. Um dies zu verhindern, sprangen wir den Weg entlang kreuzweis durcheinander, gingen dann barfuß, endlich einer hinter dem andern in den nämlichen Fußstapfen. Ein schneidendes Schneegestöber kam uns vollends gut zustatten. Glücklich langten wir im Lager an, ohne bemerkt worden zu sein. In aller Stille wurden nun sogleich die Wildstücke ausgeweidet, das Fleisch in lauter kleine Portionen geschnitten, und alles dann vergraben. Kochen oder braten konnten wir wegen Feuermangel nicht.

Als dieses Geschäft abgetan war, ging ich zum Major. „Nun, lieber Doktor, haben Sie etwas zu essen?" rief er mich an. „Ja! sobald es Tag ist!" war meine Antwort. „Schelm," sagte er schalkhaft lächelnd, „aber womit Feuer anmachen?" „Da, mit dem alten Burschen!" rief ich und zeigte auf das Pfahlrad hinüber. Es wurde sogleich umgehauen und gespalten. Kaum konnten wir den Tag erwarten, um Feuer anmachen zu dürfen; endlich brach er an, und rasch ging es nun ans Kochen und Braten. Noch

waren keine zwei Stunden vorüber, war beides getan und auch die Mahlzeit verzehrt. Fast jeder Mann bekam einen Anteil. Obgleich man sich darüber wunderte, woher der Leckerbissen gekommen, so blieb doch der ganze Fang ein Geheimnis und das Fleisch galt als Ziegenfleisch.

Daß diese Geschichte Lärm nach sich ziehen würde, war vorauszusehen. Gegen Mittag kam schon ein General-Adjutant ins Lager; das Offizierskorps mußte zusammentreten. Er hielt nun eine fürchterliche Strafpredigt und erklärte: Der Jagdfrevel und die Verwundung des fürstlichen Försters müsse von einigen aus der Mannschaft dieses Bataillons verübt worden sein, denn man habe vier der Wilddiebe in dieses Lager fliehen und deutlich Blutspuren bis hierher im Schnee bemerkt. Da trat Major Ziegler zu ihm und sprach mit fester, ernster Stimme: „Herr Kamerad! Ich erkläre Ihnen hiermit auf mein heiliges Ehrenwort, daß kein einziger Offizier noch Soldat meines Bataillons seit gestern morgens das Lager verlassen hat und hoffe, daß Ihnen und dem Kommandierenden diese Erklärung als Rechtfertigung genügen werde." Gegen eine solche kategorische Antwort war allerdings nichts zu machen und nichts zu sagen. Allein der Herr Adjutant hätte bedenken sollen, daß außer Offizieren und Soldaten beim Bataillon auch Chirurgen und andere Kombattanten sein können. Das tat er aber nicht, begnügte sich mit jener Erklärung und ritt davon. Es erfolgte weiter nichts darnach, als daß wir noch am nämlichen Tage Lebensmittel bekamen und das Jagdverbot verschärft wurde. Dessenungeachtet wurde in der Folge, wenn es an Lebensmitteln mangelte, noch manches Hirschlein leise, stille in Schlingen gefangen und auf die Gesundheit der durchlauchtigen Wohlbeleibtheit verspeist. Auf einem Lager von Hirschfellen konnte ich jetzt alles Frostes lachen.

Die Belagerungsarbeiten gingen rasch von statten, mehrere

hundert Landleute aus der Umgegend mußten mithelfen. Am 6. November waren sie beinahe beendet. Die Nacht brach an, ein dichter Nebel bedeckte die ganze Gegend. Die Laufgräben wurden eröffnet, ohne daß die Feinde es zu bemerken schienen, wenigstens hinderten sie es nicht. Am 7. des Morgens um drei Uhr war alles schlagfertig; und aus mehreren Batterien begann ein heftiges Granatenfeuer auf die Zitadelle; die Stadt zu verschonen, war Befehl gegeben worden, doch konnte nicht verhindert werden, daß eine beträchtliche Anzahl von Häusern, die auf dem jetzt freien Exerzierplatze am Dome unter der Zitadelle stand, durch die über diese herüberfliegenden Granaten in Brand gerieten; später wurden die Ruinen abgetragen und der Platz geebnet. Schon nach wenigen Schüssen stand das Heu- und Strohmagazin auf der Zitadelle in Brand; bald darauf brannte auch das Viktualien-Magazin; das Feuer griff mit Wut um sich; an Löschen war nicht zu denken, denn alle Wasserbehälter waren zugefroren. Die Hitze nahm so überhand, daß die Kanonen von selbst losgingen, die Feinde die Wälle verlassen und sich in die Stadt flüchten mußten. Es war ein großartiger, schauerlich schöner Anblick, die große Masse von Gebäuden im Nachtdunkel hellauf lodern zu sehen, die größte Illumination, die ich je gesehen.

Warum General Kleist, der das Belagerungskorps kommandierte, die Zitadelle nicht angreifen und nehmen oder doch wenigstens ihre Außenwerke besetzen ließ, da sie von Verteidigern völlig entblößt waren: das blieb ein Rätsel. Man sagte, er fürchte die Explosion des Pulvermagazins auf der Zitadelle. Genug, man ließ brennen, feuerte bis gegen Mittag fort und sah dann ruhig zu.

Außer einigen Kanonenschüssen auf unsere Vorposten unternahmen die Feinde nichts gegen uns. Man wurde sorgloser;

sie kochten aber still Rache, um uns die ungebetene Heizung und Beleuchtung zu vergelten.

In der zweiten folgenden Nacht machten sie einen Ausfall, überrumpelten eine ganze Abteilung unserer Jäger, nahmen den größten Teil derselben und ihre ganze Equipage gefangen und legten das einzige Dorf, welches in der ganzen Gegend noch bewohnbar war, und in dem sich unsere Magazine befanden, in Asche. Es war Gispersleben, und sein Verlust für uns ein großer. Die Belagerung zog sich nun in die Länge und wurde in eine bloße Einschließung verwandelt. Die Armee zog unterdessen nach dem Rheine zu.

Jetzt bekam ich Befehl, nach Stadt-Ilm im Schwarzburg-Rudolstädtischen abzugehen und die Leitung des dortigen großen Hospitales zu übernehmen, in welchem nahe an 1000, meistens Typhus-Kranke lagen, und welches wegen der daselbst herrschenden ausgezeichneten Bösartigkeit dieser Epidemie berüchtigt war. Manchem anderen wäre dieser Befehl wie ein Todesurteil vorgekommen. Denn die daselbst herrschende Sterblichkeit war so groß, daß von den bisher dahin beorderten 4 Oberärzten und 12 Chirurgen kein einziger am Leben blieb; alle wurden, wenn sie dahin kamen, vom Typhus angesteckt und starben nach wenigen Tagen. Es war am Ende so arg, daß kein Arzt mehr hingehen wollte und sich alle dem diesfallsigen Befehle geradezu widersetzten. Der Bataillonsarzt Trebbe vom 2. Bataillon des 18. Regiments, ein schon bejahrter, aber ängstlicher Mann und Familienvater, ließ sich lieber zu sechsmonatlicher Festungsstrafe verurteilen, weil er nicht dahin gehen wollte. Ich machte mir nichts daraus; ich vertraute auf meine feste Gesundheit und auf die Erfahrung, daß der Typhus (den ich bereits im Feldzuge 1809 überstanden) nur einmal im Leben anstecke.

Bei meiner Ankunft fand ich nichts als Jammer und die

grenzenloseste Unordnung. Die Kranken lagen teils in dem fürstlichen Schlosse, teils in einem großen Wirtshause vor der Stadt, im Schießhause und in einem eine Stunde entfernten Dorf, ohne Aufsicht, ohne ärztliche Pflege, ohne Wartung; kein Arzt, kein Verwalter, Rechnungsführer, Krankenwärter war da; kaum, daß die Unglücklichen noch gehörige Nahrung bekamen, und einer mußte den anderen pflegen. Nicht einmal ein Nachweis war vorhanden, wieviel Kranke da seien, geschweige wieviel aufgenommen worden, wieviele starben und wer sie waren. Jetzt hieß es arbeiten, um Ordnung zu schaffen, da ich auf mich allein beschränkt war. In der ganzen Stadt waren nur zwei Zivilärzte; einer davon, Dr. Hoffmann, Bürgermeister, kränklich, mit Geschäften überhäuft, hätte um keinen Preis das Hospital besucht, der andere lag am Typhus krank darnieder.

So war ich denn ohne Ernennung plötzlich Arzt, Stadtkommandant, Ökonomie-Inspektor, Kassierer, Schreiber, kurz, ein Faktotum.

Das erste, was ich nun tat, war, mir von der Fürstin von Rudolstadt eine ausgedehnte Vollmacht und eine Schutzwache auszubitten; denn alle Leute scheuten so sehr jeden, der mit den Kranken in Berührung stand, aus Furcht vor Ansteckung, daß ich überall auf Hindernisse traf und einigemale, als ich ernstliche Maßregeln ergreifen wollte, selbst in Lebensgefahr geriet.

Ich stellte einen rekonvaleszenten Unteroffizier als Schreiber an, ordentliche Krankenlisten wurden angefertigt, die Ökonomieverwaltung geregelt, die Beköstigung der Kranken zu bestimmten Preisen in Entreprise gegeben, die Kasse revidiert und geordnet; die Stadt mußte schleunigst für gehörige Lagerstätten und für Krankenwärter sorgen. Aber letzteres kostete große Mühe. Hier mußte ich Gewalt anwenden, weil niemand freiwillig dieses Geschäft übernehmen wollte, ich mochte auch noch soviel Geld bieten;

sie wurden durch die zu meiner Disposition gestellten fürstlichen Landhusaren gepreßt. Jetzt konnte auch Reinlichkeit und Ordnung eingeführt werden. Damit ließ die Sterblichkeit und allmählich die Furchtsamkeit der Bürger vor Ansteckung zusehends nach. In allen Krankenlokalen sowie in allen Straßen wurden Tag und Nacht Chlor-Räucherungen durchgeführt und Feuer von Wacholderholz mit Pech unterhalten. Niemand durfte weder in das Schloß noch daraus heraus, ohne durchräuchert zu sein und ohne spezielle Erlaubnis. Die Kleidungsstücke der Verstorbenen wurden alle verbrannt. Ich selbst hatte eine besondere Kleidung, die ich bei dem Krankenbesuche, der täglich zweimal geschah, anzog, und nach dessen Beendigung mit einer anderen wechselte. Alles dies gewann mir allmählich das Vertrauen der Bürger, die mich anfänglich wie einen Verpesteten flohen und mich samt meinem Hospital zu allen Teufeln wünschten.

Nicht genug rühmen kann ich hier die Güte und die Bereitwilligkeit, mit welcher die Fürstin allen meinen Wünschen entgegenkam, um alles, was geschah, möglich zu machen. Ich konnte fordern, was ich wollte, es wurde augenblicklich gewährt, ohne daß ich weiter darüber Rechenschaft zu geben brauchte. Das wäre ein Posten gewesen für jemand, der sein Interesse verstand! Ohne Betrüger zu sein, konnte er mit gutem Gewissen einige tausend Taler erwerben. Mir lag nichts daran. Das einzige, was ich mir für alle meine Mühe zugute kommen ließ, war: ich lebte vortrefflich und ließ andere auch gut leben.

Ich hielt es für Pflicht, der menschenfreundlichen Fürstin für all die den Kranken erwiesenen Wohltaten im Namen aller den schuldigen Dank mündlich abzustatten, reiste deshalb nach Rudolstadt und ließ mich bei ihr vorstellen, was mir auch augenblicklich gewährt wurde. Der Erbprinz, ein sehr höflicher, freundlicher junger Mann, begegnete mir auf der Schloßtreppe, und

als ich ihm mein Anliegen eröffnete, führte er mich bis an ihr Kabinet und öffnete ohne Umstände die Türe mit den Worten: „Treten Sie ein, hier ist meine Mutter." Die Fürstin, eine noch rüstige Dame von äußerst einnehmendem, sanftem, würdigem, liebevolle Ehrfurcht einflößendem Ansehen, nahm mich sehr huldvoll auf, ließ sich von mir über alle meine Einrichtungen genau Auskunft geben und forderte mich zum Schlusse auf, ihr oft Bericht zu erstatten, sowie auch mich mit allen etwaigen Wünschen direkt an sie zu wenden. Bei ihr zugegen war noch die Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen und zwei andere junge Damen. Ich empfahl mich und wollte gehen, aber bei dieser Gelegenheit passierte mir eine Ungeschicklichkeit, die auf meine Kosten den Damen zu lachen gab.

Die Wände des Kabinets waren nämlich von oben herab in schmale Felder durch Säulen geteilt, zwischen welchen blau und weiße Gardinen hingen; in der Mitte eines jeden solchen Feldes war eine große Rosette angebracht. Nirgends war eine Türe zu sehen; eines der Felder bildete die Türe, zu der ich hereingekommen, die Rosette war der Schloßdrücker. Ich hatte dies früher nicht beachtet. Jetzt wollte ich zur Türe heraus, wußte sie aber nicht zu finden, tappte von einem Felde zum anderen, drehte bald an der, bald an jener Rosette, aber nirgends war eine Türe zu entdecken; ich geriet in Verlegenheit, wurde glühend heiß im Gesicht, die jungen Damen fingen an zu kichern, selbst die Fürstin lächelte und wies auf das mittelste der Felder, welches die Türe war. Ich hätte vor Scham über meine Ungeschicklichkeit vergehen mögen und beging eine noch größere Dummheit. In der Verzweiflung meines Herzens erwischte ich die Rosette, die durch einen leichten Zug das Schloß öffnete, was ich nicht wußte, und um sie wie eine gewöhnliche Türklinke zu öffnen, drehe ich solange und so hastig daran, daß sie abbrach, ich sie in der Hand

behielt, und wir nun alle eingeschlossen waren. Nun wurde das Gelächter allgemein. Es mußte geschellt werden, damit die Türe von außen geöffnet würde; wie ich hinausgekommen, weiß ich selber nicht; ich stolperte die Palasttreppe herab und hörte noch lange ein schallendes Gelächter der Damen.

Am nämlichen Tage ereignete sich in Rudolstadt ein trauriger Vorfall, an dem ich, ohne alle Schuld, schuld war. Ich war es nämlich gewohnt, so oft ich Zeit und Gelegenheit hatte, ein warmes Bad zu nehmen und aus diesem unmittelbar in eiskaltes Flußwasser zu springen, um mich gegen atmosphärische Einflüsse abzuhärten. Auch hier folgte ich meiner Gewohnheit, ging in ein Badehaus, welches dicht an dem Saalflusse lag, ließ mir unter dem Fenster der Badestube ein geräumiges Loch in das Eis des Flusses aushauen, nahm ein warmes Bad und sprang zum Fenster heraus in den Fluß. Ich befand mich nach diesem Bade ganz vortrefflich. Ein preußischer Kapitän, der zufällig dies sah, wollte es mir nachmachen. Ich bat ihn, wenn er nicht wie ich an dergleichen Bäder gewöhnt sei, davon abzustehen, weil er leicht augenblicklich tot bleiben könnte. Er aber, ein großer, starker, blühender Mann, sah mich etwas spöttisch an, als wollte er sagen: „Was du Knirps erträgst, werde ich doch wohl auch aushalten können,“ sprang in das Eisloch und ward nicht wieder gesehen. Verstimmt durch dieses Unglück kehrte ich noch am nämlichen Tage nach Stadt-Ilm zurück.

Allmählich machte ich Bekanntschaften in der Stadt; die wenigen jungen Männer, die in der Stadt zurückgeblieben waren, schlossen sich an mich an, und wenn meine Geschäfte es gestatteten, machten wir kleine Partien, wobei ich natürlich immer dominus tractans war, was ich auch leicht sein konnte, weil mich dies nichts mehr als ein Wort oder ein paar Zeilen kostete. Ich lebte, was man so nennt, fidel und flott und ließ mich so recht gehen.

Dies war auch das einzige, was ich mir für alle meine Mühe und Aufopferung zugute kommen ließ. Ich veranlaßte mit meinen Freunden und deren Schwestern oder anderen jungen Frauenzimmern, um in das Philisterleben des übrigens toten Nestes einiges Leben zu bringen, bald eine Schlittenfahrt in die Nachbarschaft, bald einen „thé dansant" oder eine Punschpartie bei einer Schlittschuhfahrt auf der Ilm, oder es wurde musiziert. Machten dann auch zuweilen die hochweisen Perückenstöcke auf dem Rathause saure Gesichter zu diesem fröhlichen Treiben, besonders aber zu meinen Berechnungen: so schlug ich sie gleich mit meiner fürstlichen Vollmacht auf den Mund, machte ihnen begreiflich, daß ein fröhliches Leben das beste Antidotum gegen die Typhusansteckung sei und drohte, bei jeder Beschränkung meiner Lebensweise sogleich wegzugehen und ihnen das Hospital auf dem Halse zu lassen; dann könnten sie zusehen, wo sie jemand fänden, der mein bisheriges Amt übernehmen wollte. Das traf, und sie gaben am Ende noch gute Worte, damit ich nur bliebe.

Unter meinen neuen Bekannten waren besonders: Friedreich, ein reicher Färberssohn, ein gebildeter, lebenslustiger junger Mann und tüchtiger Klavierspieler; ferner der Kaufmann Art, der Fabrikant Heidenreich, Temper, der Stadtapotheker und ein reicher Müllerssohn, dessen Schwester nebst einem liebenswürdigen Äußeren eine vorzügliche Bildung hatte. In diesen Häusern brachte ich meistens die langen Winterabende zu. Da kam man zusammen, junge Frauenzimmer brachten zur sogenannten Spinnstunde ihre Spinnrädchen mit, da wurde gescherzt, gesungen, Pfänder gespielt und geküßt. Eine Bekanntschaft gab die andere, und in kurzer Zeit stand ich mit fast allen Mädchen der Honoratioren auf einem respektvollen Fuß und konnte mich nach Belieben verlieben. Aber die Wahl war nicht leicht; denn es gab mehrere gar liebe Kinder darunter.

Zuerst verschoß ich mich in die Nichte des Oberamtmanns, Friederike Müller. Sie war eine allerliebste, schlanke, lebhafte Blondine, jung, manierlich und nicht ohne höhere Bildung, obgleich ihr ganzes Wesen etwas Schauspielermäßiges an sich trug, Affektion, die ich aber in meiner Einfalt für jungfräuliche Schüchternheit und Eingezogenheit hielt. Täglich zweimal mußte ich an ihrem Hause vorbei in das dicht daneben liegende Schloß, worin sich das Hospital befand, gehen; richtig traf ich jedesmal Friedchen am Fenster, sie grüßte, natürlich dankte ich, und so kam es allmählich zur Bekanntschaft. Ich wurde ins Haus genötigt, äußerst zuvorkommend empfangen und fand einen allem Anscheine nach sehr gebildeten Familienkreis. Die Unterhaltung entsprach diesem völlig; man sprach über Tugend, deutsche Treue, Freiheit, Frauenwürde usw. In meinen Augen erschien Friederike in ihrer deutschen Nationaltracht als ein Muster echter deutscher Jungfrauen. Noch mehr steigerte sich aber meine Hochachtung gegen sie, als ich sah, wie sie für die kranken und verwundeten Krieger Spenden und Kleidungsstücke sammelte, Charpie zupfte, Arme unterstützte; endlich verstand sie auch etwas mehr Musik als dies bei Frauenzimmern gewöhnlich der Fall ist, und so war die Sache entschieden: ich war aus purer Hochachtung in kurzer Zeit vollen Ernstes in Friedchen verliebt. Eher hätte ich an des Himmels Einsturz gedacht, als daß sie, die meine Beweise von Hochachtung mit doppelter Höflichkeit und zarter Aufmerksamkeit erwiderte, etwas anderes als eine redliche und ehrliche Absicht von mir erwarten werde.

So hatte die Herrlichkeit einige Wochen lang gewährt. Wäre ich von lauter Hochachtung und Ehrfurcht nicht geblendet worden, würde ich wohl schon früher bemerkt haben, daß Friederikens Blicke und Händedrücke etwas mehr als bloße Zuneigung zu bedeuten hatten. Eines Nachmittags kam ich in ihr Haus; außer

ihr war bis auf eine alte, beinahe blinde Magd die ganze Familie nach Rudolstadt verreist. Friederike schien bei besonders guter Laune und doch wieder so weich gestimmt, so zutraulich, sang ihr Nel cor piu non mi sento mit solcher Innigkeit und solchen Blicken nach mir, daß mir ganz sonderbar dabei zu Mute wurde. Mit nüchternen Augen und einiger Lebenserfahrung würde ein anderer wohl sogleich bemerkt haben, wo die zart Schmachtende der Schuh drücke; allein ich blieb mir gleich. Als dies alles nicht verfing, begann sie zu seufzen und Traurigkeit zu affektieren; in meiner Gutmütigkeit fragte ich sie, was ihr fehle; sie antwortete nicht, sondern preßte krampfhaft meine Hand zwischen den ihrigen und legte ihren Kopf auf meine Schulter. Endlich sprang sie auf und lud mich ein, „da niemand zu Hause sei", möchte sie mir ihr ganzes Haus zeigen. Ich folgte willig; sie zeigte mir Stube für Stube und alles, was nur einigermaßen sehenswert war, endlich auch ihr Schlafkabinett. Hier wurde es mir denn doch endlich etwas schwül. Plötzlich tat sie, als wäre ihr unwohl, und sie warf sich auf ihr Bettchen; besorgt frug ich, was ihr fehle; sie antwortete bloß mit Seufzern und leuchtenden blinzelnden Augen; alles schien an ihr zu beben; ihr Halstuch verschob sich und gab den herrlichsten Busen zur Schau preis. Ich wußte nicht, was ich denken oder tun sollte. So mochte diese Szene mehrere Minuten lang gedauert haben, als ich aus Besorgnis Hilfe herbeirufen wollte; mit einem Male sprang sie aber mit Heftigkeit auf, sah mich zornglühend an, nannte mich einen einfältigen Gimpel, schob mich, ehe ich mich dessen versah, zur Türe heraus und schloß sich ein; da stand ich auf dem Gange und überlegte; jetzt erst erkannte ich die schmutzige Absicht der Heuchlerin; ich hätte vor Indignation und über die so schnöde Kränkung meines Gefühls vergehen mögen. Abscheuliche Buhldirne, dachte ich, verließ augenblicklich das Haus und habe es nachher nie wieder betreten.

Aber fürchterlich und unversöhnlich ist die Rache eines wollüstigen Weibes, das sich verschmäht glaubt; das habe ich hier später erfahren. Konnte sie sich auch nicht auf eine eklatante Weise rächen, so war sie doch unerschöpflich in kleinen Neckereien und Kränkungen gegen mich, die am Ende eben so wehe taten, als eine größere, und das Schlimmste dabei war, daß ich an ihr keine Regresse nehmen konnte. Niemand hatte früher daran gedacht, daß, da ich fast beständig mit Typhuskranken umging, ich mit meinen Kleidern den Krankheitsstoff verschleppen könne, obgleich ich, wohl daran denkend, im Hospital besondere Kleidung trug. Jetzt hieß es allgemein im Städtchen, man solle sich vor mir hüten, ich sei ein wandelnder Impfstock des Typhus; alles floh mich schon von ferne, es fehlte nicht viel, daß man mir, wenn ich geschäftshalber irgend ein Haus besuchen mußte, nicht die Türe vor der Nase zuschlug. Bei näherer Erkundigung fand ich, daß Friederike all dies veranlaßt.

Regelmäßig alle Morgen 8½ und nachmittags um 4 Uhr besuchte ich das Hospital; von nun an konnte ich sicher sein, daß, so oft ich den Weg machte, mir in der Straße, wo Friederike wohnte, ein solcher Gestank nach verbrannten Haaren entgegenkam, daß ich hätte ersticken mögen und meine Kleider davon so durchzogen wurden, daß es mehrere Stunden lang kein Mensch neben mir aushalten konnte. Die Sache hing so zusammen: so oft ich mich am Ende der Straße erblicken ließ, warf Friederike Kuhhaare in die Räucherpfannen, die auf meine Veranlassung in den Straßen aufgestellt waren, und ich mußte den stinkenden Weihrauch einatmen. Selbst unschuldige Vergnügen suchte sie mir zu vergällen; man lud mich jetzt selten zu Kränzchen ein; ich hatte einen kleinen Ball veranstaltet, allein von den 20 eingeladenen Paaren erschienen nur vier. Ich fand Vergnügen daran, täglich nachmittags auf einem hinter dem Schlosse und

dem Amtmannshause gelegenen Weiher Schlittschuh zu laufen; so oft ich dies jetzt tun wollte, fand ich im Eise eine Menge Löcher gehauen und das Eis mit Asche oder Unrat bedeckt. Zu stolz, um gegen solche Erbärmlichkeiten ein Wort zu äußern, ließ ich alles geschehen; endlich aber bei einem Vorfalle riß mir die Geduld, und ich verschaffte mir auf gut militärisch Satisfaktion.

An einem schönen Sonntage veranstaltete ich eine Schlittenfahrt nach einem benachbarten Dorfe mit meinen Freunden, ihren Schwestern und Geliebten; es waren 4 Schlitten, der meinige voran, in ihm saß außer mir Wilhelmine, die Tochter des Kaufmanns Temper, und der junge Gustav Friedreich kutschierte. Wir mußten an dem Amtmannshause vorbeifahren; der Himmel weiß, woher man dort schon darum wußte; denn kaum kam ich da gefahren, als ich eine ganze Menge junger Frauenzimmer an den offenen Fenstern erblickte, die uns mit Hohngelächter und mit Fingerweisen so lärmend begrüßten, daß unsere Pferde scheu wurden und durchzugehen drohten; ich hätte vor Scham und Wut vergehen mögen und konnte augenblicklich nichts tun; denn jeden Moment stand uns Lebensgefahr bevor. Jetzt nahm ich mir vor, allen Hudeleien und Läppereien ein Ende zu machen. Unser ganzes Vergnügen war gestört; in hohem Grade verstimmt, kehrten wir gegen Abend nach Hause zurück; absichtlich fuhr ich als letzter und gab Friedreich die Weisung, sobald wir am Amtmannshause vorbeikämen, auf meinen Wink still zu halten. Als ich da ankam, sah ich wieder die ganze weibliche Gesellschaft hinter den Fenstern, mit Mienen und Gebärden unserer spottend und höhnisch lachend, Friederike vorne dran. Sogleich ließ ich anhalten, sprang aus dem Schlitten, riß den Säbel aus der Scheide und wollte durch die Türe ins Haus stürmen, allein sie war geschlossen; ich lief ans Fenster; neues Gelächter; vor Wut schäumend schlug ich sogleich alle Scheiben ein, daß die

Splitter weit in die Stube hineinflogen; als ich damit fertig war, ging es an das zweite und sodann an das dritte. Nicht eine Scheibe blieb ganz; endlich sendete ich Friederiken noch den Titel, der ihr gebührte, mit lauter Stimme zu, stieg ein und fuhr langsam nach Hause. Im Städtchen machte dieser Auftritt ein furchtbares Aufsehen; so etwas war noch nie vorgekommen.

Friederike war über den ihr erwiesenen Schimpf, besonders über das eine Wort in Verzweiflung und schickte sogleich zu ihrem Bruder, der in Rudolstadt Hofopernsänger war. Der wohllöbliche Magistrat erfuhr den Skandal und wußte nicht, was er anfangen sollte. Denn ich war derzeit eine zu wichtige Person, als daß man mir so leicht hätte beikommen können; zudem konnte ich augenblicklich abreisen, und die hochweisen Herren konnten sich nach einem anderen Hospital-Direktor umsehen; verklagten sie mich beim Regiment, so wurde ich ebenfalls abberufen, und sie hatten nicht allein jenes, sondern vielleicht obendrein eine Nase zu erwarten; denn ich war der Beleidigte und hatte nichts weiter getan, als mir Satisfaktion genommen. Man ließ es also bei einer freundschaftlichen Vorstellung des Herrn Bürgermeisters bewenden. Nicht so aber Friederike. Sie ließ mir durch einen Dritten sagen, ich solle mich zur bestimmten Zeit im Hause des Kaufmanns Art einfinden und dort in Gegenwart einer zahlreichen Gesellschaft ihr öffentlich Abbitte und Ehrenerklärung geben; widrigenfalls würde mich ihr Bruder mores lehren. Ich ließ ihr erwidern, Ohrfeigen würde ich ihr allenfalls öffentlich geben; übrigens habe ich mit verbuhlten Dirnen nichts zu schaffen; der Komödiant könne kommen, wenn ihn die Haut sehr jucke und er Lust habe, das, was er auf der Bühne zum Spaß mache, hier im Ernste durchzuprobieren. Neue Wut von der anderen Seite.

Der Herr Bruder kam denn an und besuchte mich gleich darauf. Mit theatralischem Pathos begann er denn einen hoch-

trabenden Sermon und präsentierte sich als den Beschützer der tiefgekränkten Ehre seiner Schwester und verlangte mit trotzigem Tone Satisfaktion. Ich hörte ihn ruhig und kalt an, bis er geendet und erwiderte sodann: „Mein Freund! Sie lassen sich da in eine schmutzige Geschichte ein; denn wenn ich Ihnen Satisfaktion öffentlich geben soll, so muß ich auch öffentlich bekennen, was mich zu jenem Ausdrucke bewogen und was die Ursache des Eifersuchtszornes Ihrer Schwester war," und damit erzählte ich ihm den schlüpfrigen Auftritt mit seiner Schwester im Schlafkabinett. Er ward wie außer sich; doch bald erholte er sich wieder und schrie: „Es ist nicht wahr!" „Nun gut," sagte ich ruhig, „dann werde ich es Ihnen beweisen müssen. Sie sind doch vorbereitet?" und damit holte ich meinen Säbel aus der Ecke, wobei ihm doch nicht ganz wohl zu sein schien, und er suchte sich hinter prahlerische Tiraden und Drohungen zu verschanzen. „Mit Worten," sagte ich, „wollen wir uns nicht schlagen, bester Herr, wählen Sie die Klinge oder blaue Pillen, mit beiden bin ich versehen; auch für Sekundanten ist ja gesorgt; hier die beiden Herren werden wohl die Gefälligkeit haben."

Der arme Schelm sah wohl, daß hier nicht gespaßt wurde, besann sich einen Augenblick, schien sich dann selbst etwas ermannen zu wollen und zog unter dem Mantel einen krummen Säbel hervor. Wir stellten uns auf die Mensur; schon beim Auslegen sah ich, daß er nichts vom Hauen kannte. Ich hätte ihm jedes Glied, welches ich wollte, weghauen können; allein ich nahm mir vor, ihn bloß zu zeichnen. Schon beim ersten Gange hieb ich ihm eine leichte Quarte quer durch die linke Backe. Die Wunde war sehr unbedeutend, aber mein Wunsch erfüllt. Er wurde gefragt, ob er zufrieden sei oder ob man fortfahren solle? Er meinte, es wäre genug, und er sei überzeugt. Das Ende vom Lied war, daß er seine saubere Schwester tüchtig maulschellte und aus-

schimpfte und mit den wärmsten Versicherungen von Freundschaft gegen mich nach Hause reiste. Ich hatte von nun an Ruhe.

Noch hatte ich die vorige Geschichte nicht vergessen, als ich wieder Gelegenheit hatte, die richtige Bemerkung bewährt zu finden, der zufolge jedes Frauenzimmer, das sich an einen Militär anschmiegt, bei ihm nichts anderes als Befriedigung sinnlicher Triebe sucht. Hätte ich Gimpel mir diesen Satz festgehalten, würde ich nicht allein besser gefahren sein, sondern mir auch manchen Verdruß und unnützes Herzeleid erspart haben.

Wilhelmine Temper war ein sanftes, dem Anscheine nach gutmütiges, lebensfrohes Mädchen von 20 Jahren, mit schwarzen Haaren und feurigen Augen, frischem Teint, üppig gewachsen; wenngleich keine ideale Schönheit und nicht hoch gebildet, doch sehr liebenswürdig. Bei allen Gelegenheiten gab sie mir deutlich zu erkennen, daß sie mich lieb gewonnen; ich fand darin nichts Arges und hatte mir schon den Plan entworfen, sie nach Ablauf des Krieges zu heiraten; meine Absichten waren rein und redlich. So kam es, daß wir uns beide vor der Welt nicht mehr genierten und man uns als Brautleute betrachtete. Der ihr früher bestimmte Liebhaber bekam natürlich einen Korb. Das Höchste, was ich mir erlaubte, war ein Kuß als Lohn dafür, daß ich sie aus Gesellschaften nach Hause begleitete, den sie dann jedesmal feurig erwiderte. Ich dachte mir nichts Böses dabei.

So dauerte die Herrlichkeit mehrere Wochen lang, als ich sie eines Abends wieder aus einer Tanzgesellschaft, wo zugleich Pfänder gespielt und viel geküßt worden, nach Hause führte. Es war eine schöne, mondhelle Nacht, obgleich kühl. Mina schloß sich fester an mich an; mit aller Naivität erzählte sie mir nun ungefragt (ob durch Wein, Tanz oder sonst erhitzt, weiß ich nicht), daß sie parterre vorn heraus schlafe; ihre im Nebenzimmer schlafende Tante habe einen sehr festen Schlaf; sie denke so oft an

mich, besonders des Nachts, könne dann nicht schlafen und wünsche mich bei sich zu haben. Mir lief es kalt und warm über den Rücken. Wir kamen am Hause an, es war beinahe 12 Uhr. Mina verdoppelte ihre Küsse, schlug sogar einen Spaziergang vor das Tor vor, seufzte und preßte mich an ihren hochklopfenden Busen; ich frug gutmütig, was ich denn tun solle? Alles, alles, was Sie wollen, war die Antwort; ich stellte ihr die späte Nacht und Kälte vor. Nun, dann gehen wir still in meine Stube; steigen Sie nur zum Fenster herein, ich werde öffnen, war ihre Antwort. Ich machte sie auf die Unschicklichkeit eines solchen Betragens aufmerksam und auf die Möglichkeit, durch dessen Entdeckung ihren guten Ruf zu kompromittieren. Lachend erwiderte sie: „Das ist meine Sorge, ach mir wallt mein Blut, lieber süßer Junge, fühle, wie mein Herz schlägt" (dabei führte sie meine Hand unter das Busentuch) „bleib! bleib!" Nun wußte ich genug. Bei einem Frauenzimmer, das ich minder geachtet hätte, würde ich den Augenblick für eine gute Prise angesehen haben, hier aber fand ich mich im Innersten so tief verletzt, daß ich ihr rasch gute Nacht wünschte und augenblicklich nach Hause rannte. Noch da suchte meine Gutmütigkeit Minas Benehmen durch einen Rausch zu entschuldigen, allein die Folge zeigte, daß ich anfangs doch richtig geurteilt. Von jenem Tage an war ihr Benehmen gegen mich kälter, abgemessener. Nichtsdestoweniger war ich entschlossen, mein ihr gegebenes Wort zu halten. Wie die Geschichte ausgegangen ist, werde ich noch erzählen. —

Noch jetzt wirft sich mir der Magen und ich möchte Gift speien, wenn ich daran denke, wie so manche Frauenzimmer mein Gefühl von Achtung und Ehrfurcht gegen Frauen, gegen ihr eigenes Geschlecht in mir mutwillig vernichteten und so allmählich in frivole Geringschätzung umwandelten, so daß es später schwer hielt, mich zu dem festen Glauben an weibliche Tugend und Rein-

heit ihrer Absichten zurückzuführen. So schön, so hoch, so rein, wie ich das Ideal der Weiblichkeit im Busen trug, dachte ich mir jedes Frauenzimmer, dessen Gesichtszüge nicht gerade Roheit, Gemeinheit oder Frechheit ausdrücklich verrieten; immer dachte ich, Frauen sind besser als wir Männer, besser als sie scheinen, jede von ihnen ist, gegen die Männer gehalten, gebildeter als es ihr Stand und ihre Bildungsgelegenheit erwarten ließe; nachdem ich bei diesem Köhlerglauben mehrmals tüchtig über das Ohr gehauen worden und zum Bewußtsein der Wirklichkeit kam, verfiel ich in den entgegengesetzten Fehler, in völligen Unglauben. Von nun ab gab ich alle sentimentalen Liebeleien auf und lebte epikuräisch.

In meinem Hospital ging es unterdessen vortrefflich: Todesfälle wurden selten, zuweilen in 14 Tagen nur ein Fall, dagegen die Zahl der Rekonvaleszenten, die ich zu ihren Regimentern schicken konnte, desto größer. Eine wohltätige Maßregel war die, daß ich Kranke, sobald sie nur einigermaßen besser wurden, auf die benachbarten Dörfer verlegte, wo sie sich viel eher als auf dem Schlosse erholten. Allmählich wurden ihrer soviele entlassen, daß bis zum Monat Februar ihre Zahl bis auf 50 geschmolzen war, die ein Zivilarzt bei seiner Praxis leicht mitbesorgen konnte. Ich war beim Regiment notwendiger und wurde häufig ermahnt, sobald es nur irgend zuläßig, nachzukommen. Ich sagte daher Stadt-Ilm Valet. Ein Dorfchirurgus wurde zur Krankenpflege angestellt, Dr. Hoffmann übernahm die ärztliche Behandlung, die noch vorhandenen Kranken wurden aus den zerstreuten Lokalen in ein kleineres zusammengelegt, ich legte meine Rechnungen ab, empfahl mich meinen Bekannten und gab meinen Freunden einen glänzenden Abschiedsschmaus.

Der Abschied von Minchen Temper war etwas stürmisch; die Heuchlerin tat, als wollte sie verzweifeln; in Gegenwart ihrer

Mutter und Geschwister schwur sie mir ewige Treue und die Ehe, wenn ich aus dem Felde zurückkehre und meine Studien beende; doch auf sie paßte, was Seume so wahr sagt:

> Des Mädchens Schwur und Treue währt,
> Bis Luna's Licht dreimal wiederkehrt;
> Dann sucht sie neuen Zeitvertreib.

Ich ging nach Erfurt. Die Stadt war bereits von unseren Truppen besetzt; die Zitadelle sowie das Fort Ciriaksburg hatten die Feinde noch inne. Es war wunderlich anzusehen, wenn in der Stadt, hinter einer Palissadenwand, welche die Demarkationslinie bildete, sich unsere und die feindlichen Vorposten von beiden Seiten grüßten und Prisen reichten, während vor der Stadt im Bereiche der Zitadelle sich kein Mensch sehen lassen durfte, ohne daß auf ihn gefeuert wurde, und die Vorposten alle Augenblicke handgemein wurden.

An einem heiteren Sonntage war ich Augenzeuge eines Vergnügens, welches garstig versalzen wurde. Nicht fern von der Stadt, auf einer Anhöhe, liegt ein öffentlicher Vergnügungsort und Tanzsaal; diesen hatten die Feinde bisher völlig verschont, auch glaubte man, die feindlichen Kugeln könnten ihn nicht erreichen. An jenem Tage nun wurde hier Tanzmusik veranstaltet, der Saal war ziemlich besetzt, man war eben in einem lustigen Walzer begriffen, als mit einem Male eine 24 pfündige Kanonenkugel durch die Vorderwand schlägt, einem Tanzpaar mitten durch den Leib, dem Gastwirt beide Schenkel dicht an den Hüften abreißt und zur Hinterwand durchfliegt. Da hatte natürlich alle Lust gleich ein Ende. Alles stürzte zu Tür und Fenstern heraus und floh mit Entsetzen, weil man noch mehrere solcher ungebetener Gäste erwartete; auch erfolgten noch zwei Schüsse auf das Haus von der Ciriaksburg.



VI.

Der Feldzug in Frankreich 1814



Nach Frankreich.

Die Befreiung des Postmeisters. — Latein als Verständigungsmittel. — Ein verwegener Kurierritt. — Der Postmeister revanchiert sich. — In Gefahr. — Beim Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg. — Einzug in Paris. — Zurück nach Deutschland.

Ich hatte mich zur Abreise nach dem Rhein zu der Armee angeschickt, mir, da ich früher mein englisches Pferd verkauft, dafür einen tüchtigen, munteren Kosaken angeschafft und begab mich auf den Weg; dieser ging über Gotha, Eisenach, Vach, Hersfeld, Gießen, Wetzlar, Montabaur, Coblenz; von hier aus über Zweibrücken nach Nancy.

Hier traf ich unser Regiment, welches unterdessen völlig reorganisiert worden war und den Namen „18. Linien-Infanterie-Regiment" erhalten hatte. Wir hielten uns hier nicht lange auf, so sehr es mancher gewünscht hätte, denn Nancy ist in der Tat die schönste Stadt Frankreichs. Es gewährt viel Vergnügen, wenn man mitten auf dem Markte steht und durch alle Gassen und Stadttore bis ins Freie heraus und so gleichsam in einem Panorama die ganze Stadt übersehen kann. Noch mehr vermißt man sie, wenn man von hier aus den kahlen, traurigen, armen Boden der Champagne und zudem noch beim schlimmsten Wetter betritt, wie wir.

Es war ein trauriger Marsch, in fortwährendem Regen,

grundlosen Wegen, überall nichts als Not, Elend, Verwüstung. Wir kamen noch zeitig genug bei Laon an, um an der Schlacht teilzunehmen. Ihr Erfolg ist bekannt. Unser Regiment kam zweimal ins Feuer und schlug sich wie bisher brav. Die Franzosen standen aber hier ganz anders, als bei Leipzig am 18. Oktober; trotzdem blieben wir Sieger. Dennoch hatte das Regiment nicht viel gelitten.

Unser Marsch ging nun nach der Marne. Vor und in Chalons kam es wieder zum Gefecht; es mußte mit Sturm genommen werden. Von hier aus ging es über Epernay. Ich hatte mich schon lange gefreut, hier in dem gepriesenen Orte echten Petit-Champagner oder Sillery zu genießen; er wurde mir aber gewaltig versauert; was man den vorjährigen Wein nannte, war ein detestables, saures Gesöff, das einem Mund und Kehle garstig zusammenzog — ein wahrer Dreimänner-Wein.

In einem kleinen Städtchen jenseits Epernay befreite ich einen Postmeister von den Mißhandlungen eines Kosakenoffiziers, welche die Folge eines Mißverständnisses waren. Wer hätte denken sollen, daß diese unbedeutende Gefälligkeit, die ja Pflicht war und umsomehr, da der gute alte Mann ein enthusiasmierter Royalist und unserer Sache zugetan war, mir bald herrlich gelohnt werden würde!

In der kurzen Zeit, die wir bereits in Frankreich waren, hatte ich mir soviel von der französischen Sprache angeeignet und mir davon mit etwas lateinischen Brocken ein Mixtum compositum gebildet, daß ich mich zur Not mit Franzosen verständigen konnte, was mir häufig sehr gut zu statten kam. Wenn ich aber gar nicht fertig wurde, suchte ich einen Geistlichen zu erwischen, konversierte lateinisch mit ihm, und er war dann mein Dolmetscher.

Rasch ging jetzt unser Marsch gerade auf Paris los, doch vor

Montmirail hatten wir noch ein heißes Gefecht zu bestehen, in welchem unser Regiment beträchtlich litt. Wir waren bis vor Meaux vorgerückt, da bekam ich die Ordre, eine Anzahl Schwerverwundeter nach einem ambulanten Spital, welches in einem etwa 5 Stunden entfernten einsamen Schlosse errichtet worden, zu geleiten. Ich machte mich mit 8 Wagen auf den Weg; bei mir hatte ich nur einen Kompagnie-Chirurgen; den Vorspann begleiteten französische Bauern. Etwa 2 Stunden hatten wir zurückgelegt und eine einsame Gegend erreicht, da fand ich einen preußischen Offizier vom Generalstabe, den ich früher schon mehrmals gesehen und gesprochen, auf dem Boden liegend, blutigen Schaum vor dem Munde und eine tödliche Schußwunde durch die Brust; sein Pferd ebenfalls mehrfach verwundet und mit Schweiß bedeckt. Er winkte mir zu und sprach mit leiser, röchelnder Stimme: „Kamerad, Doktor! Retten Sie! Helfen Sie!"

Mit hastiger Eile erzählte er mir nun folgendes: Er komme aus der Nähe von Paris; man habe erfahren, daß Napoleon sich mit seiner ganzen Macht auf die Marne werfen wolle, um dadurch uns von dieser abzuschneiden. Es sei daher von der höchsten Wichtigkeit, unsere dort stehende Armee davon zu benachrichtigen. Deshalb sei er mit noch zwei anderen Feldjägern mit der nämlichen Depesche abgefertigt worden, auf drei verschiedenen Wegen (für den Fall, daß einer oder der andere gefangen würde oder sonst umkäme), um die Nachricht an den Feldmarschall Fürsten von Schwarzenberg zu überbringen, der in Chalons stehe. Binnen 15 Stunden müsse sie dort sein; jede Minute Verlust könne die ganze Armee vernichten. Jeder von den drei Kurieren bekomme für jede zurückgelegte Stunde Weges 1 Louisdor Gratifikation, und für jede Minute, die er früher als zu der bestimmten Frist ankommt, ebenfalls 1 Louisdor, überdies noch derjenige, der die Depesche zuerst abgibt, eine Belohnung von 200 Talern. Er habe

den direkten Weg, jedoch auf Nebenpfaden, eingeschlagen. Vor einer Stunde sei er auf einen französischen Infanterie-Posten gestoßen; er fühle, daß er bald sterben werde und daher seinen so höchst wichtigen Auftrag nicht erfüllen könne. Er beschwöre mich bei allem, was heilig ist, da ich gesund und gut beritten sei, auf mein Ehrenwort seinen Auftrag zu übernehmen, und was nur meine Kräfte vermögen, schleunigst auszuführen. Vergebens stellte ich vor, ich sei bloß Kombattant, und ein derartiger Auftrag passe sich für mich nicht; er meinte, ich sei preußischer Militär, und das wäre genug. Ebenso fruchtlos blieb mein Einwurf, daß ich dazu keine Ordre habe und mich bei meinen Vorgesetzten der Rüge aussetzen würde, von meinem Posten ohne Erlaubnis fortgegangen zu sein; er erwiderte, dies wolle er schon verantworten, sobald er nur im Hospital angelangt sei. Was war zu tun? Ehrgeiz und jugendlicher Übermut reizten mich, das Wagestück zu bestehen; ich war rasch dazu entschlossen. Er übergab mir die Depesche; sie bestand aus einem kleinen Blättchen Papier, mit Chiffern beschrieben und in einer kleinen goldenen Nadelbüchse geborgen; er wies mich an, sie zu verschlucken, falls ich in Gefahr käme, daß sie von Feinden bei mir gefunden würde oder ich mich sonst nicht retten könnte. Zudem händigte er mir eine englische Banknote von 15 Pfund St. nebst einer Vollmacht in 4 Sprachen ein, die zugleich als Legitimation diente, wodurch ich ermächtigt wurde, überall alle Mittel, die zu meinem schnellen Fortkommen nötig seien, zu requirieren.

Ich übergab den Krankentransport dem Chirurgen und setzte meinen Kosaken auf der großen Straße gerade auf Chalons zu in gestreckten Trab. Drei von den vorgeschriebenen Stunden waren bereits verflossen, als ich den Ritt antrat; mir blieben also nur noch 12 Stunden übrig, und ich hatte auf dem geradesten Wege bis zu dem erwähnten Orte noch etwa 28 französische

Lieues zurückzulegen. In der Tat keine Kleinigkeit! Auf jeden feindlichen Angriff gefaßt, und mich auf meine guten Waffen und die Schnelligkeit und Ausdauer meines Kosaken verlassend, durchflog ich eine beträchtliche Strecke des Weges, ohne auf Militärs zu stoßen, vermied, wo es anging, größere Orte und gelangte glücklich bis an ein Dorf, vor dessen Eingang eine französische Feldwache stand, die mich anrief. Ich erwiderte barsch: „Vive l'empereur", gab dem Pferde die Sporen und jagte in Karriere durch. Am Ausgange derselbe Anruf; ich kehrte mich nicht daran und ehe noch der Posten sich besinnen konnte, was er tun sollte, war ich über 200 Schritte weit; er jagte mir eine Flintenkugel nach, die aber bei mir vorbeipfiff. Zu beiden Seiten der Straße sah ich mehrere französische Truppen lagern; in meinen grünen Dragonermantel gehüllt, statt der Feldmütze ein rotseidenes Tuch um den Kopf gewickelt, so daß es aussah, als sei ich blessiert, jagte ich an ihnen vorbei. Niemand hielt mich auf, weil man mich wahrscheinlich für einen französischen Adjutanten hielt.

Obgleich fürchterlich ermüdet, mit schaumbedecktem Pferde kam ich glücklich in dem früher erwähnten Städtchen bei Epernay an und stürzte in das Posthaus. Der Postmeister erkannte mich sogleich und schlug jammernd die Hände zusammen; ich wußte nicht, was dies zu bedeuten habe. Er zog mich in ein Seitenzimmer, und da mußte ich ihm den Zweck meines Hierseins erzählen. Neuer Jammer! „Mein lieber, guter Freund!" hieß es, „Sie sind verloren, das Königtum ist verloren!", und nun erzählte er, die ganze Gegend wimmle von Napoleoniden, ich sei mitten durch ihr Lager geritten, und ohne ein Wunder würde ich nach Chalons nicht durchkommen. Ich riet ihm, statt aller Exklamationen an schleunige Hilfe zu denken, denn jede Minute sei kostbar. Er kratzte sich hinter den Ohren, stampfte mit dem Fuße, legte den Zeigefinger an die Nase, drehte sich dann rasch

um und erklärte, es ginge nicht. „Es muß gehen," erwiderte ich und zeigte ihm meine Vollmacht. „Wenn Sie ein aufrichtiger Freund Ihres rechtmäßigen Königs sind, so zeigen Sie es jetzt, sonst helfe ich mir selbst." „Aber, mein Gott!" seufzte er, „ich werde kassiert, ich bin verloren." „Ein redlicher Patriot," gab ich kalt zur Antwort, „denkt an sich zuletzt; komme ich durch, ist Napoleon vernichtet, Ihr König gerettet; kurz, wollen Sie oder nicht?" Nach einigem Besinnen brach er freundlich los: „Ja, ich hab's! Es wird gehen, aber Vorsicht, Vorsicht und Mut!" — „Nun, an beiden soll es nicht fehlen, nur rasch vorwärts gemacht," war die Gegenrede. Während ich hastig einige Gläser Wein hinabstürzte und etwas Fleisch genoß, wurden in aller Stille und Eile Anstalten getroffen; ich wurde von einem Militär in einen Bauer metamorphosiert, außer meinen Waffen, die ich sorgfältig unter dem Kittel verbarg, mußte ich alle meine Effekten bei dem redlichen Alten zurücklassen, ein mit zwei Mehlsäcken belastetes, derbes, aber rüstiges Pferd besteigen, und ein junger, kräftiger Bursche, mein Begleiter, bestieg ein zweites. Mit den nötigen Instruktionen versehen, machten wir uns auf den Weg.

Wir bogen von der Heerstraße rechts ab und ritten auf Feldwegen und durch Büsche, so schnell es anging. Der Bursche war pfiffig genug, mir indessen die erste Strophe der Marseillaise einzustudieren und gebot mir, bei jeder Annäherung von Feinden sie aus Leibeskräften zu brüllen, was ich denn auch tat. Ich galt für seinen etwas einfältigen Bruder, und wir beide waren Söhne eines Müllers in einem drei Stunden weit entfernten Dorfe, welche Mehl zu Markte brachten. Alles ging herrlich von statten, mitten durch die Feinde bis auf die äußersten Vorposten; ein Infanterie-Piquet erleichterte unsere Gäule von den Mehlsäcken und stellte auf inständiges Bitten lachend in aller Form einen Bon darüber aus, der uns nötigenfalls als Legitimation dienen

konnte. Schon glaubte ich frei Atem schöpfen zu können, als der Bursche mir ein drei Mann starkes Piquet der Feinde zeigte, welches uns in einem Waldwege gerade entgegenkam, uns anrief, für arretiert erklärte und mit zurückzukommen befahl.

Vergebens parlierte mein Bursche, wer wir wären, es half nichts, wir sollten zur nächsten Feldwache. Jetzt galt es keine Flausen mehr, sondern Entschlossenheit. Rasch holte ich meine Waffen hervor, gab ihm ein Pistol, nahm eines in die Rechte, den Säbel in die linke Hand, den Zügel in den Mund und stürzte unvermutet auf die Feinde los. Den nächsten schoß ich vor die Brust, daß er leblos vom Pferde herabfiel, ein zweiter wollte einen Hieb über meinen Kopf führen, ich parierte ihn, aber trotzdem bekam ich einen Säbelstich durch den linken Vorderarm, der mich jedoch nicht hinderte, ihm dafür im Vorbeidrängen einen Stoß gegen die Brust zu geben, daß er vom Pferde herabtaumelte. Mein Bursche war auch nicht müßig und hielt dem dritten das gespannte Pistol vor die Nase; dieser wagte es nicht, auf Säbellänge heranzukommen. Unterdes zog ich zwei Terzerole aus der Brusttasche, nahm in jede Hand eines und gebot dem braven Jungen, vorauszureiten, was das Zeug halte. Da die Feinde keine Miene machten, mich nochmals anzugreifen, drückte ich im Umdrehen des Pferdes noch ein Terzerol auf den letzten der Feinde ab, streifte ihn am Kopf und jagte meinem Begleiter nach. Glücklich kamen wir durch; nach einer Viertelstunde stießen wir auf eine starke Patrouille österreichischer Husaren; ich zeigte meine Vollmacht, ließ mich zu ihrem Kommandeur geleiten, bewies ihm die Wichtigkeit und Eile meiner Sendung, erhielt für mich und meinen Begleiter zwei frische Husarenpferde und eine Eskorte von vier Husaren und jagte wieder vorwärts, meinem Bestimmungsorte zu.

Um 7 Uhr und 2 Minuten stand ich vor dem Platzkomman=

danten von Chalons, übergab meine Ordre zur schleunigsten Beförderung an den Feldmarschall und ließ mir die Zeit meiner Ankunft nach meiner Uhr, die ich nach der meines Vorgängers genau gerichtet hatte, schriftlich bescheinigen. Wie dringend und wichtig die überbrachte Depesche, aber auch wie gefährlich meine Reise gewesen, beweist, daß, während ich zu dem Feldmarschall gerufen wurde, bereits Generalmarsch geschlagen wurde und alle Truppen sogleich aufbrachen.

Der Feldmarschall redete mich freundlich an: „Na! Sie sind gut geritten, das heiß' ich reiten; 36 Lieues in 14 Stunden! Welchen Weg haben Sie genommen?" „Den schnurgeraden über Montmirail und Epernay!" „Das ist unmöglich, denn da mußten Sie ja, der Depesche nach, mitten durch die feindliche Armee!" „Allerdings, aber ohne anderweitige Hilfe wäre es auch unmöglich gewesen, und ich würde wahrscheinlich längst baumeln!" Und nun mußte ich den ganzen Hergang meiner abenteuerlichen Sendungsreise erzählen. Daß ein Arzt solch eine Mission übernommen, gab zu mancher Bemerkung Veranlassung. Indessen, sie war glücklich beendet, und somit war es gleichgiltig, durch wen sie geschehen. Auf meine Empfehlung wurde meinem Begleiter ein Geschenk von 10 Louisdor zuerkannt. Mir wurde freigestellt, ob ich hier bleiben und von der beschwerlichen Reise ausruhen oder mit der Armee vorwärts gehen wolle. Ich zog ersteres vor, weil ich es in der Tat sehr nötig hatte; denn ich konnte fast nicht stehen, kaum gehen, meine Schenkel waren blutig wund, und mein verwundeter Arm hatte Pflege nötig.

Einer der beiden anderen Kuriere kam erst 2 Stunden 37 Minuten nach mir an; der dritte wurde (wie ich später erfuhr) in der Gegend von Brienne gefangen. Mein war also der ausgesetzte Preis. Ich blieb drei Tage lang in Chalons, und da ich mich nun wieder wohl fühlte, nahm ich mit meinem braven Be-

gleiter den Rückweg. Er fand seine Pferde wieder, und nach zwei bequemen Tagemärschen kamen wir glücklich in jenem Posthause an, wo wir mit Jubel und Glückwünschen empfangen wurden. Der redliche Postmeister war außer sich vor Entzücken, übergab mir gewissenhaft meine bei ihm deponierten Effekten und bat bloß um die kleine Erkenntlichkeit für das Geleistete, ihn bei meiner Ankunft in Paris beim General-Kommando zu empfehlen, was ich auch versprach und hielt. (Später bekam er von Ludwig XVIII. das Kreuz der Ehrenlegion.)

Ich bestieg meinen Kosaken und setzte meine Reise nach Paris fort. Unterdessen waren mehrere Schlachten vorgefallen und die Linien des Montmartre erstürmt worden, wobei unser Regiment sich mit Ruhm bedeckt hatte. Paris wurde von den Alliierten eingenommen. Ich hielt meinen Einzug mit einem österreichischen Kürassierregiment, meldete mich alsdann bei unserem General-kommando, wo man nicht wenig erstaunt war, statt eines Offiziers einen Arzt als rückkehrenden Kurier zu erblicken. Nachdem ich mich durch meine Papiere gehörig gerechtfertigt, die Summe von 134 Napoleondor angewiesen und sogleich bezahlt erhalten, auch Urlaub bekommen hatte, einige Tage lang in Paris verweilen zu können, obgleich mein Regiment bereits Compiègne als vorläufige Garnison bezogen, mietete ich mich in einer Restauration auf dem Boulevard du temple ein und lebte meinem Vergnügen. Alles zu sehen, was diese Hauptstadt der Welt Sehenswertes enthält, war bei der damaligen stürmischen Zeit unmöglich, aber genossen habe ich, was zu genießen war! Sapienti sat! Ich hatte es mir sauer verdient. Natürlich wurde das „kleine Paris" in dem großen Paris, das Palais royal, nicht vergessen, und wenngleich mich dieses Vergnügen ein hübsches Sümmchen gekostet, so kann ich doch sagen, daß ich dort alles gesehen und wenigstens gekostet habe.

In Compiègne beim Regiment angekommen, wurde ich nicht wenig über meine Kurierreise gehänselt; am Ende mußte ich selbst mitlachen. Die Hauptsache war, ich brachte einen gut gefüllten Beutel und einen brauchbaren rechten Arm mit, den ich in Versailles durch einen glücklichen Sturz gebrochen und dadurch beweglich gemacht hatte. Zugleich wurde mir angezeigt, daß mir das eiserne Kreuz 2. Klasse zuerkannt worden.

Wir blieben hier nur kurze Zeit und marschierten nach dem Westen der See zu, bekamen aber bald Ordre, zurück nach der Picardie zu gehen. Bei Maubeuge angekommen, trennte sich unser Bataillon von den 2 übrigen des Regiments und bekam Ordre, nach Deutschland zurück und zwar nach Erfurt zu gehen.

Der Marsch ging über Valenciennes, Namur, Spaa, Malmédy, Coblenz, Wetzlar, Eisenach bis Erfurt, wo wir am 28. Mai einrückten.

Verlobung und Heirat.

Bei den Herrnhutern. – Treulosigkeit meiner Braut. – Die Rache bei ihrer Trauung. – Ihre Folgen. – Zunahme meiner frivolen Ansichten über das weibliche Geschlecht. – Das Idyll mit der Pfarrerstochter. – Im Lustwäldchen. – Bei der Familie Schellhorn von Schellenberg in Erfurt. – Die Tochter. – Geschichte unserer Liebe. – Heiratskonsens und Marschordre. – Beim protestantischen und beim katholischen Pfarrer. – Der Pastor muß. – Von der Hochzeit auf den Marsch.

Schon nach einigen Tagen mußten wir die Stadt wieder räumen, indem sie mit Militär zu sehr überfüllt war, und wurden auf die benachbarten Dörfer verlegt. Ich kam mit dem Stabe nach der Herrnhuter-Gemeinde Neudietendorf und fand ein vortreffliches Quartier. Anfänglich wurde nicht selten über das Pathos dieser Sekte gelacht, aber die guten, harmlosen Leute benahmen sich gegen uns so freundlich, so zuvorkommend, daß es in der Folge ein undankbarer Frevel gewesen wäre, ihre Sitten

und Gebräuche zu bekritteln. Wahrhaft erbauend erschien mir ihr einfacher Gottesdienst, und ich kann gestehen, daß kein anderer so erhaben, so fromm, so wohltuend und doch feierlich auf mich eingewirkt hat. Gerne wäre ich hinter das Geheimnis ihrer sogenannten Liebesmahle gekommen, aber niemand außer den Mitgliedern ihrer Sekte bekam Zutritt dabei, ja es war selbst streng untersagt, sie auch nur im geringsten in ihrem Religions-Kultus zu stören.

Schon die liebliche Lage, die regelmäßige Bauart des Ortes, die allgemeine Reinlichkeit, die Stille und Ruhe darin, die gemütliche, ernste Bescheidenheit dieser Leute, die man nie lachen oder weinen oder fluchen sieht und hört, ihre Gleichheit in der Lebensweise, selbst in ihrer einfachen Kleidung, ihr vertrauliches Du und Schwester oder Bruder ohne Ausnahme, ihr emsiger Fleiß, ihre unwandelbare Rechtlichkeit machen einen gewaltigen Kontrast gegen das nahe, geräuschvolle Erfurt. Das einzige, was man ungerne bei ihnen vermißt, ist Musik und Gesang, denn außer im Bethause hört man nirgends einen Ton.

Ich führte hier ein idyllisches Leben; mit meinem Freunde Wolff, der nahe bei Apfelstädt lag, machten wir Ausflüge, namentlich nach den benachbarten drei Schlössern Gleichen; wir lasen klassische Werke, die wir von Erfurt erhielten, zeichneten, fischten, jagten und — schwänzelten bei den Dorfschönheiten der Nachbarschaft herum.

Meine Braut, mit der ich mich in Stadt-Ilm verlobt, hatte mir nach Frankreich noch eine Zeitlang geschrieben. Dann hatte ihr Bruder berichtet, daß Mina durch heilige Versprechungen an ihren früheren Bräutigam, Herrn Hailand, gebunden sei, daß sie sich darüber Gewissensvorwürfe gemacht, ihn aufgegeben zu haben, daß sie nun ihre frühere Verpflichtung erfüllen wolle, mich meines Eides entbinde und mir alles Gute, aber keine fer-

neren Zuschriften von mir wünsche. Ein solcher Verrat an meinem reinen Treuglauben, solche Treulosigkeit, die mich umsomehr schmerzte, weil sie von einer Person verübt worden, der ich mein Herz und alles hingegeben, konnte ich nicht ungerächt hingehen lassen.

Kaum hatte ich durch Friedreich erfahren, welcher Tag zur Trauung zwischen Mina und Hailand anberaumt sei, machte ich mich nach Stadt-Ilm auf den Weg, kam abends dort an und verbarg mich in einem bekannten Wirtshause. Morgens punkt 9 Uhr sollte die Trauung stattfinden. Kurz zuvor schlich ich mich, in meinen Mantel tief eingehüllt, in die Pfarrkirche hinter den Altar. Bald darauf fand die Trauung statt; als nun der Geistliche über eheliche Treue sprach, konnte ich mich nicht enthalten, höhnisch aufzulachen; alles stutzte; Mina wurde totenbleich. Der Küster wollte mich zurechtweisen, ich aber entschuldigte mich mit einem habituellen Keuchhusten. Endlich wurde das Paar um sein deutliches, vernehmliches Ja gefragt. Da trat ich vor, besah Mina mit einem fürchterlichen und drohenden Blick und floh zur Sakristei hinaus. Kaum hatte sie mich erblickt, begann sie zu wanken und fiel ohnmächtig den Umstehenden in die Arme. Erst nach einiger Zeit erholte sie sich, und die Trauung wurde vollendet, während ich schon längst über alle Berge war.

Auf Mina hatte aber diese Szene einen tiefen und bleibenden Eindruck gemacht. So oft später zufällig die Rede auf mich kam, schauderte sie zusammen und begann zu weinen. Ein Jahr später sah ich sie wieder — aber Himmel, wie war das sonst blühende und von Gesundheit strotzende Mädchen entstellt — kaum noch kenntlich; auf ihren Armen lag ein schreiendes, krüppelhaftes Kind mit einer häßlichen Hasenscharte. Um ihr und mir jeden Schmerz zu ersparen, verließ ich Stadt-Ilm sogleich wieder. Sie war in ihrer Ehe sehr unglücklich und behauptete oft, mein ge-

spenstisches Auftreten und mein prophetisches Drohen sei wohl etwas mehr als ein bloßes Ohngefähr gewesen.

Nach solchen und vielen ähnlichen Erfahrungen war es kein Wunder, und zwar umso weniger, weil ich in meinen Verhältnissen weniger Gelegenheit hatte, mit wahrhaft gebildeten und tugendhaften Frauen umzugehen und so ihren Wert schätzen zu lernen, daß ich am Ende alle Weiber über einen Leisten schlug und sie gleichsam zum Spielzeug meiner Laune machte. Ich glaubte in der Tat nicht frivol genug gegen sie sein zu können, weil ich voraussetzte, daß sie es nun einmal nicht anders haben wollten, und darin bestärkten mich noch einige andere Erfahrungen.

Ich lag bei einem Manne in Quartier, der, obgleich ein Bauer, ein wahres Genie und durch Selbstlehre ein tüchtiger Mechaniker war. Seine Eltern und zwei Geschwister wohnten in einem benachbarten Dorfe, dessen Namen mir entfallen. Dieser Mann erzählte einst, während Wolff und ich in einer fröhlichen Stimmung über Weiber scherzten und glossierten, in jenem Dorfe lebe ein Pastor, der eine einzige, sehr schöne Tochter, ein Mädchen von etwa 19 Jahren habe, die zudem sehr liebenswürdig, geistreich und vermögend sei; nur wäre hier der schlimme Kasus, daß ihre Mutter, eine geborne Adelige, einen unbegrenzten Adelstolz besitze, ihre Tochter nur an einen Adeligen verheiraten wolle und deshalb bisher, obgleich das liebe Töchterchen sehr sauer drein sehe, alle Bewerbungen, selbst achtungswerter Bürgerlicher, stolz zurückgewiesen habe. Wir lachten darüber und in einem Anfall von frivolem Übermut und Indignation über den dummen Dünkel einer Dorf-Pastorin, bot ich mich an, das Mädchen (wie man sich beim Militär auszudrücken pflegte) herumzuholen. Ich schloß so: jung, schön, heiratslustig, auf einem Dorfe verlassen, lebhaft, bloß des väterlichen Standes wegen vielleicht streng eingezogen lebend und — eine Blondine! Es müßte mit

dem Kuckuck zugehen, wenn die nicht ans blau und rote Läppchen anbeißen sollte.

Ich nahm mir vor, ihr sogleich einen exzentrischen Liebesbrief zu schreiben und ohne weiteres um ein Rendezvous zu ersuchen. Wolff lachte über meine Tollheit und bot mir eine Wette an, daß ich entweder gar keine Antwort oder meinen Brief zurückerhalten werde; ich nahm sie an, obgleich ich selbst über meine Frivolität erschrak; allein ich achtete die Weiber viel zu gering, als daß ich hätte mit ihnen besser umgehen sollen. Nicht genau mehr erinnere ich mich, was ich alles Tolles geschrieben; es war von goldenen Engelszügen, von Göttin von Amathus, Zypris, von göttlicher Sympathie der Herzen, feurigen Trieben die Rede und schloß mit einer äußerst schmeichelhaften Versprechung, die Holde bei dem bevorstehenden Gartenfeste in Moldsdorf bei Erfurt, an welchem Tage fast der ganze beau monde aus dieser Stadt und Umgebung versammelt sein sollte, samt ihrer gnädigen Frau Mama abzuholen; weil ich richtig schloß, daß den Herrn Vater sein geistlicher Stand verhindere, die Frauenzimmer dorthin zu begleiten, und ein anderer Mann nicht da war — und welches Weib will nicht einmal öffentlich glänzen? Endlich unterzeichnete ich mit meinem Familiennamen Késdy de Wassarhely, genannt Krimer. Dieser Brief wurde dem Bruder des Mechanikers übergeben, der in der Pfarre gut bekannt und Nachbar war, und ihm aufgetragen, nachdem er hinlängliches Lob über mich gestreut, dem Fräulein den Brief zu überreichen. Es geschah, und der Erfolg rechtfertigte meine Voraussetzung: Schon am anderen Morgen erhielt ich einen Brief von Josine Saenger. Ehe ich ihn erbrach, dachte ich: eine eitle Närrin, gehört auch in die allgemeine Kategorie, hat angebissen, vor dem übrigen darf dir nun nicht mehr bange sein. Durch den Inhalt des Briefes wurde ich hierin noch mehr bestärkt. In den gewähltesten und

höflichsten Ausdrücken dankte sie für die ihr erwiesene Aufmerksamkeit, bedauerte sehr, das viele Schöne und Lob, das ich ihr gespendet, nicht, wie es ihr Herz wünsche, erwidern zu können, indes hoffe sie, nächstens das Glück zu haben, mir mündlich sagen zu können, wie sehr sie mich schätze und meine zarte Neigung zu würdigen wisse. Meine Einladung könne (oder vielmehr dürfe) sie nicht annehmen, weil bereits ihre gnädige Frau Mama eine Partie nach Moldsdorf arrangiert habe; allein ich solle mich da nur am zweiten Pfingstfeiertage nachmittags um 3 Uhr an der großen Fontäne einfinden, wo sie mir persönlich ihren Dank abstatten wolle. Wolff und ich waren wie aus den Wolken gefallen; dies übertraf meine kühnsten Wünsche; er ärgerte sich über die verlorene Wette und über die leichtfertige Eitelkeit der Weiber. Ich hätte mich totlachen mögen.

Der Tag erschien; in Begleitung meines Hauswirtes fuhren wir nach Moldsdorf; als es gerade 3 Uhr schlug, zeigte mir der letztere ein allerliebstes schlankes Mädchen von sehr sittsamem Aussehen und bezeichnete sie als Josinen. Mancher andere würde wohl Bedenken getragen haben, so mir nichts dir nichts sich in eine Konversation einzulassen; ich aber beurteilte sie nach ihrem Briefe und dachte: Frechheit steh mir bei! — Ich ging also dreist auf sie zu, begrüßte sie wie eine alte Bekannte, küßte der Frau Mama sehr untertänig die Hand, sagte ihr einige Schmeicheleien, vergaß auch den sie begleitenden Herrn Onkel nicht; Josine präsentierte mich mit einer unendlichen Grazie, als wären wir schon längst bekannt, und ehe noch 10 Minuten vergingen, hatte ich sie im Arm, und wir waren im tiefstem Gespräche, vor den Alten allein herwandelnd.

Erst spät abends trennten wir uns; Josine versprach mir für einen folgenden Tag eine geheime Zusammenkunft in einem kleinen Wäldchen, dicht neben ihrem Dorfe, und sie hielt treulich

ihr Wort; allein hier benahm ich mich anders als in Stadt-Ilm. Daß Josinchen nicht kam, um mit mir zu psalmodieren oder tiefsinnige Betrachtungen über die Keuschheit anzustellen, konnte ich wohl denken. Je spröder sie anfangs tat, desto kühner wurde ich, und zuletzt fand sich bestätigt, was ich gleich anfänglich vorausgesagt: daß sie gar so spröde nicht sei, wie sie scheinen wolle; kurz, wir waren am Ende beide miteinander zufrieden. So lange ich in Apfelstädt stand, wiederholte ich fast täglich meine geheimen Besuche, welche Josinen viel Vergnügen gewährten. Sie hat mich wohl ebenso bald vergessen in den Armen eines anderen, als ich sie.

Endlich mußten wir wieder nach Erfurt einrücken. Ich kam zu der Witwe des vor einiger Zeit in Dresden an einer Zerschmetterung beider Schenkel, die er sich im Wahnsinn durch einen Sprung aus einem hoch gelegenen Fenster zugezogen, verstorbenen Medicinae-Doktor Joh. Schellhorn von Schellenberg ins Quartier. Die Familie bestand aus der Witwe und einer einzigen Tochter, Dorothea Carolina. Ein Sohn, ein störriger, eigensinniger Misanthrop und Sonderling, drei Jahre älter als seine Schwester, lebte damals als Buchdrucker in Hamburg.

Da diese Familie mir in der Folge so nahe stand, so muß ich ihrer etwas ausführlicher gedenken. Sie besaß und bewohnte ein schönes, geräumiges zweistöckiges Haus in der Augustgasse, der Regler-Kirche gerade gegenüber, nebst Garten und an 60 Morgen Ackerlandes.

Die Mutter, etwa 55 Jahre alt, aber noch jugendlich aussehend und rüstig, etwas mehr als mittelgroß, muß früher schön gewesen sein, auch wollte sie dies selbst in ihrem vorgerückten Alter noch wissen. Sie war ein sonderbares Gemisch von herzlicher Gutmütigkeit, Offenheit mit kluger Zurückhaltung, nicht ohne weibliche List, häuslicher Tätigkeit, mit Sucht zu glänzen;

leicht aufbrausend und dann heftig; redselig und auf Neuigkeiten jeder Art ganz versessen, launenhaft, aber nie tückisch, zuvorkommend und übertrieben höflich, wenn nur ihr Interesse dabei nicht litt, oder ihre auf das Sparsamste eingeschränkte Haushaltung und Lebensordnung dadurch nicht gestört wurde. Im Hause konnte sie wie eine gemeine Magd arbeiten, ging sie aber aus, putzte sie sich wie ein junges Mädchen und strahlte von altväterischem Schmuck. Sie war überhaupt ein Sonderling in ihrer Art und galt allgemein dafür, obgleich sie einige Male wohl Ursache hatte, es gegen mich zu sein.

Ihre Tochter Dorothea, meine nachmalige Gattin, war damals 18 Jahre alt, eher klein, aber untersetzt, ihr Kopf verhältnismäßig lang, Haare braun, Stirne hoch, frei; die Nase stark gewölbt, Augen groß, schön blau, hervorstehend, lebhaft, Mund klein, immer lieblich, meist schalkhaft lächelnd; die Gesichtszüge zwar etwas scharf markiert, aber doch weiblich und einnehmend, blühend; voll, gerundet, regelmäßig, Hände und Füße klein und niedlich. Sie war immer heiter, fröhlich, selbst schalkhaft witzig, offen, lebhaft, arglos, gutmütig, zuweilen kindlich ausgelassen, doch tieffühlend, sittsam. Ihre Stimme wohlklingend, die Sprache lebhaft, rein, ihre Haltung ohne Affektion zierlich, gefällig, anspruchslos. Eine unbegrenzte Herzensgüte mit Charakterstolz bezeichnete alle ihre Handlungen. Eine auffallende Schönheit war sie nicht, auch war sie gar fern von der Eitelkeit, zu bescheiden und zu klug, um sich dafür zu halten; aber sie gehörte zu denjenigen weiblichen Individuen, die ohne gerade schön zu sein, auf den ersten Blick durch ihre Liebenswürdigkeit und kindliche Naivität Männer fesseln, ohne sich dessen bewußt zu sein. Gelehrt war sie auch nicht, aber sie besaß einen gesunden, schnell durchdringenden Verstand, eine mit ihrer Mutter sehr kontrastierende weibliche Bildung, schnelle Fassungsgabe, musikalisches

Talent und eine große Fertigkeit in allen weiblichen Handarbeiten und in der Haushaltung, war tätig und sparsam. Geistreiche, heitere Unterhaltung, der Genuß der Schönheiten der Natur galt ihr höher als alle Gesellschaften, obgleich sie gerne und schön tanzte. So war sie als Mädchen und so blieb sie auch als Frau.

In wenigen Tagen war ich im Hause ganz heimisch, speiste an dem gemeinschaftlichen Tische, und man sah es gerne, wenn ich oft das gemeinschaftliche Wohnzimmer besuchte und mich unterhielt; der Mutter erzählte ich politische Neuigkeiten und Begebenheiten, der Tochter mußte ich Paris und alles, was ich dort gesehen, schildern, oder etwas vorlesen, oder Stickmuster zeichnen, oder ich arbeitete mit ihr im Garten. Häufig kamen einige junge Mädchen zu Besuch, auch eine lebhafte junge Frau, die im Hause wohnte, kam herab, und da wurden allerhand kindische Spiele gespielt oder sonst gescherzt. Sonntags begleitete ich beide als chaperon d'honneur aufs Land. Kein Wunder, daß ich mich in kurzer Zeit im Hause gleichsam einbürgerte und für ein Familienglied ansah.

Ein gewisser Tampo, ein großer, schöner junger Mann und Handlungsdiener, bewarb sich damals um Dortchens Hand. Er war unbemittelt, hatte keine günstigen Aussichten für die Zukunft, und heimlich erfuhr ich, daß er im Rufe der Flatterhaftigkeit stehe. Die Mutter haßte diesen Mann sehr, geriet jedesmal in Zorn, wenn seiner erwähnt wurde, verbot ihm das Haus und untersagte streng allen Umgang mit ihm. Um zu verhüten, daß Dortchen nicht heimlich mit ihm zusammenkomme, mußte ich sie, so oft sie ausging, begleiten und sonst auch ein wachsames Auge auf sie haben. Ja, nicht selten forderte mich selbst die Mutter auf, wenn sie keine Zeit oder Lust hatte, mit Dortchen allein spazieren zu gehen. Das hieß doch den Bock zum Gärtner machen.

Trotz dieses nahen Verhältnisses versah ich meinen Dienst

als cavaliere servente ganz unbefangen und uneigennützig; ich fühlte noch nichts von Neigung gegen Dortchen. Endlich brach sie mit einem Male die Bekanntschaft mit Tampo ab, aus welchem Grunde, habe ich nie erfahren, und schloß sich inniger an mich an. Anfänglich bemerkte ich dies kaum, weil ich es schon so gewohnt war, aber allmählich öffneten mir vielfache Beweise von Zuvorkommenheit, Zärtlichkeit und inniger Zuneigung die Augen über unser Verhältnis. Meine frühere Unbefangenheit war dahin, ich ward schüchterner; heimliche Blicke und Winke, ein verstohlener Händedruck verrieten, was in unseren Herzen vorging. Auf die Dauer mußten wir uns verraten. Die schlaue Mutter bemerkte dies Aufkeimen der Leidenschaft und beschloß, sie im Entstehen zu vernichten; allein es war zu spät; wir hatten uns bereits erklärt.

Da sie meine Entfernung aus dem Hause für das beste Mittel zu unserer Trennung hielt, wußte sie, ohne daß ich es ahnte, es bei dem Quartier-Amte dahin zu bringen, daß ich plötzlich ausquartiert und mir eine andere Wohnung in einem entfernten Teile der Stadt angewiesen wurde. Bei dem Abschiede bemerkte ich erst recht deutlich, wie fest uns das Liebesband bereits umschlossen hatte; uns trennen wollen war vergebliche Mühe. Wir schieden alle drei mit herzlichen Versicherungen fortdauernder Freundschaft; höflichkeitshalber konnte die Mutter nicht anders als mich einladen, sie zuweilen zu besuchen; ich durchschaute jetzt ihre List, verbarg aber meinen Groll, um nicht alles zu verderben. Die Mutter hatte eben durch ihren Gewaltstreich Öl ins Feuer gegossen. Die Liebe macht erfinderisch, wir hatten geheime Schriftzeichen und eine Zeichensprache verabredet; eine von Dortchens Freundinnen war die Zwischenträgerin; aus einem schief gegenüberliegenden Hause konnte ich mich alle Mittage, wenn die Mutter in der Küche beschäftigt war, mit Dortchen

durch die Fenster mittelst der Zeichensprache unterhalten. Sonntags, wenn die Mutter in den Nachmittags-Gottesdienst ging und Dortchen im Hause eingeschlossen zurückließ, schlich ich durch eine nach einem kleinen Gäßchen führende Türe in den Garten, und wir hatten zwei Stunden Zeit, um uns satt zu herzen. Wöchentlich zweimal besuchte ich das Haus und suchte dann so unbefangen wie früher, ja selbst kalt und wortkarg zu scheinen. Die Mutter empfing mich immer höflich und zwar desto mehr, je zurückhaltender ich war. Bald vermißte sie jedoch die Unterhaltung, an die sie sich früher gewöhnt hatte; sie hatte niemand, mit dem sie Politika abhandeln konnte und bat mich am Ende, sie öfter zu besuchen; allein ich blieb beim zweimaligen Besuche. Nachgerade meinte sie, unsere Liebesgeschichte sei aufgehoben und vergessen. Aber ihre Rechnung hatte ein Loch.

Durch Geld wußte ich es dahin zu bringen, daß, als am Schlusse des Monats die ganze Garnison neu quartiert wurde, ich wieder ein Billet erhielt, das auf ihr Haus lautete. Was wollte sie tun? Einen triftigen Grund gegen meine Aufnahme ins Haus hatte sie nicht, und anderswohin verlegen ließ ich mich nicht; sie mußte also in den sauren Apfel beißen und, wollte sie nicht offenkundig grob erscheinen, mir die Freiheiten, die ich früher im Hause genossen, gestatten; schon ihr zartes Gefühl für Anstand ließ nichts anderes zu. Indes tröstete sie sich mit dem Gedanken, ich sei noch zu jung, um an ein ernstliches Verhältnis mit Dortchen zu denken, und das Mädchen zu klug, als es für etwas mehr als eine flüchtige, militärische Poussage anzusehen, und so waren wir denn wieder im alten Geleise, aber vorsichtiger und dem Anscheine nach zurückhaltender.

„Verbotene Früchte schmecken am besten!" Weil wir nicht öffentlich genießen durften, genossen wir heimlich umso gieriger. Die Mutter wurde getäuscht und ließ am Ende alles gehen, wie

es eben ging. Zweimal bat ich bei ihr um die Hand ihrer Tochter. Sie nahm es als Scherz und lachte mich darüber weidlich aus. Um ihrer sorglosen Zuversicht die Krone aufzusetzen, verreiste sie auf 2 Tage nach Arnstadt, ließ uns beide im Hause allein und ließ nur ein kleines, fast blödsinniges Mädchen zur Aufsicht zurück. War es ein Wunder, daß das Unausbleibliche erfolgte? Rasches, junges Blut, heftige Leidenschaft, Gelegenheit und eine schwüle Sommernacht entschieden über unser beiderseitiges Schicksal unwiderruflich, und nur zu bald zeigten sich die Folgen. Als Mann von Ehre war ich verpflichtet, den begangenen Fehltritt wieder gut zu machen. Ich wiederholte meine Bewerbung mit Ernst, aber mit dem früheren Erfolg.

Endlich entschied ein Zufall. Eines Abends war die Mutter ausgegangen, ich saß ohne Licht sinnend in meinem Zimmer, welches zwei Türen hatte, die eine davon ging nach dem Hofe, die andere nach der Hausflur. Dortchen war in dem gewöhnlichen Wohnzimmer nach der Straße zu, ohne zu wissen, daß die Mutter den Hausschlüssel mitgenommen. Schon seit mehreren Tagen war ich mit dieser über ihre abschlägige Antwort gespannt und kam selten, bloß wenn ich mußte, mit ihr zusammen. Dortchen kommt zu mir und gesteht mir ihre Besorgnis. Arm in Arm umschlungen teilen wir uns unsere Pläne mit; plötzlich geht leise die Haustüre auf, die Mutter kommt, geht rasch in das Wohnzimmer, ergreift ein Licht, geht nach der Hoftüre und ruft mehrmals nach ihrer Tochter. Da war guter Rat teuer! An Verbergen war nicht zu denken; keine Antwort erfolgte; die Mutter konnte jeden Augenblick bei mir eintreten; ich verlor beinahe den Kopf, warf mich, so wie ich war, mit Stiefeln und Sporen auf mein Bett und deckte mich nur unvollkommen zu. Die Mutter kommt herein, bleibt in der Türe stehen, leuchtet ins Zimmer herein und fragt dann, ob Dortchen nicht hier sei? Barsch und

unwillig erwidere ich, sie solle mich in Ruhe lassen. Aber was vermag weibliche List und schnelle Geistesgegenwart nicht! Ich hätte lange darüber sinnen können, was bei Dortchen das Werk eines Augenblickes war. Richtig setzte sie voraus, daß, wenn die Mutter auch eintrete, sie doch aus Bescheidenheit nur die Türe öffnen werde; und hinter die Tür stellte sie sich und ward bei der mütterlichen Rekognoszierung gar nicht bemerkt. Kaum hatte die Mutter die Türe zugemacht, schlüpfte Dortchen zur anderen Türe geräuschlos in den Hof und nach dem ziemlich entlegenen Abtritt. Beim nochmaligen Anruf gab sie erst Antwort und trat, allerdings etwas verlegen, ins Haus. Hatte die Mutter dies bemerkt? Ich erfuhr nichts weiter; genug, sie schien einzusehen, daß ihre Vorsicht umsonst gewesen und daß es jetzt zu spät sei, mit Knitteln dreinzuschlagen; allein so sehr sie sich auch zwang, es zu verbergen, ich konnte doch sehen, wie sehr sie mir grollte, und einmal gerieten wir ziemlich heftig aneinander, jedoch ohne daß auch nur mit einem Worte meines Verhältnisses mit Dortchen erwähnt wurde.

Aber seit dieser Zeit bemerkte ich, daß auch diese täglich gegen mich kälter und zurückhaltender wurde, ohne daß ich erfahren konnte, weshalb; endlich wurde sie völlig gleichgültig, selbst vornehmtuend gegen mich. Dies kränkte mich, weil ich mir keiner Veranlassung dazu bewußt war, und ich beschloß, dem Ding ein Ende zu machen.

„Es müßte ja mit dem Teufel zugehen," dachte ich, „wenn du sie durch Eifersucht nicht in Harnisch und zum Reden bringen solltest." Hiernach nahm ich meine Maßregeln. Unter anderen Freundinnen Dortchens besuchten auch zwei Schwestern, Töchter des Stadtbaumeisters Schmidt, das Haus; beide waren taubstumm; trotzdem hatte ich mir durch öfteren Umgang mit ihnen in ihrer Zeichensprache eine solche Fertigkeit erworben, daß ich mich stundenlang mit ihnen unterhalten konnte. Beide waren

nicht ungebildet, konnten gut schreiben und lesen. Die ältere, Friederike, war wirklich ein ausgezeichnet schönes Mädchen, eher einer Andalusierin, als einer Deutschen ähnlich, mit rabenschwarzem Seidenhaar und ein paar wetterleuchtenden Gazellenaugen, herrlichem Wuchs, dabei feurig, lebendig und nichts weniger als unempfindlich bei den Wallungen ihres heißen Blutes. Oft schon hatte sie mir deutlich genug gezeigt, daß ich ihr nicht gleichgültig sei, und ich hatte Mühe genug, um ihr auszuweichen und nicht eine Leidenschaft zu erregen, die bei ihrer südlichen Glut sehr leicht zur verzehrenden Flamme angefacht werden konnte. Dieses Mädchen hatte ich zu meinem Plane ausersehen, allein ich hatte später Ursache, diese Unbesonnenheit sehr zu bereuen, denn nur einem Zufall verdanke ich es, daß dieser Spaß oder Versuch nicht traurige Folgen hatte. Es kostete mich nicht viel, Friederiken meine Huldigung ihrer Reize bemerklich zu machen, und sie stand in hellen Flammen ihres glühenden Temperaments. Fort waren alle Rücksichten, an nichts anderes dachte sie mehr, als an die Löschung ihrer Glut.

Daß Dortchens Scharfblick das Aufkeimen dieser Leidenschaft nicht entgehen werde, konnte ich wohl mit Bestimmtheit voraussehen; allein zu stolz um einzulenken, wurde sie nur noch kälter, ich dagegen betrieb meinen Roman mit Friederiken umso lebhafter, verwickelte mich aber, durch ihre Reize geblendet, am Ende in ein Labyrinth, daß ich kaum noch einen Ausweg wußte und zuletzt meinen ursprünglichen Zweck vergaß. Mit der den Taubstummen eigentümlichen Heftigkeit und stürmischen Glut wußte sie den Äußerungen meines besseren Gefühls zu begegnen; vergebens waren alle Vorstellungen; sie wollte und verlangte nichts anderes als Befriedigung, und dies war bei ihren Wünschen keine Kleinigkeit. Doch der Zufall half — er mag unberührt bleiben; genug: er gab mich mir selbst zurück!

Nachgerade wurde Dortchen die Sache doch zu bunt, und es war ihr bange, ich möchte mich verlaborieren. Sie ließ mich beobachten; dies merkte ich sogleich und nahm, erfreut über ihre Sinnesänderung, entsprechende Maßregeln. An einem Sonnabend hatte ich abends ein Rendezvous mit Friederiken; um jeden Preis mußte ich mich ihrer entledigen; die Veranlassung dazu war bald gefunden; ich wußte, daß ich beobachtet wurde und riß mich gewaltsam aus den Banden, die mich bisher so magisch gefesselt. Noch heftig aufgeregt kam ich gegen Abend zu Hause an; Dortchen stand an der Türe, sah mich durchdringend an und seit einiger Zeit zum ersten Male frug sie, was mir fehle. „Nichts oder alles," war die Antwort. Verwirrt, zerstreut und von Gewissensbissen verfolgt, setzte ich mich im Wohnzimmer ans Fenster; Dortchen mir gegenüber; lange wurde kein Wort gewechselt. Endlich begann sie und frug, wie ich mich heute amüsiert habe? „So gut, daß ich darüber den Verstand verlieren könnte," war die Antwort. Eine neue Pause trat ein. Endlich entschloß ich mich, schriftlich Dortchen um die Ursache ihres sonderbaren Benehmens zu fragen; ich wollte Licht haben, mein Gefühl empörte sich dagegen, mich wie einen Knaben oder Bösewicht beobachtet zu wissen, verkannt zu sein, ohne Veranlassung dazu gegeben zu haben, besonders jetzt, wo der Roman mit Friederiken beendet war.

Ich bat um Licht, um auf meinem Zimmer schreiben zu können. Dortchen bot mir das im Zimmer brennende Wachslicht an. Nahm ich es, mußte sie entweder im Dunkeln sitzen bleiben oder eine auf einem Seitentische stehende Hauslampe anzünden. Die wollte ich mitnehmen, da stand Dortchen plötzlich auf, und mit feuchten Augen mich messend, sagte sie gebrochen: „Das sollst du nicht!" Die Lampe flog aus meiner Hand, und Dortchen lag schluchzend in meinen Armen; alles war vergessen, wir ausge-

söhnt; doch nie konnte ich die Ursache ihres früheren, mir fremdartigen Benehmens erfahren.

Allmählich stellte sich das freundliche und gesellige Verhältnis zwischen uns dreien wieder vollständig ein. Kein Vorwurf, keine Erinnerung wurde laut. Desto lauter sprach aber mein Gewissen und Ehrgefühl, was ich zu tun verpflichtet sei. Ich bin überzeugt, daß Dortchen eher alle Schmach hätte über sich ergehen lassen, eh' sie mich daran erinnert hätte. Das einzige, was sie einst sagte, als ich sie in der Gartenlaube fest umschlungen im Arme hielt, und ihr in die perlenden, seelenvollen Augen sah, war: „Sagst du noch nichts?" Es war genug. Am anderen Morgen schon reichte ich mein Gesuch zum Heiraten bei dem Kommandeur ein, schrieb an meinen Vater, um seine Zustimmung zu erhalten und bewarb mich um die nötigen Papiere.

Jetzt hatte ich noch eine harte Nuß aufzuknacken, nämlich bei der Mutter um Dortchen anzuhalten; allein das lief besser ab, als ich erwarten konnte. Das einzige, was sie sagte, war: „Sie sind zwar noch jung, ei nun! Jung gefreit, hat niemand gereut! Ich habe jetzt nichts dawider; wenn Sie Dortchen wahrhaft und aufrichtig lieben, nehmen Sie sie und machen Sie sie glücklich, sie verdient es, denn sie ist ein liebes und gutes Kind!"

Ehe mein Heiratskonsens von Berlin eintraf, verstrich eine geraume Zeit, und so rückte der Monat November heran. Am 6. d. M. kam er endlich an, aber mit ihm wie ein Donnerschlag aus blauer Luft eine Marschordre für unser Bataillon nach dem sächsischen Voigtlande, unfehlbar auf den 8. d. M. Mutter und Tochter waren trostlos, ich hätte verzweifeln mögen, denn was sollte ich nun anfangen? Bleiben konnte und durfte ich nicht, Abschied erhielt ich nicht; Dortchen zudem noch in ihrem Zustande auf einem Marsche mitnehmen, dessen Ende und Zweck unbekannt war, weil es hieß, daß es eine feindselige Besetzung

eines Teiles der bayerischen Grenze gelte, ging vollends nicht an; und wir waren noch nicht einmal getraut! Jetzt galt es Eile. Wir hatten nur noch einen Tag vor uns, an dem folgenden mußte ich aus dem Brautbett gerade auf den Marsch. Über Hals und Kopf wurde nun die Hochzeit eingerichtet.

Mit der Trauung hatte ich gar wunderliche Fatalitäten, an die anfangs niemand gedacht; ich dachte, mein Konsens sei dazu hinreichend und ging deshalb zu dem protestantischen Pfarrer des Sprengels, dem Konsistorial-Assessor Geilfues; allein weil ich Katholik, Dortchen dagegen lutherisch war, so hatte er wunderliche Bedenklichkeiten, daß mir beinahe die Galle überlief. Ich sollte meinen Taufschein vorweisen, allein der war mir bei Kulm verloren gegangen, und um einen neuen zu bekommen, erforderte es wenigstens 6 Wochen Zeit; ich sollte bei dem katholischen General-Vikar einen General-Dispens holen; dieser machte noch mehr Umstände, hielt mir eine salbungsreiche Predigt darüber, daß ich eine Ketzerin heirate und erklärte endlich, wenigstens müsse ich mich in einer katholischen Kirche nach allen Regeln des Kultus trauen lassen und verwies mich deshalb an einen katholischen Pfarrer; dieser, ein feister, breitschulteriger Brummbär, fuhr mich vollends an, als wollte er mich fressen und erklärte, die Trauung könne nicht anders stattfinden als nach dreimaliger Abrufung von der Kanzel, nach vorgängiger Beichte, Kommunion und Anhörung von drei Messen und gehöriger Spende an die Kirche; und was dergleichen Zeug noch mehr war. Vergebens stellte ich ihm vor, daß zu all diesen Sachen keine Zeit mehr sei, denn es war bereits 11 Uhr mittags und zu Hause warteten bereits Braut und Hochzeitsgäste, um zur Kirche zu gehen, nicht wenig verlegen darüber, daß der Bräutigam ausbleibe, ja einige äußerten leise sogar die Meinung, ich möchte mich anders besonnen haben und durchgegangen sein.

Wir erhitzten uns beide, er wurde grob, ich blieb ihm nichts schuldig; ich erklärte, wenn er mich nicht augenblicklich traue, ließe ich mich von einem Protestanten trauen, er drohte mir mit der Exkommunikation, ich lachte darüber und verlangte schriftlich, daß er mich nicht trauen wolle; er tat es; ich nahm den Wisch, er verlangte einen Dukaten dafür, ich verbeugte mich lachend und ging wieder zu Geilfues; dieser machte abermals Schwierigkeiten, voll Ingrimm lief ich zu dem Garnisonsprediger und verlangte die Trauung von ihm, weil er sie bei einem Militär gegen Vorzeigung des Konsenses unbedingt vollziehen mußte; allein auch dieser hatte soviel Rücksichten und Winkelzüge und meinte vor allem, er könne dies nicht tun, ohne den Pfarrer des Sprengels zu beeinträchtigen.

Nun riß mir die Geduld, ich lief nach Haus und erzählte, wie es mir gegangen. Da sprang der Major v. Ziegler, der auch als Hochzeitsgast zugegen war, auf, und auf den Tisch schlagend, rief er: „Das heilige Donnerwetter soll die verfluchten Pfaffen erschlagen! Doktor! Kommen Sie mit mir, ich will Ihren Geilfues mal fragen, ob er will oder nicht, und er soll die 99 fache Schwernot kriegen, wenn er noch muckst!" — Der Pastor war noch in der Kirche, der Gottesdienst bereits beendet; wir gingen hin; der Major trieb auf echt militärisch jenen so in die Enge, daß er in der Angst seines Herzens zu tun versprach, was verlangt wurde. Indes ich nach Hause lief, blieb der Major gleichsam als Schildwache da, damit ihm der Pastor nicht etwa entwische. Ohne weiteres Hindernis fand denn endlich um halb zwei Uhr die Trauung in der Kapelle nach lutherischem Ritus statt.

Beim Schmause ging es ziemlich einsilbig her. Wie konnte man auch fröhlich sein, wo Hochzeit und Abschied, vielleicht auf ewig, so nahe aneinander grenzten? — Nachmittags machten wir unsere Besuche bei den zahlreichen Verwandten; sie waren wie

aus den Wolken gefallen: niemand hatte um unser Verhältnis gewußt, und nun traten wir plötzlich als Ehepaar auf.

Morgens den 8. November um 7 Uhr zog ich mit meinem Bataillon auf der Straße von Weimar von dannen. Der Abschied war ergreifend und schmerzlich; nur die Hoffnung, daß es Friede bleiben, ich dann meinen Abschied erhalten und bald zurückkehren werde, hielt uns noch aufrecht.

Wieder bei der Armee.

In Weida. — Galante Abenteuer. — Ich gerate in ein falsches Zimmer und doch an keine falsche Adresse. — Der gefoppte Ratsherr. — Ein Ritt nach Erfurt. — Streithändel mit einem Bauern. — Die Flucht vor den Gendarmen. — Urlaubsreise nach der Heimat. — Die Paßordnung. — Die Perlenfischerei in Plauen. — Zukunftspläne. — Napoleon kehrt aus Elba zurück. — Unser Kind. — Reibereien beim Militär. — Ostpreußen und Schlesier.

Unser Marsch ging über Naumburg, Zeitz bis Gera; hier teilte sich das Bataillon; ein Teil desselben wurde nach Neustadt an der Orla, der andere, bei dem ich war, nach Weida verlegt. Ich bekam hier mein Quartier bei dem abgegangenen Bürgermeister Hemmann. Im Kreise seiner Familie verlebte ich mehrere Wochen ganz herrlich. Sie bestand aus dem Vater, Mutter, der Tochter und einem blödsinnigen Sohne, der aber nie zum Vorschein kam. Ich hatte fast nichts zu tun und verbrachte daher die Zeit mit Lesen, Schreiben, Musizieren, Malen, Spazierenreiten und sonstigen Zeitvertreiben. Am Geburtstage der schönen Tochter veranstaltete ich eine herrliche Illumination mit Transparents und Feuerwerk, was sehr dankbar aufgenommen wurde. Einige galante Abenteuer scheinen mir des Erzählens wert zu sein.

Der Hauswirt war ein jovialer Mann, der in seiner Jugend ein gar lustiger Zeisig gewesen sein mochte; die Hausfrau war eine eingebildete, adelsstolze Närrin, jeder Schmeichelei zugäng-

lich; die einzige noch unverheiratete von den drei Töchtern des Hauses war ein allerliebstes Blondinchen mit herrlichen Taubenaugen, etwa 19 Jahre alt, munter, fröhlich, schalkhaft, unbefangen. Zwar bemerkte ich zuweilen, daß sie, wenn sie sich nicht beobachtet glaubte, mich mit anderen Blicken als gewöhnlich ansah und mit besonderer Aufmerksamkeit behandelte; brachte sie mir morgens das Frühstück auf mein Zimmer, schien sie etwas verlegen und beklommen zu sein; saß sie abends neben mir am Flügel, hob sich ihr Busen schneller, und deutlich hörte ich sie zuweilen seufzen; blickte ich sie dann an, wurde sie feurigrot. Indes legte ich auf alles dies keinen Wert, blieb freundlich, gefällig, zuvorkommend und heiter; ich hielt sie für zu tugendhaft, um dem Gedanken an ein galantes Verhältnis Raum zu geben.

Als Soldat, nach einem beinahe 1½ jährigen Herumziehen in einem warmen Neste, hat man wohl auch zuweilen so seine Stunden der Anfechtung, und Gelegenheit macht Diebe.

Die Magd aus dem Hause, eine junge, rüstige, üppig gewachsene, ich kann wohl sagen hübsche, flinke Gebirgsbewohnerin, war gegen einen jungen, kräftigen Marssohn nicht unempfindlich — man sagt, die Uniform zieht — und machte mir eines Abends, während die Herrschaft fort und sie daher vor Überfall sicher war, einen Besuch auf meinem Zimmer, den ich natürlich mit Vergnügen aufnahm und mir zu Nutze machte. Aus Vorsorge für die Folge bezeichnete sie mir ihre Schlafkammer mit dem Zusatze, dort könne ich sie alle Nacht ungehindert besuchen. Soweit war alles recht gut und bequem. Jene Kammer lag auf einem langen Gange, der vom Vorderhause nach dem Hintergebäude hinlief, und auf welchem 5 Türen sich befanden, die zu eben so vielen kleinen Zimmern führten. Die bezeichnete Kammertür war die vierte.

Einige Tage später kam ich abends spät nach Hause von einem

Souper, das unser Kommandeur gegeben; die Magd öffnete mir das Tor und lispelte mir zu, ob ich sie nicht besuchen wolle! „Gewiß," sagte ich, „wenn alles im Hause schläft." Etwa um ½12 Uhr schleiche ich in Strümpfen auf den Gang; es war sehr finster; ich fange an, tappend die Türen zu zählen. Der Himmel mag wissen wie es kam, daß ich mich verzählte und statt an die vierte an die fünfte Türe geriet! — Ich öffnete leise die unverschlossene Türe, trete ein und tappe vor mich her. „Wer ist das?" spricht eine sanfte weibliche Stimme. — „Ich bin es, mein liebes, süßes Mädchen." — „Was suchen Sie, lieber Herr Krimer, jetzt noch bei mir?" Jetzt erst erkannte ich die Stimme des schönen Julchens. Ich hätte in den Erdboden versinken mögen, gut, daß es dunkel war; ein verblüffteres Gesicht hätte man nicht sehen können, als es das meinige gewesen sein mochte. Eine schöne Geschichte, dachte ich — was nun tun? Eine ehrenvolle Retirade war unmöglich; nur ein tollkühner Streich konnte helfen. Ich stotterte einiges Unverständliche her. „Sind Sie etwa unwohl geworden, lieber Freund?" sprach Julchen. An ihr Bette knieend, ihre Hand erfassend und küssend, erwiderte ich: „Ach ja, wohl sehr krank und Sie nur, mein Engel, können mich heilen." „So," meinte sie leise lachend, „es kommt nur darauf an, wie, und ob Sie auch in den Arzt nicht zuviel Vertrauen setzen und — sein Vertrauen zu würdigen wissen!" Kurz, wir parlamentierten, sie äußerte mitleidig, daß ich mich erkälten müsse in der grimmigen Kälte, wir schlossen einen Alliance-Traktus, und — ich fand, daß Julchen so spröde nicht sei wie ich dachte, und Fleisch und Blut hatte so warm wie ich. Ich hatte keine Ursache, den Fehlgang zu bereuen.

Bald waren wir mit den Einwohnern von Weida auf sehr freundlichem Fuß. Alle Abende kamen wir in einem sogenannten Kasino zusammen, wo sich dann auch alle Honoratioren des

Städtchens einfanden. Unter diesen zeichnete sich besonders ein wohlbeleibter Ratsherr, Brendel genannt, aus, ein Mann in den besten Jahren, wie man zu sagen pflegt, der sich erst seit einigen Monaten ein junges, hübsches, feuriges Weibchen, eine Brünette, beigelegt hatte, die er nun wie ein Argus bewachte. Er war ein sonderbarer Kauz und Dummkopf bester Qualität; sein drittes Wort war „Witz". „Witz", sagte er, „ist die Würze des Lebens, ohne ihn ist alles Lumperei," und gerade er hatte gar keinen und wurde deshalb von uns, wie es sich gebührt, weidlich persifliert und mystifiziert. Schlag 6 Uhr war er täglich im Kasino; Schlag 10 Uhr ging er, nachdem er seine zwei Krüge Doppelbier und ein Gläschen Magenbitter (was er sein Deputat nannte) getrunken, ein Räuschchen erwischt hatte, und nachdem über seine Witze gelacht und er ausgelacht worden. Was war natürlicher, als daß man auf sein Weibchen Jagd machte? Uniform, leidliches Aussehen, etwas Kühnheit, das zieht, und die schöne Schmachtende schien gar nicht abgeneigt, den Unterschied zwischen diesen und dem phlegmatischen ratsherrlichen Gespons einzusehen. Ich wohnte gerade gegenüber, bald hatten wir uns verstanden, aber an eine Annäherung war nicht zu denken.

Da stellte ich mich eines Morgens an das Fenster, zeigte dem gegenüberstehenden Weibchen ein Blatt Papier, welches eine mit Milch geschriebene und daher unsichtbare Liebeserklärung enthielt, zeigte ihr dann Milch in einem Glase, tunkte die Feder ein, machte Zeichen des Schreibens, nahm dann ein Licht und hielt es unter das Papier, worauf die Buchstaben hervortraten. Sie verstand mich. Schnell schickte ich meinen Burschen hinüber mit der Bitte, der Herr Stadtrat wolle die Güte haben, mir irgend ein Buch zu leihen. Sogleich kam ein Band des Wandsbecker Boten an. Über diesen machte ich einen Umschlag von weißem Papier, worauf meine Mitteilung mit Milch geschrieben war.

Der Bursche wurde mit der Weisung hinübergeschickt, diesen Band hätte ich gelesen und bäte um den folgenden. Bedächtig vorsichtig besah und durchschnüffelte wie ein Zollvisitator Seine Gnaden das Buch und ließ sagen, jetzt habe er keine Zeit, er müsse aufs Rathaus, der Bursche solle mittags wiederkommen und legte das Buch zur Seite. „Ein reinlicher Mensch, der da drüben," sagte er, „man sieht es am Umschlag! Geh Julchen und suche den zweiten Band und mache den Umschlag wieder darüber, hübsch sauber, sonst müßten wir uns schämen; wenn ich wiederkomme, kann er das Buch haben." Er ging. Daß mein Brief gelesen und ein neuer als Umschlag geschrieben wurde, war zu erwarten. Thomas holte mittags das Buch, welches zuvor sorgfältig durchsucht und geprüft worden, samt dem Briefumschlag als Antwort. Wie diese speziell lautete, braucht niemand zu wissen, aber u. a. stand da, nachdem ich das Papier über Feuer gehalten, folgendes geschrieben: „Ach, wie bin ich doch zu beklagen, mein teilnehmender Freund, daß ich an der Seite eines solchen Klotzes von Mann verdammt bin, meine jungen Tage trostlos zu verbringen! Sie haben meine Seelenschmerzen erraten und — um des Himmels willen seien Sie aber vorsichtig. Wenn Ihre Gesinnungen aufrichtig sind, dann bin ich die Ihrige — —."

Soweit war alles gut, die Korrespondenz ging regelmäßig fort, aber über die Länge wurde denn doch das bloße Briefwechseln langweilig, und das Weibchen wünschte solidere Beweise der Aufrichtigkeit. Aber wie? Dem Argus war trotz seiner Dummheit nicht hinter die Schliche zu kommen, der Magd war weder durch Geld noch Zureden beizukommen, ja ich wurde sogar verraten und vom Ratsherrn und den Kameraden im Kasino weidlich ausgelacht. Da schwor ich Rache und benützte hierzu den Wahnglauben der Magd und sodann den an 3 Fuß hoch gefallenen Schnee.

Als Wahrsagerin und Kartenschlägerin verkleidet und entstellt, schlich ich mich eines Abends (der Ratsherr war bei seinem Deputat) ins Haus; nach einigen Umständen ließ mich die Magd, ein wahrer Drache, aber ebenso eitel und neugierig als abergläubisch, ein. Ich prophezeite ihr Himmel weiß was alles, schlug die Karten, stellte ein glänzendes Horoskop, schmeichelte ihrer Eitelkeit. Voll Freuden stellte sie mich nun ihrer Gebieterin vor, die nicht wenig erschrak, als sie mich erkannte. Endlich erbot ich mich, auch Kunststücke zu machen und namentlich Geister zu zitieren, allein dazu müsse ich ein Nössel sehr starken Branntwein haben. Ein Blick sagte dem Weibchen, was ich wollte, sie verstand ihn und befahl der Magd sogleich, beim Krämer welchen zu holen. Sie ging und schloß die Türen sorgfältig hinter sich zu. Jetzt war ich mit der Holden allein und hatte Zeit genug, ihr unterdessen noch andere Kunststücke zu zeigen, mit welchen sie sehr zufrieden war.

Um bei der Rückkehr der Magd in keiner Hinsicht verraten zu werden, stellte ich das Licht hinter einen Schirm und erleuchtete sogleich die Stube mit einer Branntweinflamme, die den Gesichtern ein totenähnliches Aussehen gab, machte dann allerhand Hokuspokus und ging, nachdem man mich gebeten, verschwiegen zu sein und bald wieder zu kommen, was ich denn auch weidlich befolgte. Von dieser Seite war also meine Absicht erreicht. Nun mußte aber auch der Alte gezüchtigt werden. Ein drolliger Einfall eines meiner Kameraden bot ein schickliches Mittel dazu dar.

Es war ein trüber Nachmittag, ein Schneegestöber, daß man die Augen kaum öffnen und keine zwei Schritte weit vor sich sehen konnte; Schnee lag über drei Fuß hoch. Ich teilte unseren Plan mehreren Kameraden mit, die ihn jubelnd billigten, und bestellte 25 Mann mit Schaufeln und Hacken. Um 6 Uhr war

Brendel im Kasino; nach 8 Uhr schlichen wir uns, einer nach dem anderen, fort in meine Wohnung; auf der Straße war kein Mensch zu sehen, in den meisten Häusern war man schon zu Bette, Brendels schliefen hinten heraus. Jetzt kommandierte ich meine Leute. Ungeheuere Ballen von Schnee wurden vor Brendels Haustüre aufgetürmt (die Fenster im unteren Stock waren vergittert), darüber Schnee so hoch als möglich aufgeworfen, und binnen einer halben Stunde stand vor Brendels Haus ein Schneeberg, der bis ins erste Stockwerk heraufreichte und Türe und zwei Unterfenster völlig zudeckte. Jetzt gingen wir einzeln wieder ins Kasino zurück. Um 10 Uhr steckte Brendel seine Laterne an und wackelte durch den tiefen Schnee nach Hause, wir alle ihm nach. Als er vor diesem ankam und den Schneeberg undeutlich erblickte, blieb er stehen, leuchtete in die Höhe, rieb sich die Augen, brummte etwas von „was Teufel", ging dann den anderen Häusern entlang, fing an sie zu zählen und zu beleuchten; sehen konnte er freilich nicht viel; wir saßen in meiner Stube und wollten ersticken vor Lachen, wie der Dickwanst die ganze Straße auf und ab mehrmals herumtappte und sein Haus suchte und fluchte und endlich den Nachtwächter rief, der, etwas beduselt, dem gestrengen Ratsherrn über diesen Kasus auch keine Auskunft geben konnte. Ein Schneeberg war da, das war richtig, vom übrigen Teile des Hauses konnte man in dem Schneegestöber durchaus nichts sehen. Endlich rief ich zum Fenster hinaus: „Was Teufel suchen Sie denn, Herr Brendel, in so später Nacht auf der Straße?" Weinerlich antwortete er: „Du mein Heiland, mein Haus — und ich bin beinahe schon erfroren, Bester!" Der Lärm lockte mehrere Nachbarn herbei, keiner konnte aus der Sache klug werden. Die Magd wachte endlich auf und wollte die Türe aufschließen, da standen aber die Schneeblöcke. Da erhob sie aus dem ersten Stock ein Klagegeschrei. Man bot dem armen Brendel eine Feuer-

leiter, um zum Fenster einzusteigen, aber das konnte er nicht, und so mußte er sich entschließen, die Nacht bei einem Nachbarn zuzubringen, während jemand anders für diesmal seine Hausherrnstelle vertrat. Am anderen Tage mußten vier Mann bis Mittags arbeiten, bis durch den Schneewall eine Bresche nach der Haustüre gebrochen worden war, und Brendel wurde bei allem Jammer nur recht ausgelacht. Die verfluchten Kerls, sagte er, und das war der Witz davon. —

Diese Abenteuer und andere unschuldige Schelmereien abgerechnet, ging die Zeit ziemlich gleichförmig bis zu den Weihnachtsfeiertagen hin. Da vorauszusehen war, daß wir noch lange in dieser Garnison verweilen würden, ich nicht viel zu tun hatte, überdies auch Freund Wolff leicht meine Stelle versehen konnte, beschloß ich, einen Besuch in Erfurt zu machen. Allein, mein Pferd war wundgedrückt, eine Post war in der Nähe nicht zu haben. Ich sprach daher den Kapitän v. Biberstein, einen sonst braven Haudegen, aber wild aufbrausenden, heftigen Mann an, mir sein Pferd bis Jena zu leihen, von wo ich mit der Post weiterreisen wollte. Er gewährte nicht allein meinen Wunsch, sondern ließ auch seinen Burschen mitreiten, damit er die Pferde wieder zurückbringe. Wir reisten ab. Aber als hätte mir der Teufel das Vergnügen versalzen wollen, hatte ich noch kurz vor Jena ein verdrießliches Abenteuer zu bestehen.

Wir kommen bis an die Saalbrücke bei Burgdorf oder Bruhdorf, da sehe ich von der entgegengesetzten Seite einen Bauer mit einem zweispännigen Wagen der ziemlich langen und schmalen Brücke zufahren; ich rufe ihm zu, anzuhalten, bis wir herüber wären; denn solange warten, bis er sich gemächlich herübergeleiert, mochte ich nicht, und an ihm vorbeireiten war wegen der Enge der Brücke nicht möglich. Allein der Bauer, ein malitiöser Kerl mit einer Spitzbuben-Physiognomie, kehrte sich nicht

daran und fuhr desto rascher, bis er etwa den vierten Teil der Brücke erreicht, und hielt dann still. Ich befahl ihm, vorwärts zu fahren; trotzig erwiderte er, er müsse seine Pferde etwas ausschnaufen lassen, und ich habe ihm nichts zu befehlen. Diese Unverschämtheit des frechen Bauernbengels verdroß mich, ich befahl daher meinem Burschen, die Wagenpferde durch Schläge zum Vorwärtsgehen anzutreiben; er tat dies, aber im nämlichen Augenblicke drehte der Bauer seinen Peitschenstiel um, versetzte jenem ein paar tüchtige Risse über den Rücken, sprang dann hinter den Wagen, ließ diesen stehen und lief nach der nicht fernen Schenke. Da standen nun die Ochsen am Berge! Wir konnten dem Kerl nicht nach und mußten uns bequemen, solange zu warten, bis der Wagen über die Brücke hinübergezogen war. Jetzt stürzten wir nach der Schenke und stiegen ab. Mein Bursche lief nach dem Hofe, um den Bauer zu suchen, geriet aber da mit einigen Fuhrleuten ins Gemenge und wurde tüchtig durchgeprügelt. Ich ging vorne zur Haustüre herein, der Wirt und 2 Fuhrleute standen im Gange; ich forderte die Auslieferung des Kerls; trotzig wurde sie mir verweigert. Noch waren wir am Parlamentieren, da trat der Bursche aus einer Türe und keck vor mich hin und frug, was ich wolle. „Kerl," rief ich zornig, „wenn ein Bauer mit einem preußischen Offizier spricht, nimmt er den Hut ab!" Damit schlug ich ihm den Hut vom Kopf. Jetzt stieg die Kriegslohe gen Himmel. Man drängte mich gegen die Türe; ich sah, daß die Fuhrleute Miene machten, ihre Peitschen gegen mich in Anwendung zu bringen; der Wirt, ein untersetzter Kamerad, versuchte mich zu unterlaufen und niederzuwerfen; zugleich rief auch mein Bursche, der wieder bei den Pferden war und bereits auf dem seinigen saß, ich solle mich retten, denn durch den Lärm angelockt, kämen mehrere Bauern herbeigelaufen. Mir blieb nichts anderes übrig, um mir die Haut zu retten, als blank zu ziehen.

Kaum hatte ich dies getan, griff der Wirt nach meiner Klinge; ich reiße sie zurück und schneide ihm die ganze Hand durch, daß das Blut weit davon spritzt; er fällt ohnmächtig nieder, nun haue ich frischweg über die Köpfe der übrigen ein, verwunde ein paar, sie weichen zurück; diesen Augenblick benützend, springe ich zurück, werfe hinter mir die Haustüre zu und schwinge mich aufs Pferd. Da springt ein Kerl hinzu und fällt meinem Pferde in die Zügel; ohne mich lange zu besinnen, haue ich ihm über den Kopf, daß er zu Boden taumelt, und fort ging es im sausenden Galopp, auf der Straße nach Jena zu, welches nur eine kleine Stunde weit entfernt liegt. Wir waren noch nicht weit geritten, so hörten wir schon im Dorfe Sturm läuten.

Jetzt galt es auszukratzen, denn daß man uns verfolgen werde, war vorauszusehen, und richtig: wir waren der Stadt schon nahe, da bemerkte ich durch mein Fernrohr auf der Chaussee, die man der ganzen Strecke nach übersehen kann, zwei Weimarsche Landreiter hinter uns drein jagen. In Jena bleiben und von da aus die Pferde zurückschicken, davon war nun keine Rede mehr; mein armer Bursche wäre eher durch die Hölle als durch Burgdorf zurückgeritten, die erbitterten Bauern hätten ihn totgeschlagen, und einen anderen Weg zu nehmen war unmöglich. Wurden wir erwischt, konnte es uns schlimm ergehen, wenigstens hatten wir Unannehmlichkeiten zu erwarten. Somit ging es im gestreckten Laufe unaufhaltsam durch Jena, bis auf die Höhe des Schneckenberges, wo wir die Pferde etwas ausschnaufen ließen. Wir hatten einen großen Vorsprung. Wahrscheinlich suchten uns die Landjäger in der Stadt, denn es dauerte beinahe eine halbe Stunde, bis ich sie im Ölmühltale daherkommen sah; zudem mußten sie erst den steilen Berg ersteigen; somit blieb uns Zeit, unangefochten Weimar zu erreichen.

Hier mußten wir anhalten, denn die armen Pferde konnten

fast nicht mehr von der Stelle und stolperten alle Augenblicke. Wir kehrten in einem kleinen Wirtshause nahe am Sterntor ein, wo ich früher im Quartier gelegen. Sogleich besuchte ich einen alten Bekannten, den großherzoglichen Kammerhusaren Heßmer; er war abwesend, bei dem Stadtkommandanten; ich blieb bei seiner Frau. Es fing schon an zu dämmern, als er zurückkam; als er mich erblickte, stutzte er, nahm mich auf die Seite und frug, wann ich angekommen, woher und in welcher Gesellschaft; ich sagte es. „Um Himmelswillen," rief er, „machen Sie, daß Sie die preußische Grenze erreichen; beim Kommandanten sind Sie soeben signalisiert worden, Polizei und Gendarmen sind hinter Ihnen her; geschwind fort, ehe die Posten an den Toren avertiert sind." Wir setzten uns rasch zu Pferd, und so gut es anging, jagten wir wieder fort bis an den preußischen Grenzpfahl. Hier machten wir Halt. Nicht eine Viertelstunde hatten wir verweilt, da kamen richtig zwei Gendarmen hinter uns drein; als sie aber sahen, daß wir bereits auf preußischem Grund und Boden seien, kehrten sie drohend und fluchend wieder um. Unsere Pferde waren völlig erschöpft und lahm, bis zum nächsten Dorfe mußten wir sie führen. Von Erfurt nur noch anderthalb Stunden entfernt, mochte ich in der Dorfschenke nicht übernachten. Nachdem die Pferde ein paar Stunden gerastet, setzten wir, sie am Zügel leitend, unseren Weg bei stockfinsterer Nacht fort und kamen nachts um halb ein Uhr in Erfurt an.

So hatten wir denn in einem Tage einen Weg von 28 Stunden zurückgelegt. Die armen Tiere fielen gleich zusammen und wollten nichts fressen; am anderen Morgen waren sie völlig steif. Da war guter Rat teuer. Daß v. Biberstein über das Ausbleiben seiner Pferde zornig sein werde, konnte ich denken. Mit vieler Mühe gelang es, sie am dritten Tage auf die Beine zu bringen. Der gute Bursche trat in Angst und Sorgen, mit einem Briefe

versehen, worin ich die Ursache seines Ausbleibens ausführlich angab, seine Rückreise über Saalfeld an; drei Tage lang brauchte er bis nach Weida.

v. Biberstein, der tagtäglich seine Pferde vergeblich erwartete, geriet auf den Gedanken, ich sei damit nach Österreich desertiert, setzte Himmel und Hölle in Bewegung und ließ uns durch Steckbriefe verfolgen. Glücklicherweise hatte man uns in Erfurt nicht bemerkt. Der arme Bursche mußte nun bei seiner Rückkehr alles ausbaden; der Kapitän war so wütend, daß er ihn niedergestoßen haben würde, wenn er ihm zu Gesichte gekommen; indes diktierte er ihm acht Tage strengen Arrest. Vierzehn Tage lang waren die armen Pferde völlig dienstunfähig und fürchterlich abgemagert. Vergebens bot ich Geldentschädigung, selbst meine guten Pferde an, Biberstein wollte nichts hören und drang auf meine exemplarische Bestrafung.

Am sechsten Tage meines Aufenthaltes zu Erfurt kam Major v. Ziegler in eigenen Privatangelegenheiten dahin, ließ mich sogleich rufen und hielt mir eine eindringliche Strafpredigt. Als ich ihm aber den ganzen Hergang des Abenteuers erzählte, sagte er, ich habe zwar recht gehandelt, allein, er könne mir nicht helfen; ich sei von der Weimar'schen Regierung verklagt und vom Bataillons-Gericht zu achttägigem Hausarrest verurteilt. Augenblicklich müsse ich fort und nach Neustadt an der Orla in Garnison gehen, denn mit Biberstein dürfe ich in langer Zeit nicht zusammenkommen, ohne daß ein Unglück zu befürchten wäre. Auf der Stelle reiste ich ab, ging in der grimmigsten Kälte zu Fuß über Jena, Kahla nach meinem Verbannungsorte und bezog ein bereits für mich bestimmtes Quartier bei der ehrenwerten, lieben Familie des Handschuhmachers Großschopf. Ich stellte mich krank (unwohl war ich ohnedies), natürlich ging ich deshalb nicht aus, und niemand merkte, daß ich Hausarrest hatte. Aber weh tat es

mir, daß ich nach Weida nicht mehr zurückdurfte und der Familie Hemmann nicht einmal Valet sagen konnte. Ade Julchen! —

Mein Aufenthalt in Neustadt war zwar der angenehmste eben nicht, allein doch erträglich. Meine Hausleute gewannen mich lieb, besonders die beiden erwachsenen Töchter des Wirtes, und suchten alles mögliche zu tun, um mir Vergnügen zu machen.

Drei Wochen später marschierten wir von hier ab nach Plauen im Voigtlande. Hier gab es vollends ein höchst prosaisches Leben; ich wäre beinahe verzweifelt, wenn nicht Musik und zuweilen ein Tanz in der Loge mich etwas aufgemuntert hätten. Ich wohnte bei Milett, einem französischen Sprachlehrer, mit dem ich alle Augenblicke wegen Ruhm und Tapferkeit der Franzosen in Streit geriet, der einmal ernstliche Folgen hätte haben können, wenn der alte Herr vom ancien régime nicht bei Zeiten eingelenkt hätte. Die Zeit verstrich ziemlich gleichförmig, außer einem Duell zwischen den Leutnants Collmann und Stülpnagel, wobei ich letzterem sekundierte; es lief aber für beide glücklich ab. Von politischen Neuigkeiten erfuhren wir in unserem entlegenen Grenzwinkel selten etwas. Alle plagte die Langeweile; zum Zeitvertreib machte ich mit einigen Freunden einen Abstecher nach dem nahen Hof, um den weltberühmten Jean Paul zu sehen; leider trafen wir ihn nicht, er war verreist, nur seine Schwester war da.

Wieder zurückgekehrt, wandelte mich die Reiselust und die Sehnsucht, meine Heimat wieder zu sehen, an. Der Frühling war gekommen, das Wetter zum Reisen so schön, wie man es nur wünschen konnte; von Plauen aus hatte ich nur 5 Tagereisen bis nach Hause, alles wie erwünscht. Zudem hatte mir mein Vater mehrmals geschrieben, wie er sich sehne, mich wieder zu sehen; durch ihn erfuhr ich auch, daß mein Bruder den letzten Feldzug als Unterarzt bei dem Coburg'schen Infanterie-Regiment in Italien mitgemacht habe, jetzt nach Hause zurückgekehrt, und

ein ganz anderer Mensch geworden sei. Ich begehrte Urlaub auf 4 Wochen und erhielt ihn, da alles anzudeuten schien, daß wir noch lange in unserer Garnison bleiben würden. Mein Plan war auch zugleich, meine Freunde in Wien zu besuchen, wo damals die diplomatischen Kleiderkünstler Länder und Völker zuschnitten und zusammenflickten und letzteren zu den versprochenen konstitutionellen Röcken das Maß nahmen.

Ich hatte meinen Paß, der über Hof, Eger, Prag und Iglau nach Datschitz lautete. Da fand sich zufällig eine erwünschte Reisegelegenheit. Der Kaufmann Horn, in dessen Hause ich sehr beliebt war, machte in Handelsangelegenheiten eine Reise nach Dresden und von da nach Böhmen, in einem bequemen Wagen, mit Extrapost und ersuchte mich, mit ihm zu reisen. Ich sagte zu. Unglücklicherweise dachte ich nicht daran, meine Reiseroute im Passe abändern zu lassen. Wem sollte es auch eingefallen sein, daß es für die österreichischen Grenzwächter ein so himmelweit verschiedenes Ding sei, ob ich über Eger und Karlsbad oder durch die sächsische Schweiz nach Prag reise. —

Wir fuhren fröhlich ab und reisten Tag und Nacht; dadurch gewann ich den Umweg, den ich genommen. In Dresden war damals noch nicht viel zu sehen, alles sah da noch sehr kriegerisch aus. Wir hielten uns da nur anderthalb Tage auf und reisten über Pirna weiter. Der herrliche Frühling gestattete uns, die Schönheiten der sächsischen Schweiz nach Herzenslust zu genießen. Endlich kamen wir an der böhmischen Grenze an. Das erste waren unsere Pässe, welche in Dresden visiert und zur Reise nach Wien über Prag signiert waren. Horn hatte keine weiteren Umstände, als daß alle seine Effekten, er selbst vom Kopf bis zum Fuß, sogar das Wagenfutter mit Argusaugen untersucht wurden, dann konnte er gehen. Aber mit mir war es was anderes. Es hieß, mein Paß sei nicht in Ordnung; denn erstlich heiße es

in der Dresdener Visa „zur Reise nach Wien", da doch im Passe ausdrücklich stehe „zur Reise nach Datschitz in Mähren"; zum anderen gehe meine Route über Eger nach Prag, folglich könne man mich hier nicht einlassen, und ich müsse die vorgeschriebene Route nehmen, d. h. wieder umkehren, einen Weg von 25 Meilen machen und von Hof aus die Reise von vorne anfangen. Vergebens protestierte ich gegen diesen pedantischen Unsinn, da es ja gleichgiltig wäre, auf welchem Wege ich nach Prag käme. Umsonst! Wir gerieten in Wortwechsel, am Ende mußte ich anhören, daß man mich für einen Vagabund ansehe, und nolens volens umkehren.

So nahe dem teuren Vaterlande und von Zöllnern und Sündern wie ein Spitzbube vor die Türe gewiesen, mußte mich dieser Vorfall tief kränken. Ich verfluchte alle österreichischen Grenzwächter, ihre Polizei, alle Paßordnung und vor allem meine Dummheit, daß ich mich nicht besser vorgesehen, gab meine Reise gänzlich auf und kehrte auf dem kürzesten Wege über Chemnitz nach Plauen zurück, wo ich überdies noch tüchtig ausgelacht wurde. In einem Briefe an meinen Vater, worin ich ihm diesen Vorfall als Entschuldigung meines Nichtkommens erzählte, goß ich meine ganze Galle über die österreichische Roßbeutelei aus. Das nahm der alte Herr sehr übel und übertrug es meinem Bruder, mir hierauf gehörig zu antworten. Dieser schrieb mir einen wunderlichen Brief, der weder deutsch, noch französisch, noch italienisch war, sondern von allem etwas, nur nicht orthographisch und logisch, aber gewaltig altklug und anmaßend. Hierauf erwiderte ich kurz, er solle erst richtig deutsch schreiben lernen und noch etwas in die Schule gehen, dann könne er wiederkommen. —

Ein sonderbarer Vorfall, an dem ich die unschuldige Ursache war, machte derzeit in Plauen einiges Aufsehen. Bei der schönen Witterung badete ich täglich in dem tiefen Flusse, der an der

Stadt vorbeifließt. Es fiel mir zwar auf, daß, so oft ich dies tat, eine Art von bewaffnetem Flurschütz mich in naher Entfernung beobachtete. Zufällig erfuhr ich, daß in diesem Flusse Perlenfischerei auf königliche Kosten gehegt werde. Ich war neugierig, solche Perlenmuscheln zu sehen; beim nächsten Baden tauchte ich auf den Boden, holte mir einige derselben herauf, steckte sie zu mir und öffnete sie zu Hause. In zweien fand ich auch richtig schöne Perlen von mittlerer Größe, die anderen waren noch nicht reif. Erfreut über diesen Fund, zeigte ich ihn am nämlichen Abend in einer zahlreichen Gesellschaft vor und war nicht wenig erstaunt, auf allen Gesichtern den Ausdruck des Entsetzens und Schreckens wahrzunehmen. Ich frug nach der Ursache, aber man wich aus, steckte die Köpfe zusammen, und ehe ich mich dessen versah, nahm mich unser Kommandeur zur Seite mit den Worten: „Alle Teufel, Doktor! Was haben Sie da wieder für einen dummen Streich begangen? Wissen Sie nicht, daß die Perlenfischerei Eigentum der sächsischen Krone ist, und das Abhauen der rechten Hand für den als Strafe darauf steht, der eine Muschel entwendet?" Ich war wie aus den Wolken gefallen, beteuerte aber meine Unschuld; die Sache wurde unterdrückt, allein die Perlen behielt ich doch und machte später meiner Schwiegermutter und Gattin ein Geschenk damit.

Nachgerade mußte ich anfangen, über meine Zukunft ernstlicher nachzudenken; ich war Gatte, bald Vater, Militärarzt wollte ich nicht bleiben, zum Zivilarzt fehlte es mir noch an vielen Kenntnissen; so wußte ich noch über Weiber- und Kinderkrankheiten fast gar nichts. Wieder etwas Neues beginnen wäre töricht gewesen. Meine Schwiegermutter wollte, ich solle Ökonom werden und ihre Güter übernehmen, aber dazu taugte ich nun vollends nicht. Die Fortdauer des Friedens schien sicher, ich mußte mich daher zu etwas entschließen, und dies tat ich auch. Mein Plan

war, Abschied zu nehmen, dann ein paar Jahre lang die Universität zu Jena zu beziehen, mein erspartes Geld daran zu wenden, um die medizinischen Studien fortzusetzen und zu beenden, dann zu promovieren und mich in Erfurt niederzulassen, wo meiner die günstigsten Aussichten, ein eigenes Haus und Feld und wahrscheinlich die ganze Praxis meines verstorbenen Schwiegervaters, durch Familien-Konnexionen, warteten: aber es wurde anders. Ich sollte noch manche Prüfungen bestehen.

Während man in Wien mit den Federn fechtend das Mein und Dein abwog — wobei Preußen für alle seine ungeheueren Opfer am schlechtesten wegkam und zu einer Schlange zugeschnitten wurde, die sich vom Niemen bis an die Ardennen, mitten durch aller Herren Länder Deutschlands, hinschlängelte —, traf wie ein Strahl aus klarer Luft die Nachricht ein: Napoleon sei von Elba nach Frankreich zurückgekehrt. Daß unter diesen Umständen an die Erhaltung des Friedens nicht zu denken sei, mußte selbst dem Beschränktesten einleuchten.

Da war ich denn auch mit meinen Plänen schnell zu Ende. Schon nach drei Tagen erhielten wir Befehl, uns auf den Kriegsfuß einzurichten und nach Erfurt aufzubrechen. Nach einem viertägigen Marsche kamen wir dort an. So groß die Freude war, meine Gattin, die jeden Tag ihrer Niederkunft entgegenblickte, wiederzusehen, so wurde sie durch besorgliche Blicke in die Zukunft verbittert, denn daß wir in Erfurt nicht lange stehen bleiben würden, war gewiß. Ich suchte meine Besorgnis zu verbergen, so gut ich konnte, obgleich ich wohl einsah, daß der bevorstehende Feldzug, dem ich mich nicht entziehen konnte, so bald nicht beendet sein würde.

Am 3. April gebar Dortchen glücklich und leicht einen gesunden, starken und schönen Knaben. Jetzt trat ein schwieriger Umstand ein, an den wir früher gar nicht gedacht hatten. Keinem

von uns war bisher die Verschiedenheit unserer Religion eingefallen. Es war die Frage, nach welchem Kultus sollte das Kind getauft werden? Nach dem der Mutter? Sie war viel zu zartfühlend, um mir einen derartigen Antrag zu machen. Oder nach dem meinigen? Das hieße das Kind von der Mutter scheiden. Hier galt es die Lösung einer schwierigen Aufgabe; keiner wollte dem anderen zu nahe treten oder sein Gefühl verletzen; mit zarter Schonung suchte man diesen kitzlichen Gegenstand zu umgehen, und so wurde die Taufe 14 Tage lang aufgeschoben, als der Himmel mit einem Male allen Diffikultäten ein Ende machte: durch die Nachlässigkeit seiner Wärterin wurde das Kind einem starken Luftzuge ausgesetzt, bekam Konvulsionen und, aller angewandten Hilfsmittel ungeachtet, starb es nach 3 Stunden, nachdem ich ihm noch die christliche Nottaufe und den Namen Theodor erteilt. So war denn alle Freude dahin. Nur mit Mühe erhielt ich die Erlaubnis, noch einige Tage bei der kränklichen und tiefgebeugten Gattin zu verweilen und dann dem Bataillon nachzukommen.

Noch den Tag vor dem Abmarsche hatte unser Bataillon eine Unannehmlichkeit zu bestehen, die ohne die Zwischenkunft eines vernünftigen und allgemein beliebten Mannes, des Obristleutnants von Schlegel vom 2. westpreußischen Regiment, leicht ernstliche Folgen hätte haben können. Nächst dem unsrigen und dem zweiten Bataillon des zweiten westpreußischen Infanterie-Regiments stand damals auch ein Bataillon vom zweiten ostpreußischen Regiment in Erfurt; dieses bestand fast nur aus Polen und Kurländern. Es zeichnete sich fast bei jeder Gelegenheit durch schlechte Mannszucht und Widerspenstigkeit aus, und während unser Bataillon überall im Dienste geschont oder anderweitig ausgezeichnet wurde, wurde jenes bei jeder Gelegenheit getadelt und hart hergenommen. Natürlich gab dies zu Neid Veranlassung;

dieser äußerte sich zuerst als Neckerei zwischen den einzelnen Gemeinen der beiden Bataillone, namentlich mußte sich das unsrige die Geschichte von Kulm, welche doch längst wieder gut gemacht war, vorwerfen lassen; bald fanden Tätlichkeiten von beiden Seiten statt, die Erbitterung nahm zu. Jenes Bataillon, viel älter als das unsrige, hatte schon eine Fahne, wir aber, sowie alle anderen neu organisierten Regimenter noch nicht, sondern wir bekamen eine, die mit dem Orden des eisernen Kreuzes geziert war, erst später.

Eines Tages exerzierte unser Bataillon auf dem großen Platze unter der Zitadelle, eine beträchtliche Menge der Ostpreußen stand herum und höhnte und spöttelte wie gewöhnlich. Major v. Ziegler befahl ihnen, den Platz zu räumen, sie taten es nicht; ihre Zahl vermehrte sich, endlich wurde, wie dies immer bei der Richtung der ganzen Bataillonslinie gebräuchlich ist, kommandiert: „Fahne vor." Da riefen jene hohnlachend: „Die steckt bei Kulm im Dreck, die haben die Lumpen schändlich verlassen." Jeder, der Soldat war, weiß nun aber, daß es für diesen keine schlimmere Beschimpfung gibt, als wenn man ihm sagt, er habe seine Fahne im Stich gelassen. Jetzt brach der allgemeine Zorn los; trotz alles gütlichen und ernsten Zuredens und Zurufens des Majors und der Offiziere stürzten die Soldaten mit gefälltem Bajonett auf die Beleidiger los, warfen mehrere zu Boden und verwundeten einige; die Übrigen flohen und schrieen durch die Straßen laufend: „Ostpreußen heraus! Tod den verfluchten Schlesiern!" Einer ihrer Tambours schlug ohne weiteres den Generalmarsch; alles geriet in Aufruhr; in größter Wut kamen sie scharenweise herausgestürzt und machten Miene, über die Unsrigen herzufallen, die indes wieder in Reih und Glied standen. Jetzt erfolgten höhnende Herausforderungen, Schimpfworte, endlich sogar einige Schüsse, die zwei Mann verwundeten. Es war

kein Halten mehr; trotz alles Gegenbefehls luden die Unsrigen ihre Gewehre und wollten auf die Meuterer eine General-Salve geben; da kam v. Schlegel, der damals Platzkommandant war, dahergesprengt, stellte sich vor die Fronte und rief: „Brave Kameraden! Wollt ihr euch selbst beschimpfen? Erst müßt ihr mich niederschießen, bevor ihr weiter geht! Setzt ab, Gewehr über; ich will euch Genugtuung verschaffen, mit Zügen links schwenkt vorwärts Marsch!" Die Soldaten folgten ohne weiteres; das ganze Bataillon marschierte rasch links an der Zitadelle vorbei und wurde unter den Kanonen einer starken Batterie aufgestellt. Übrigens waren auch schon Verhaltungsbefehle gegeben, die Artillerie stand mit brennenden Lunten auf ihrem Posten.

Unterdes hatten sich die Ostpreußen auf dem großen Platze gesammelt und setzten sich jetzt in Sturmmarsch, den Unsrigen nach. Dies war es, was man wünschte. Kaum war die Rotte durch das erste Tor der Zitadelle hindurch, um zu der Batterie zu gelangen, in welcher wir standen, da wurde jenes geschlossen, die Brücke aufgezogen und 12 Kanonen gegen sie gerichtet; sie waren gefangen; fernerer Widerstand wäre hier Wahnsinn gewesen, denn eine einzige Batterie-Salve mit Kartätschen, in dem eingeengten Raume, hätte sie niedergeschmettert, und bei all seiner Herzensgüte war Schlegel keineswegs der Mann, der sich durch Geschrei einschüchtern ließ oder nachgab, wo es Ernst galt. Er trat vor sie hin und kommandierte, die Gewehre und Patronentaschen abzulegen; es geschah mit einigem Zögern. Dann ließ er sie, ohne Waffen, sektionsweise durch ein nach dem Felde führendes Tor abmarschieren und zwischen der Zitadelle und der Ciriaksburg in der Schußweite beider Forts ein Biwak beziehen, wo sie bis nach unserem Abmarsch bleiben mußten. Wir kamen später mit diesem Regiment nie wieder zusammen.



VII.

Der Feldzug in Flandern und in Frankreich 1815



Nach Flandern.

Abmarsch. — Erinnerung an hessisches Bauernleben. — Am Rhein. — Freund Wolffs Erfurter Liebchen. — Der „Spazierritt durch den Rhein". — Orgien in Koblenz. — Eilmarsch nach Lüttich. — Schwierigkeiten. — Die Lüttticher Meuterei. — Der geprellte Geizhals. — Bei dem armen Bergmann. — Unser neuer Regimentskommandeur. — Ich will meinen Abschied nehmen. — Die Schlacht bei Ligny. — Auf dem Marsch. — Stimmung bei der Armee. — Ausreißer. — Sonderbare Beute in der Schlacht bei Waterloo. — Verwundet. — Ich operiere mich selbst. — Die brave Marketenderin. — Auf dem Schlachtfeld. — Blücheranekdoten. — Der Spaziergang durch die Picardie. — Die Manneszucht bei den verschiedenen Korps. — Das Unglück von Avesnes. — Ein unglaubliches Vorkommnis bei der Explosion des Pulverturms. — Kriegsglück.

Nach einem schmerzlichen Abschiede von Gattin, Schwiegermutter und Verwandten reiste ich ab. In Eisenach traf ich unser Bataillon. Die Wartburg wurde natürlich besucht und alles, was sie Merkwürdiges enthält, sowie die herrliche Umgebung gesehen und genossen.

Auf dem ganzen Marsche bis an den Rhein fiel mir nichts Besonderes auf, nur in einem hessischen Dorfe, Heringen, wo wir Rasttag hielten, mußte ich die exemplarische und konsequente Unreinlichkeit, Armseligkeit und Indolenz der Einwohner, sowie die allgemeine Häßlichkeit ihrer Weiber bewundern. Man hatte mir ein Mittagsmahl vorgesetzt, das vielleicht seinesgleichen nicht hat. Es bestand nämlich aus einer Brühe mit Sauerkraut, Boh-

nen, steinharten und schwarzen Mehlklößen und etwas ranziger Wurst; ein wahrhaft stygischer Unflat, aber doch noch köstlich gegen das Abendbrot. Ich kam spät nach Hause. Licht hatten die Leute nicht und gebrauchten bloß Kienspäne zum Leuchten. Mir behagte der Rauch nicht, ich ließ also im Dunkeln mein Essen auftragen; aber nur derjenige, der weiß, was Idiosynkrasie heißt, vermag mein Entsetzen zu begreifen, als ich von dem mir vorgesetzten sogenannten Lungen-Ragout den Deckel abnahm und mit der Gabel hineinfuhr; denn sofort begann sich unter dieser etwas zu bewegen und zu pfeifen, und ich erkannte endlich, daß es eine lebende Maus war, die ich aufgegabelt hatte. Mag man es kindische Einbildung oder sonstwie nennen, ich hatte von jeher einen solchen Ekel und Abscheu vor diesen Tieren, daß schon das Nennen ihres Namens mir Schauder erregt und mich zum Erbrechen bringen kann; mit einer lebenden Maus in der Hand kann mich ein Kind jagen, soweit es will; ich kann nicht widerstehen. Um keinen Preis wäre ich wieder ins Haus gegangen, nachdem ich wie besessen davon gelaufen. Ich zog es vor, hungrig die Nacht über auf einer nahen Wiese unter freiem Himmel zu schlafen.

Den 1. Mai feierten wir in Montabaur; der herrliche Tag, die liebliche, malerische Gegend machten einen wunderbaren, tiefen Eindruck auf mich, wenigstens wußte ich mich nicht zu erinnern, jemals von Naturschönheiten so tief ergriffen worden zu sein. War mein Gefühl empfänglicher geworden, weil mein Gemüt reiner war, ich weiß es nicht; soviel weiß ich aber, daß durch das rauhe, anhaltende Leben im Felde, wo man nur mit Soldaten verkehrt und wo man namentlich weibliche Gesellschaft entbehrt, alles schönere Gefühl abgestumpft wird und verwildert, trivial, roh erscheint. An mir habe ich wenigstens leider eine schlimme Erfahrung gemacht: früher in Wien wußte ich mich in

den vornehmsten Zirkeln und gegen die gebildetsten Frauen mit leichtem Anstande, selbst mit gewisser Zierlichkeit und ohne alle Mühe zu benehmen und fand mich leicht in jeden Konversationston, wurde auch um eine geistreiche, wenigstens gefällige Unterhaltung nicht leicht verlegen; nachdem ich nach der Beendigung beider Feldzüge heimgekehrt war und ins bürgerliche Leben eintrat, fühlte ich mich (besonders in gebildeter weiblicher Gesellschaft) gewaltig beengt und verlegen, benahm mich unbeholfen, ungeschickt, tölpelhaft, platzte häufig trivial, gemein heraus, wenn ich es gar nicht wollte, nicht ahnte, sagte Unhöflichkeiten, selbst Ungezogenheiten, oft Unsinn, wußte mit Händen und Beinen nicht zu bleiben, bekräftigte jedes zehnte Wort mit einem derben Fluche, verletzte mit Worten und Gebärden den Anstand und die Schicklichkeit, bis ich allmählich durch häufigen Umgang mit gebildeten Frauen wieder abgeschliffen wurde; überhaupt ist letzterer gewiß das beste Bildungsmittel für junge Männer.

Am 2. Mai gingen wir bei Ehrenbreitstein über den Rhein und blieben in Coblenz einige Tage lang stehen. Diese Zeit wurde zum Besuche der zahlreichen Ruinen, zu kleinen Fahrten auf dem vaterländischen Strome, zu Ausflügen in die herrliche Umgegend und zu Briefen nach der Heimat verwendet. Mit Lachen gedenke ich noch eines wunderlichen, sentimental-philosophischen und epischen Briefes an meine Gattin, der noch später zu scherzhaften Bemerkungen Veranlassung gab. Der Himmel weiß, wie ich mit einem Male zu diesem Stile kam, da Philosophieren und Romantisieren bis dahin meine Sache eben nicht war.

Auch an Schelmereien und losen Streichen fehlte es nicht. Unter anderem erhielt Freund Wolff von einem Liebchen aus Erfurt, die ich als eine sinnliche, heuchlerische, gewaltig sentimental

und zimperlich tuende Romanheldin kannte, einen gar herzzerbrechenden Brief, worin sie ihm von Untreue, zarter Sympathie der Seelen, hohem Ideal, wahrer inniger Liebe ein Langes und Breites vorpinselte. Ich wußte, was an der verlarvten Metze war, und um ihr zu fernerer Korrespondenz die Lust zu nehmen, übernahm ich es, statt meines Freundes, ihren Brief zu interpretieren und zu beantworten; ein ganzes Füllhorn von Witz, epigrammatischem Wortspiel, Humor und der beißendsten Satire goß ich in jener Antwort aus. Wie mag sich die Schöne, die Wolffen als einen schlichten, biederen Jungen kannte, den sie am Gängelbande zu führen gedachte, über die Entzauberung gewundert haben!

Ein tollkühner Streich hätte einem unserer Offiziere beinahe das Leben gekostet; ich weiß es nicht mehr genau, ob es der Kapitän Pogwischo, der Leutnant und Auditor Cullmann (letzterer eher, denn er nahm gar gerne den Mund voll, prahlte mit Tugenden und Fertigkeiten, die er nie besessen, und schwadronierte über alles) war, der in lustiger Rheinwein-Laune behauptete: „Ein Spazierritt durch den Rhein von Coblenz nach Ehrenbreitstein sei eine Kinderei." Ich hatte schon so manchen großen Fluß allein, auch wohl zu Pferde durchschwommen und wußte, was es heißt, einen so breiten Strom mit dem Pferde zu durchschwimmen, wenn man nicht sich sicher auf dieses verlassen kann und selbst auch für den Notfall ein guter Schwimmer ist. Ich lachte über die Radomontade, wir erhitzten uns, endlich kam es zu einer Wette, die derjenige, welcher zuerst das jenseitige Rheinufer erreichte, gewinnen solle, mit oder ohne Pferd. Cullmann hatte auch in der Tat einen vorzüglichen, guten englischen Renner, aber ob er gut schwimmen könnte, das mußte erst erprobt werden. Auf meinen Kosaken, über dessen Häßlichkeit jener Prahlhans oft gespöttelt, konnte ich mich verlassen; ich und noch drei Offiziere

unseres Bataillons nahmen die Wette an. Nachmittags um 4 Uhr standen wir Fünf am Rheinufer bereit. Ich war ganz leicht gekleidet, unter dem Pferdesattel hatte ich zwei beträchtliche Stücke Korkholz, in der Hand eine lange Holzstange mit einem Haken. Ich setzte zuerst ins Wasser, die anderen folgten mir, nur Cullmanns Pferd bäumte und bockte und wollte nicht nachkommen; als es aber die anderen Pferde sich entfernen sah, machte es einen großen Satz in die Fluten. Einige Augenblicke war weder von ihm noch von seinem Reiter etwas zu sehen, dann tauchten beide schnaubend und sprudelnd auf; dieser begann um Hilfe zu rufen; wir konnten ihm nicht helfen, denn wir waren zu weit entfernt, und der Strom riß uns unaufhaltsam fort; er mußte sich allein helfen. Er spornte und riß das arme Tier aus Leibeskräften, es tat, was es konnte, um uns zu erreichen, dies geschah auch beinahe in der Mitte des Stromes; allein der Leitung des Pferdes beim Schwimmen unkundig, wollte er es zwingen, in gerader Richtung überzusetzen; da erfaßte ihn die heftige Strömung, sein Pferd arbeitete vergebens, sank immer tiefer; es war offenbar und unrettbar verloren und Cullmann auch, wenn nicht schleunigst wenigstens ihm geholfen wurde. Ich schwamm ihm nach, riß ihn mit dem Haken vom Sattel, rief ihm zu, er solle sich an der Stange halten und ruhig mit den Beinen fortschwimmen; sein Pferd verschwand in den Fluten. Glücklich gelangte ich am jenseitigen Ufer an, Cullmann halbtot an der Stange schleppend. Die Lust zu ähnlichen Wetten war ihm teuer zu stehen gekommen, aber auch vergangen.

Noch am nämlichen Tage abends war ich Augenzeuge davon, bis zu welchem Grade von Bestialität Menschen durch Wollust und böses Beispiel gelangen können. Der nachherige König von Frankreich, Karl X., war sowohl in Coblenz, als auch in der Umgegend bekannt wegen seiner Liederlichkeit, doch das ist noch ein

viel zu guter Ausdruck: man sagt viehische Wollust, aber mit Unrecht, denn kein Tier ist so viehisch, und auch wenige Menschen sind so abscheulich, wie dieser Enkel des Heiligen Ludwig mit seinen Roués. Er hatte so trefflichen Samen gesät, daß noch nach Dezennien die Früchte davon sproßten und noch dazu in deutschem Lande!

In dem Teile der Stadt, der zu der Karthause gehört, waren damals eine große Zahl von Wein-, Tanz- und anderen verdächtigen Häusern, wo es Tag und Nacht von Soldaten wimmelte. Aus Neugierde, um dies wilde, wüste Treiben anzusehen, welches ein Wallensteinsches Lager weit übertraf und dem nichts als der Kapuziner fehlte, besuchten Offiziere und sonst auch Fremde abends diesen Ort. Die Bacchanale und Orgien, die hier gehalten wurden, waren, wie man erzählte, schauderhaft und doch noch nicht so arg, als zur Zeit der Emigranten. Auch mich nebst noch dreien meiner Freunde trieb die Neugierde, uns von dem unmöglich Scheinenden durch den Augenschein zu überzeugen. Namentlich zeichnete sich ein Schenkwirt, ein ehemaliger Emigrant und Angestellter im Dienste des Grafen Artois aus. Die Polizei mußte dieser heillosen Wirtschaft ruhig zusehen; bei dem geringsten Versuche, sie zu beschränken, wären Hunderte von Soldaten auf sie eingestürmt. Duelle, Prügelszenen, die nicht selten mit Totschlag endeten, fielen alle Augenblicke vor, aber niemand kehrte sich daran, und man ging dennoch hin. Die meisten unserer Soldaten hatten aus Frankreich Beute und Geld mitgebracht; hier hatten sie Gelegenheit, es lustig und schnell durchzubringen.

In unsere Mäntel eingehüllt und gut bewaffnet, besuchten wir in der Abenddämmerung diesen Höllenpfuhl. Ein wilder, verworrener Musiklärm, brüllender Gesang der unzüchtigsten Lieder, freches, schallendes Gelächter, Fluchen, Schreien, Toben,

Poltern, Gläser- und Fenstergeklirr — alles durcheinander; alle Häuser voll Menschen; freche, halbnackte und überdies noch fast ganz durchsichtig gekleidete Dirnen, manche kaum erst 13 Jahre alt, liefen wie rasende Mänaden herum und rissen alles mit sich, was ihnen in den Wurf kam; andere paradierten in phantastischem Staate vor den Türen und luden die Vorübergehenden ein zu einem Souper d'amour von 32 Gerichten, à la Grecour, à la Aretino, à la Dubarry, à l'Artois, à la Cythère; oder zu einer Partie Tric-trac; andere nannten diese sauberen Sachen geradezu mit dem rechten Namen, mit Angabe des Preises und zeigten ohne Umstände die Artikel vor, die hier feilgeboten wurden, damit jeder sehen konnte, was er bekomme. In diesem Hause wurde gespielt, hier gezecht, dort geprügelt und zerschlagen, in jenem getanzt. Wir traten bei dem berüchtigten Emigranten und Royalisten ein. Alles war elegant, geschmackvoll, Wohlgerüche erfüllten die Luft, eine beträchtliche Anzahl von Dirnen, nymphenartig kostümiert, schwärmten im Tanzsaale herum, Harfenmusik ertönte. Endlich trat der saubere Wirt ein und erklärte im geradebrechten Deutsch-Französisch: jetzt ginge der Tanz los, und werde sein représentation von der „Jugement de Paris" und „victoire von der Vénus." Wir begaben uns in eine Loge, von wo aus wir ungesehen sehen konnten, was geschah. Das „Jugement" hielten wir noch leidlich aus, obgleich keiner von uns vieren den anderen vor Scham ansehen konnte; als aber Venus ihren Sieg feiern wollte, sprangen wir wie auf ein Kommando alle auf, zahlten am Buffet an die reizumstrahlte Limonadière unser Geld und gingen.

Ohne Sorgen, ohne Kummer schwanden uns einige Tage dahin, als eines Nachmittags plötzlich Generalmarsch geschlagen und Befehl zum schleunigsten Abmarsch, unmittelbar vom Sammelplatze aus, nach Lüttich gegeben wurde. Eine Meuterei, die

hier ausgebrochen sein sollte, war der Anlaß dazu. Wir zogen eiligst ab, marschierten die ganze Nacht so schnell als möglich, und doch noch immer zu langsam für den Wunsch der oberen Befehlshaber. Viele der jungen, an solche Strapazen nicht gewohnten Krieger fielen vor Müdigkeit hin; dennoch wurde kein Aufenthalt gestattet; niemand erfuhr, worum es sich eigentlich handle. Immer hieß es nur: „vorwärts, rasch, angeschlossen, es hat Eile!" Aber jedes Ding hat seine Grenzen; nach einem 14-stündigen ununterbrochenen Marsche konnten selbst die älteren Soldaten nicht mehr fort; ein allgemeines Murren begann. Ein hinter uns marschierendes Landwehr-Regiment weigerte sich geradezu, weiter zu marschieren. Es war jenseits Mayen, nahe an einem Dorfe, Hungerhausen genannt, das wirklich den Namen der Tat nach verdiente. Hier wurde endlich unserer Infanterie einige Rast gegönnt. Die Kavallerie und Artillerie mußte aber den Marsch fortsetzen.

Die Ruhe war aber von kurzer Dauer, denn kaum hatte die Mannschaft etwas gekocht und gegessen, so wurde schon wieder Marsch kommandiert, und wieder erhob sich allgemeines Murren, nur lauter und einstimmiger als vorhin. Da ließ Obrist Loebel das Bataillon ohne Waffen zusammentreten und redete die Leute folgendermaßen an: „Kameraden! Ihr wollt nicht mehr marschieren? Ihr, eines der bravsten Bataillone in der Armee, das sich bisher durch seine musterhafte Subordination wie durch seine Ausdauer ausgezeichnet? Gut, so bleibt, ich gehe allein, hier ist mein Degen, denn nie wieder werde ich einen Degen tragen, mit dem ich widerspenstige Weichlinge kommandiert habe!" Er warf den Degen vor die Fronte; alles verstummte. „Bleibt nur und laßt, bis ihr ausgeruht, unseren Feldmarschall von Meuterern mißhandeln und eure Kameraden niedermetzeln, denn wißt: Vater Blücher ist in Lüttich von den rebellischen Sachsen mißhandelt

worden, wird gefangen gehalten, vielleicht gar ermordet, wenn wir nicht schleunigst zu Hilfe eilen!"

Das traf wie ein elektrischer Schlag! Da hätte man die Rührigkeit sehen sollen! Alles schrie: „Vorwärts! Marsch! Marsch!", lief nach den Gewehren; Müdigkeit und Hunger waren vergessen; in wenigen Minuten stand das ganze Bataillon marschfertig da, und ohne ferneres Kommando stürmte es auf der Straße fort, als wenn alle Geister der Hölle dahinter wären; keiner wagte, stehen zu bleiben oder gar zurückzugehen, alles wurde mit fortgerissen; um schneller fortzukommen, reichte man sich gegenseitig den Arm; um gleichen Schritt zu halten, mußten fortwährend die Tambours Sturmschritt schlagen; diejenigen, denen die Füße vom langen Marsche wund geworden, zogen die Schuhe aus und gingen lieber barfuß; überall Verwünschungen und Rachegeschrei gegen die verräterischen Sachsen, Jammern über das Schicksal des alten Vaters Vorwärts, kein Laut des Mißvergnügens oder der Klage! Soviel vermag über den Soldaten die Liebe zu einem tapferen Feldherrn und ein zu rechter Zeit gesprochenes, kräftiges Wort!

Ohne Aufenthalt wurde die ganze Nacht marschiert; sehr früh morgens waren wir in Malmedy, nach zweistündiger Rast wieder fort bis Spaa; hier wurde bis Abends angehalten, damit die Soldaten die verteilten Lebensmittel genießen könnten. Die Nacht hindurch wurde der Marsch fortgesetzt; am folgenden Morgen stand die ganze 15. Brigade, zu der wir gehörten, über 8000 Mann stark, in Ansicht von Lüttich. Rings herum auf den Anhöhen standen schon unsere Truppen und Kanonen. Mit geladenen Gewehren, brennende Lunten an den Geschützen, zogen wir im Sturmschritt ein.

Der Aufruhr war bereits gedämpft. Wir waren nur noch Zeugen der verschiedenen durch das Kriegsgericht diktierten Exe-

kutionen. Soviel ich weiß, wurde nur eine Kompagnie des aufrührerischen sächsischen Bataillons dezimiert, die übrigen Meuterer unter verschiedene preußische Regimenter verteilt, ihre Fahne öffentlich verbrannt. Bei letzterer Gelegenheit entspann sich der bekannte Zwist zwischen Blücher und dem sonst so wackeren und braven General von Borstel, welcher sich geradezu weigerte, letztere infamierende Strafe vollstrecken zu lassen und deshalb von dem Kriegsgerichte wegen Widersetzlichkeit gegen den Oberfeldherrn zum Tode verurteilt wurde. Blücher befahl jedoch, mit der Vollstreckung dieses Urteils zu warten, bis darüber an den König berichtet worden, der dann auch die Strafe in Festungsarrest umwandelte. Borstels Suspension war ein harter Verlust für uns. Selbst der beleidigte Blücher gab darüber öffentlich in einem Tagesbefehl sein tiefes Bedauern und Leidwesen zu erkennen, einen so braven General entbehren zu müssen. Allein er mußte so handeln; ein minder kräftiges Verfahren hätte leicht zur Wiederholung ähnlicher Exzesse verleiten können.

Bis zum anderen Tage biwakierten wir auf dem Marktplatze, vor dem Rathause in Lüttich und zogen dann nach dem benachbarten Dorfe Jupille. Nachdem wir hier zwei Tage gerastet, marschierten wir durch Lüttich nach Aumale, wo ich mit Wolff nebst 50 Mann bei einem reichen Geizhals einquartiert wurde.

Diesen niederträchtigen Filz hatte ich, da er weder durch gute Worte, noch durch Drohungen dahin zu bringen war, uns eine nur einigermaßen genießbare und hinreichende Kost zu liefern, im Gegenteil von den ihm zu unserer Verpflegung gelieferten Lebensmitteln abzwackte und mauste, was er konnte, auf militärische Weise zur Freigebigkeit und Gastfreundschaft gezwungen. Auf seine eigenen Kosten ließ ich uns alle wohlleben; auch er samt seiner Familie und seinem Gesinde lebte fröhlich mit in der Meinung, es ginge aus unserem Beutel. Diesmal waren aber

die gutmütigen Preußen pfiffiger als der argusäugige, wallonische Harpax! Einer seiner Knechte vertraute mir insgeheim, daß jener, ebenso unmäßig geizig, knickerig, unbarmherzig als reich, eine große Menge Geld und Pretiosen in dem Zimmer, welches wir bewohnten, unter der großen und schweren Eisenplatte am Kamin verborgen habe; dabei befänden sich namentlich 500 Kronentaler, die der alte Sünder erst vor kurzem durch einen falschen Eid an sich gebracht; darum habe er sein im Hause wohnendes, elternloses Mündel betrogen. Ich wußte genug. Der Schatz fand sich richtig und war sehr bedeutend; es wurde in aller Stille soviel davon erhoben, als zu einer ordentlichen Verpflegung der Einquartierten nötig schien. Der Alte mußte einen Wagen einspannen lassen, mein Bursche fuhr damit nach Lüttich, kaufte da Lebensmittel aller Art und eine gute Quantität guten Bordeauxweins und kam noch am nämlichen Abend damit zurück. Da wurde denn frisch und fröhlich darauf losgelebt. Der alte Sünder rieb sich schmunzelnd die Hände über unsere Generosität, ließ sich nicht lange nötigen, sondern freute sich der leckeren Schüsseln und des trefflichen Weins, der wohl schwerlich je auf seinen Tisch gekommen, und lachte unbändig, als wir ihm für seine Gastfreiheit dankten und ihn hoch leben ließen, indem er dies für einen ironischen Scherz ansah. Der Vorrat war bald aufgezehrt, eine neue Zwangsanleihe aus dem Schatze wurde gemacht, wobei ich es nicht unterlassen konnte, mir ein Paar mit Silber reichlich verzierte, doppelläufige, damaszierte Sattelpistolen, die mit verborgen waren, gegen meine einfachen zu vertauschen; denn wozu, dachte ich, hat der alte Hexenmeister Doppelpistolen nötig? Bald war auch neuer Vorrat wieder da. Mein Bursche hatte den Auftrag, sich bei dem Einkaufe der Lebensmittel über jede Ausgabe eine deutsch geschriebene Quittung geben zu lassen, die derart lautete: daß der Aussteller von Herrn Thonus

(so hieß unser Harpax) die und die Summe für gelieferte Viktualien richtig erhalten. Diese Bescheinigungen wurden so gewissenhaft geführt, daß sie genau mit dem Betrage der gezwungenen Anleihe übereinstimmten. Sie betrug runde 15 Napoleond'or, wovon 13 für Lebensmittel und 2 für ein Geschenk an Adelaiden, des Mannes Mündel, ein artiges, naives Kind von 17 Jahren, verwendet worden waren.

Nach drei Tagen zogen wir wieder ab. Beim Abmarsch händigte ich Herrn Thonus sämtliche Quittungen mit dem wärmsten Danke für seine gute Bewirtung ein; er schien sehr gerührt über unsere Galanterie; Adelaide machte ein traurig Gesicht, daß die lieben und charmanten Gäste nicht länger blieben, und wir Soldaten zogen lachend davon.

Unsere nächsten Kantonnierungen waren die Dörfer Gras und St. Nicolas bei Lüttich; ich stand im letzteren, bei einem Bergmann, einem armen Teufel mit 7 Kindern in Quartier, der, statt mich zu verpflegen, meine Wohltätigkeit gewaltig in Anspruch nahm. Der Mensch war so ehrlich, so blaß, so traurig, so arm, so zuvorkommend; nur ein Teufel hätte da hart sein können! Ich gab und schenkte, was ich erübrigen konnte; genug, wenn ich überhaupt meinem Aumaler Wirt Unrecht getan, so glaube ich es an dem Nachfolger wieder gut gemacht zu haben. Was sollte ich auch mit all dem Mammon, den ich im Leibgürtel mit mir herumschleppte? Wußte ich ja doch nicht, ob ich am folgenden Tage noch lebte, und ob er nicht in jemands Hände geriet, der vielleicht viel unedleren Gebrauch davon machte! Mein ehrlicher Bergmann tat, was in seinen Kräften stand, um mir den Aufenthalt in dem schmutzigen, rußigen Neste angenehm zu machen. Zum ersten Male sah ich eine Dampfmaschine und lernte ihren Mechanismus kennen; in dem großen Kohlenwerke, dem tiefsten von allen in der Gegend, stand eine von 100 Pferde-

kräften; man zeigte mir in dem Bergwerk die in die Kohlenwand eingegrabenen Namen, welche Napoleon, Zar Alexander, der König von Preußen, Blücher und viele andere berühmte Männer eigenhändig als Denkmale ihrer Fahrt zurückgelassen haben. Das herrliche Maastal bis nach Huy, Chaudefontaine und was sonst noch die Umgegend Sehenswertes darbot, wurde besucht. Und so verstrich die Zeit ziemlich angenehm.

Wir lebten wie im tiefsten Frieden, niemand dachte mehr an die Möglichkeit eines Krieges; es hieß, wir würden nach Aachen kommen und dort ein für allemal als Garnison liegen bleiben; mehrere verheiratete Offiziere hatten bereits an ihre Frauen geschrieben, um sie nachkommen zu lassen. Ich wollte im Frieden nicht dienen und riet auch meinem Kameraden Wolff, mit mir den Abschied zu verlangen und eine Universität zu beziehen. Außerdem bestimmte mich noch ein anderer Umstand dazu. Schon bei unserer Ankunft wurde nämlich unser guter Major von Ziegler zum Obrist-Leutnant befördert und als Regiments-Kommandeur zu einem neuorganisierten rheinländischen Regiment berufen. Sein Abschied von unserem Bataillon war wirklich rührend, und nicht ein Auge blieb dabei ungetrübt. Wir erkannten seinen vollen Wert erst, als er uns verlassen hatte, denn sein Nachfolger war nicht der Mann, um ein Bataillon zu befehligen, das gewohnt war, aus Liebe zu seinem Führer und zu dem Vaterlande, nicht aus schuldigem Gehorsam blindlings zu gehorchen, und nie eines harten Wortes bedurfte. Die kleinlichen Plackereien erstreckten sich sogar auf meinen Dienst, weil er wußte, daß ich Ziegler so lieb hatte und mehrmals eine Parallele zwischen beiden zog, die natürlich nur zu Gunsten seines Vorgängers ausfiel. Glücklicherweise dauerte seine Herrschaft nicht lange. Infolge eines Zweikampfes mit dem schon früher erwähnten ältesten Kapitän von Biberstein wurde er zu einem

anderen Bataillon versetzt, und dieser bekam das Kommando. Dieser war ein tapferer Soldat und zwar strenger, doch gerechter Kommandeur und kein engherziger Splitterrichter wie sein Vorgänger.

Unmittelbar vor diesem Wechsel reichten Wolff und ich unseren Abschied ein; ihn zu erlangen, mußten wir uns nach Lüttich zum Generalkommando verfügen. Wir taten es am 14. Juni, gerade an dem Morgen, als die Übergabe des Bataillons stattfand. Er wurde uns nicht gerade verweigert, aber seine Ausfertigung verschoben.

Plötzlich um 4 Uhr hörten wir durch alle Straßen fast gleichzeitig den Generalmarsch schlagen; Kanonen wurden gelöst, und ehe wir noch recht wußten, was es eigentlich gebe, sahen wir schon ganze Kompagnien mit Sack und Pack zum Brüsseler Tore hinausmarschieren. Endlich erfuhren wir, die Franzosen hätten die Grenze überschritten, seien in vollem Anmarsch, und das ganze Bülow'sche Korps, zu dem auch wir gehörten, breche augenblicklich auf. Ich eilte zurück; bei meiner Ankunft stand bereits das ganze Bataillon marschfertig da; kaum, daß mir soviel Zeit übrig blieb, den Medizinkasten und einige andere Sachen einzupacken und mich mit einigen Lebensmitteln zu versorgen.

Daß es keinen Parademarsch oder blinden Lärm galt, war wohl klar, denn man hörte deutlich einzelne, wenngleich ferne Kanonenschüsse, und gegen Abend kam Befehl, die Gewehre zu laden und mit möglichster Stille zu marschieren. Welchen Weg wir einschlugen, weiß ich eigentlich nicht anzugeben; genug, wir zogen auf Feldwegen vorwärts, in der Richtung nach Loewen. Nur mit kurzen Pausen zum Ausruhen, wurde bis zum 16. mittags Tag und Nacht marschiert. Die Soldaten waren von Mut beseelt. Diesen ganzen Tag über hörten wir bis spät in die Nacht ein heftiges und anhaltendes Kanonen- und Musketenfeuer; es

war die Schlacht von Fleurus[1]). Schon in der Nacht zuvor und den ganzen Tag über hatte es heftig geregnet, es war ungewöhnlich kalt, alles war durchnäßt und bebte vor Kälte. Auf einem von Wäldern umgebenen großen Felde machte die ganze Brigade Halt; die Gewehre wurden wie gewöhnlich in Pyramiden aufgestellt.

Ein fürchterliches Gewitter brach los, es war beinahe Nacht, nur die anhaltenden Blitze erhellten das Dunkel, tausendfach wiederhallte der Donner in den Wäldern; die meisten von uns legten sich, um auszuruhen, in den kotigen Ackerboden, konnten es aber vor Frost nicht lange aushalten. Ich hatte mich in der Nähe einer Gewehrpyramide niedergelegt, es dauerte aber nicht lange, da schlug ein Wetterstrahl in sie ein und zerschmetterte sie; ich wurde von dem heftigen Lichtglanze sowie von dem Schlage ganz betäubt; als ich mich wieder erholt, suchte ich das Freie. Nicht lange darnach schlug der Blitz in einen einzeln stehenden Baum, unter welchem sich einige Soldaten gelagert hatten; zwei davon blieben auf der Stelle tot, die anderen kamen mit einer starken Betäubung davon. Sehr erwünscht und erfreulich war jetzt die Ankunft von mehreren Fuderfässern voll starken Franzbranntweins, der uns erwärmen und stärken sollte. Er war in solchem Überflusse vorhanden, daß man sich weder die Mühe nahm, noch die Zeit gab, ihn mit dem Maße zu verteilen; jeder konnte sich mit dem Feldkessel aus den aufgeschlagenen Fässern schöpfen soviel er wollte. Ich ließ ihn mir ganz voll füllen, trank und trank wieder, um warm zu werden, aber vergebens, bis ich beinahe den ganzen Kessel ausgeleert. Außer trockenem Zwieback waren keine anderen Lebensmittel vorhanden; dennoch waren alle zufrieden und wohlgemut und bedauerten nur, nicht singen zu dürfen. Nur mit Mühe wurde

[1]) später Schlacht bei Ligny genannt.

das Hurrarufen unterdrückt, als der von allen Soldaten geliebte und verehrte General Bülow an unseren Reihen vorbeiritt und uns mit wenigen, aber kräftigen Worten freundlich ansprach. Nach dreistündiger Ruhe brachen wir auf; unser Regiment und das grüne Husaren-Regiment bildeten die Avantgarde.

Der nun folgende Marsch, der fast anhaltend durch Wälder, Moräste, auf Waldwegen oder auf bloßen Fußpfaden weiter führte, war einer der beschwerlichsten in dem ganzen Feldzuge. Noch vor dem Abmarsche schien man wenigstens über den einzuschlagenden Weg unschlüssig. Was beschlossen worden, nachdem Bülow sämtliche Oberkommandeurs in einem benachbarten Meierhofe zusammenberufen, weiß ich nicht, nur soviel weiß ich mit Bestimmtheit, daß ein belgischer Bauer an unserer Spitze, von vier Jägern bewacht, voranging und den Weg bezeichnete; eine ganze Kompagnie Pioniere folgte, die den Weg erst gangbar machen mußte. Bäume wurden gefällt, Gebüsche durchhauen, Gräben ausgefüllt, Moräste und Sümpfe mit Holz und Strauchwerk bedeckt, Hohlwege erweitert oder ausgebessert, damit Kavallerie und Artillerie passieren könnten. Dabei ging es natürlich nur langsam vorwärts, und doch verhältnismäßig sehr schnell und mit der größten Ordnung. Nach Mitternacht änderte sich das Wetter, eine laue Sommerwärme trat ein, mit ihr aber auch die Folgen des genossenen Branntweins. Fast unser ganzes Regiment war berauscht. Es war ein höchst lächerlicher Anblick, Soldaten und Offiziere, die noch vor einer halben Stunde rüstig einherschritten, durcheinandertaumeln zu sehen. Ich selbst schlief auf dem Pferde ein und weiß nichts von dem, was bis zum hellen Morgen des 17. vorgefallen, aber ein tüchtiges Kopfweh erinnerte mich daran, was ich am vorigen Tage getan.

Gegen 9 Uhr morgens erreichten wir endlich die Heerstraße. Irre ich nicht, so war es die, welche von Namur nach Loewen

führt. Da begegnete uns schon eine Menge von fluchenden Ausreißern, namentlich solche von der rheinländischen Landwehr und Jäger, vorzüglich aber bergische Jäger. Sie erzählten, es sei alles verloren, Blücher sei gefangen samt seinem Generalstabe, Vandamme bereits auf dem Marsche nach Lüttich, dort die ganze Bevölkerung in vollem Aufstande gegen uns. Dies waren allerdings Hiobsposten, aber, sonderbar genug, auf unsere Soldaten schienen sie wenig Eindruck zu machen; man trauerte wohl über die Möglichkeit, daß Blücher gefangen sei, aber die meisten glaubten nicht daran und wurden über die Ausreißer so erbittert, die ihren Feldherrn im Stich gelassen, daß sie keinen von ihnen durchließen, sondern sie zwangen, in die Glieder einzutreten und diejenigen, die sich dessen weigerten, mit dem Bajonett niederstachen. Unter anderem kam auch ein Offizier der Bergischen Jäger dahergelaufen, den, weil er sich weigerte, in unsere Reihen einzutreten, Biberstein eigenhändig durchstach. Es schien, als wüßten unsere Soldaten, daß sie nicht besiegt werden könnten, als brächten sie allein nur den Sieg. Alle Augenblicke hörte man den Ruf: „Lieber Tod, als Schande! Vivat Ziegler! Tod jedem feigen Schurken! — Vorwärts! Vorwärts! und wäre es gegen den Teufel selber!“ —

Gegen Mittag erreichten wir eine hohe Ebene; es wurde angehalten, das ganze Regiment war in drei Kolonnen aufmarschiert; da kam mit einem Male unser lieber Ziegler, bloß von 3 Offizieren seines Regiments begleitet, an uns heran. Bei seinem Anblick erhob unser ganzes Bataillon ein allgemeines Vivat- und Hurra-Geschrei. Er aber, totenblaß, knirschend vor Wut, winkte still zu schweigen und sprach dumpf: „Brave Jungen! Schweigt! Euer Jubelgruß dünkt mir wie das Spottgelächter der Hölle; alles hat mich verlassen, mit euch will ich als Gemeiner dienen und wenigstens ehrenvoll als braver Soldat sterben! Ihr

seid noch immer meine braven Kameraden, die ihren Kommandeur nie im Stiche gelassen, die meinigen liefen wie Schurken und Hasen beim ersten Kanonenschuß zum Teufel, meine beiden Adjutanten und ich sind der Rest vom ganzen kompletten Regiment."

Damit stieg er vom Pferd, nahm einem Gemeinen das Gewehr ab und stellte sich mitten in die vordere Reihe der ersten Kompagnie; die beiden anderen Offiziere folgten seinem Beispiel. Eine allgemeine Stille zeigte die tiefe Teilnahme mit dem unverdienten Unglück des einst so geliebten Anführers; aber eben so heftig brachen dann auch die Verwünschungen über die feigen Ausreißer los. Ziegler wurde zum kommandierenden General beordert und ihm ein anderweitiges Kommando bei der Reserve angewiesen. Wie ich später erfuhr, kam er nach Aachen, um neue Truppen zu organisieren; er wurde aber dort sehr verkannt und als ein rauher, ungerechter, wilder Tyrann ausgeschrieen. Niemand bedachte aber, was dem im Innersten seines Herzens ergriffenen und verletzten Manne kurz zuvor im Rheinland widerfahren; niemand wußte, wie er früher gewesen und was Schuld seines Zornes war.

Den ganzen Tag über sowie in der folgenden Nacht hörten wir nur selten Feuern in der Ferne; es wurde wieder von der Heerstraße links abgebogen und auf ungebahnten Wegen, meistens durch Gebüsch, mit kurzen Rastpausen marschiert.

Am 18. morgens hörten wir eine fürchterliche Kanonade ziemlich nahe vor uns, die sich allmählich immer mehr nach rechts hinzog; eine große Schlacht fand statt, das hörte man, aber wo und mit wem, blieb ein Geheimnis. Mit stillem Ernste zogen unsere Krieger dahin. Tiefes Schweigen wurde streng anbefohlen, alles Feueranschlagen wurde untersagt, auf mutwilliges oder unvorsichtiges Losschießen eines Gewehrs war Todesstrafe gesetzt.

Eben trat die Spitze unserer Kolonne aus dem Gebüsche auf eine offene Ebene.

[Hier fehlt ein Doppelblatt der Handschrift, auf welchem das Ende der Schlacht bei Waterloo geschildert wird. Der Verfasser ritt die letzte Attacke der preußischen Husaren mit, wobei Napoleons Wagen erbeutet wurde, während dieser selbst entkam. Krimer sprengte auf einen zweiten Wagen los und rief dem darin Sitzenden zu: „Rendez-vous“ (Ergebt Euch). Die Antwort war ein Pistolenschuß, der den Verfasser im Gesäß traf; der Schmerz raubte ihm die Sehkraft. Blindlings stach er mit dem Säbel in den Wagen hinein. Als er die Augen wieder öffnen konnte, lag im Wagen mit durchstochener Brust ein französischer Aumônier (Feldgeistlicher), der viele wertvolle Kirchengeräte bei sich führte.

Aus der Erinnerung nach früherer Lektüre ergänzt von Gustav Krimer.]

.... Meine Kameraden lachten mich zudem noch über diese sonderbare Beute nicht wenig aus. Ich wußte vorläufig damit nichts besseres zu tun, als sie zu behalten.

Als ich nach St. Quentin kam, war ich es müde, diese Sachen mitzuschleppen, und ohne sie weiter berührt zu haben, bot ich sie daselbst einem Pfarrer zum Kaufe an; dieser erhob aber statt eines Kaufgebotes ein fürchterliches Zetergeschrei, und unter Fluchen und Drohungen verlangte er alles umsonst. Ich war aber so dummfromm nicht, um mir für nichts und wieder nichts von einem fanatischen Pfaffen eine Kugel in den Hintern haben schießen zu lassen. Ich schenkte ihm zwar die Monstranz, schüttete aus dem Ciborium die Hostien auf seinen Tisch, nahm aber alles, was von Silber war, hübsch mit. Kelch und Meßkännchen samt Teller habe ich für 600 Franken an einen Goldschmied verkauft

Der brennende Schmerz an der Stelle, wo die Kugel saß,

nahm so zu, daß ich es fast nicht aushalten konnte; an Reiten war nicht zu denken; ich konnte weder stehen noch sitzen, ja kaum liegen; niemand war da, der mir die Kugel herausziehen oder herausschneiden konnte; die Nacht war stockdunkel und kein Licht vorhanden. So mußte ich mich unter den fürchterlichsten Schmerzen und im Wundfieber bis zum anderen Morgen bequemen. Als nun auch da noch kein Wundarzt aufzutreiben war und ich keine Lust hatte, das Bataillon zu verlassen, mußte ich mich selbst zum Operieren entschließen. Mit Hilfe eines Spiegels und eines durch das am vorigen Tage so häufig verrichtete Amputieren und Kugel-Ausschneiden ganz stumpf gewordenen Bistouris, schnitt ich mir nach vieler Mühe die Kugel heraus.

Nun war aber guter Rat teuer; zurückbleiben oder in ein Hospital gehen wollte ich um keinen Preis, und fortkommen konnte ich zu Pferd oder zu Fuß nicht; zum Fahren war keine Gelegenheit da. Glücklicherweise half mir ein Feldwebel unseres Bataillons aus der weiteren Verlegenheit. Er hatte für seine Frau, die jeden Augenblick ihre Entbindung erwartete, einen zweispännigen Bauernwagen aufgetrieben, und so hatte ich Gelegenheit, mit ihr bequem fortzukommen. Diese Frau war bei uns der Gegenstand allgemeiner Achtung; sie machte einen solchen Unterschied von den gewöhnlichen Soldatenweibern, daß man sie fast bei der ganzen Brigade die brave und schöne Marketenderin hieß. Sie war wirklich schön, schlank gebaut, dabei sanft, bescheiden, züchtig streng. Niemand würde es gewagt haben, auch nur ein zweideutiges Wort an sie zu richten; man verehrte sie wegen ihrer Anhänglichkeit an ihren Gatten, mit dem sie alle Beschwerden teilte; selbst in der Schlacht blieb sie an seiner Seite, scheute keinen Kugelregen, half den Verwundeten und teilte im Notfalle an die ermüdeten Soldaten Branntwein aus.

Schon am anderen Tage begegnete mir mit ihr ein seltenes

Abenteuer. Ich ahnte nicht, daß ihre Niederkunft so nahe sei, noch viel weniger die Weise, wie sie stattfinden würde. Der Schmerz in der Schußwunde hatte nachgelassen, von den Strapazen und vom Blutverlust schlief ich an ihrer Seite fest ein. Nach etwa anderthalb Stunden weckte mich heftiges Kindergeschrei aus tiefem Schlaf auf, ich sehe mich um und siehe da, meine Begleiterin hatte bereits ihr neugeborenes Kind auf dem Schoß, von dem sie während dem Fahren, ohne daß es jemand merkte, entbunden worden war. Dabei sah sie so heiter aus, als wäre nichts geschehen. Ich wurde Pathe des Kindes; es erhielt den Namen Julius Gallicus zur Erinnerung an unseren Franzosenzug. Sein Vater hieß Schneider, war ein rechtschaffener, braver Mann und Soldat und Inhaber der ersten und zweiten Klasse des eisernen Kreuzes. Mehrmals hatte man ihm zum Lohne seiner Tapferkeit eine Offizierstelle angeboten, er schlug sie aber jedesmal aus.

Wir setzten unseren Marsch über das Schlachtfeld fort. Bei dieser Gelegenheit sahen wir auch das Gerüste, von welchem aus Napoleon die Schlacht beobachtet hatte. Vor und in dem Städtchen Jemappes fanden wir die Zeichen des eiligen und regellosen Rückzuges der Feinde; es sah da fürchterlich aus. Überall ein Gewirr von Wagen, Kanonen, totgeräderten Menschen und Pferden; fast auf keinem Hause ein Dach, keine Türe oder Fenster, alles Holzwerk zu Biwakfeuern verbraucht.

Bei dieser Gelegenheit erzähle ich hier ein paar Anekdoten von Blücher. Er nahm in der ersten Nacht nach der Schlacht in diesem Städtchen sein Hauptquartier in einem noch einigermaßen bedeckten und bewohnbaren Hause; es regnete sehr stark; die Soldaten suchten Holz zu bekommen. Er saß eben in einem Zimmer mit seinem Generalstabe, mit Landkarten beschäftigt; es war verboten zu plündern. Da kam ein Trupp von Soldaten und begann

am nämlichen Hause das Dach abzubrechen. Graf Nostitz wollte herausstürzen und dies mit strengen Worten rügen; aber Blücher hielt ihn zurück mit den Worten: „Hallo, lieber Nostitz! Die braven Jungen haben sich genug abgekühlt, jetzt sollen sie sich auch wärmen können,“ und ans Fenster tretend, ruft er jenen zu: „Kinder! Laßt mir doch ein Stück übrig, sonst werden meine Karten naß!“ Diese Worte wirkten mehr, als es eine strenge Rüge getan haben würde.

In der Scheune am nämlichen Hause fanden die Soldaten unter dem Stroh ein Faß Wein verborgen. Ein Offizier vom Generalstabe wollte es für den Feldherrn und die Generale in Beschlag nehmen. „Nichts da“, rief Blücher, „Prosit, Kameraden! Aber nur keinen Haarbeutel! Schenkt mir auch einen Schluck!“

Ein Soldat hatte in einem Hause Silberzeug verborgen gefunden und sich ein Dutzend silberne Löffel zugeeignet; Blücher sah es und rief ihm, bloß mit dem Finger drohend, zu: „Heda, Kamerad! Wenn du die Löffel nicht mehr brauchst, stelle sie dem wieder zu, von dem du sie geliehen.“

Am anderen Tage, wo es anhaltend regnete, gegen Abend, erblickte er ein einzelnes Häuschen neben der Straße und schickte, es zu seinem Hauptquartier bestimmend, einen Quartiermeister dahin ab. Dieser kam bald zurück und meldete, es sei da nur ein bewohnbares Stübchen und nur für etwa 4 Personen Raum; aber eine Stunde weiter sei ein großes, schönes Dorf. „Dummes Zeug“, erwiderte Blücher, „ich bleibe in dem Häuschen.“ Die meisten Offiziere von seiner Suite, die sich nach einer trockenen Stube und warmen Speisen sehnten, machten saure Gesichter; einer von ihnen, ein junger, vorlauter Friedensheld, äußerte nun seinen Unwillen über diese Wahl, Blücher hört dies, wendet sich um und ruft mit ernster Miene, indem er auf ein nicht fern davon unter freiem Himmel biwakierendes Regiment zeigt: „Da liegen

meine Kameraden!", und auf das Häuschen weisend: „Dies Hauptquartier habe ich gewählt, und das Donnerwetter soll dem in den Magen fahren, der ein Wort dagegen spricht." Eine Totenstille folgte. An dem Häuschen angekommen, befahl Blücher jenem vorlauten Tadler, das einzige noch bewohnbare Stübchen zu beziehen und sein eigenes Feldbett darin aufzuschlagen; er, Blücher, ließ sich vor dem Hause im Freien, dem Regen preisgegeben, ein Bund Stroh ausbreiten, einen Mantelsack als Kopfkissen zurechtlegen, wickelte sich in seinen Mantel und legte sich darauf hin. Ihm folgten alle anderen Offiziere. Wie jenem Raisonneur die Ruhe im Trocknen und auf dem Feldbette des großen Helden bekommen sein mag, weiß ich nicht; allein am nächsten Morgen bekam er die Erlaubnis, nach Wesel zurückzugehen und sich da während der Dauer des Feldzuges besseres Quartier als hier auszuwählen.

Überhaupt war Blücher, so leicht er Disziplinarfehler (namentlich bei den Truppen des Bülow'schen Korps, das so brav gefochten und eigentlich den Sieg von Belle-Alliance entschieden hatte) braven Soldaten nachsah, gegen Weichlinge sehr strenge und strafte sie meist durch launigen Spott oder durch sein eigenes Beispiel. So war es nicht selten, daß er, wenn er Nachzügler auf dem Wege traf, vom Pferde stieg, zu Fuß ging und sie vor sich hergehen ließ. Oder er ließ ihnen Strohwische an die Tschakos stecken und so geziert als Strohmänner durch Kavalleristen bis zu ihren Regimentern eskortieren.

Kam er dagegen an einem Bataillon vorbei, das ihm als brav bekannt war, dann litt er es nie, daß seine Suite die Mitte des Weges hielt; um die Leute im Marsche nicht zu hindern, ließ er lieber zur Seite reiten, grüßte herzlich und erkundigte sich nach allem. Hieß es dann, es fehle an Lebensmitteln, dann waren wir auch sicher, in dem nächsten Dorfe auf offener Straße einen

hinreichenden Vorrat davon vorzufinden, die jeder im Vorbeimarschieren nach seinem Gutdünken mitnehmen konnte.

Sein gewöhnlicher Gruß war: „Guten Morgen, Kinder!", wenn es auch schon Abend war; der Gegengruß der Soldaten aber: „Hurra, Vater Blücher!" Er hatte wohl auch seine Schwächen, allein diese taten seinen vielen Tugenden wenig Eintrag. So war es nicht selten, daß, sobald abends oder sonst biwakiert worden, eine Trommel herbeigeschafft werden mußte, und er mit den ersten besten Offizieren würfelte. Gewann er ein paar Taler, dann freute er sich wie ein Kind und strich sich schmunzelnd den grauen Schnurrbart, verlor er (und dies war nicht selten sehr viel), dann lachte er sich selbst aus. Sonderbar aber: was er selbst leidenschaftlich trieb, gestattete er Soldaten nicht: sie durften nicht um Geld spielen oder sich doch nicht von ihm dabei antreffen lassen.

Gegen Ende des Juni war meine Brustwunde geheilt, die Schenkelwunde soweit gebessert, daß ich zur Not wieder stundenweise reiten konnte; erst drei Wochen später war auch diese vernarbt.

Unser Marsch durch die Picardie glich mehr einem Spazierlauf. Auffallend war aber der Unterschied der Lebensweise bei den Soldaten vom Bülow'schen und von anderen preußischen Korps; noch mehr aber bei den englischen Truppen. Jene hatten immer einen Überfluß an Lebensmitteln, waren immer heiter und fröhlich, man sah durch die Finger, wenn sie beim Durchmarsche durch Ortschaften in die Häuser eindrangen und etwas mitgehen hießen, was sie gerade brauchen konnten oder was ihnen sonst anstand; den ganzen Tag über hörte man sie singen und jauchzen; die Zuversicht und die Begierde, in Paris einzurücken, war so groß, daß jeder, der nur einigermaßen fortkonnte, alles aufbot, um ja nur bei dem Einzuge zu sein; daher kam es, daß

man (namentlich bei unserem Regimente) eine große Menge Verwundeter sah, die mitgingen und durchaus in kein Hospital gehen wollten; der eine hatte den Kopf verbunden, ein anderer hatte Pflaster im Gesicht, ein dritter trug den Arm in der Binde, ein vierter hinkte auf einem Stocke fort usw., und obgleich täglich forcierte Märsche gemacht wurden, und die Tageshitze oft sehr drückend war, bemerkte man nirgends Klage oder Unzufriedenheit; aber Bülow tat auch und gestattete alles Mögliche, um seinen braven Soldaten dankbar gefällig zu sein und ihren Marsch zu erleichtern; ihre Tornister wurden ihnen nachgefahren; bei jeder Kompagnie waren zwei Wagen für Ermüdete und Kränkliche.

Bei den anderen Korps dagegen war die strengste Manneszucht eingeführt; alles murrte darüber und beneidete uns laut darum, daß uns soviel zu Gute komme; die Engländer kamen am schlimmsten davon; bei ihnen stand Todesstrafe auf alles Plündern oder eigenmächtiges Mitnehmen von Lebensmitteln; sie mußten immer trotz aller ungesunden Witterung im Freien biwakieren, während wir in bequemen Quartieren lagen.

Unser Marsch ging um Maubeuge herum — weil dieses blokkiert wurde — über St. Quentin auf der großen Straße direkt nach Paris.

Nicht vergessen darf ich hier der Einnahme oder besser gesagt des Unglückes von Avesnes. Vor dieser Festung angelangt, fanden wir sie von Nationalgardisten besetzt; die Übergabe wurde prahlerisch verweigert; an ihrem Besitze schien dem Oberfeldherrn viel gelegen; es wurde beschlossen, sie, so gut es mit Feldgeschützen anging, zu bombardieren und dann zu stürmen; letzteres wurde uns erspart. Es war gegen Abend, als wir in die Sturmlinie einrückten; nicht weit von uns, auf einer Anhöhe, stand eine preußische Batterie. Ein Unteroffizier von derselben meldete sich bei dem Brigade-Kommandeur mit dem Gesuch, ob es ihm ge-

stattet sei, das ganze Nest kurzweg in die Luft zu sprengen. Da es bekannt war, daß Avesnes eben nicht schwach befestigt sei und jener Unteroffizier, ein ehemaliger Kaufmannsdiener (ich glaube aus Magdeburg) für einen Erzgalgenstrick und Aufschneider galt, so wurde über diesen Vorschlag gelacht; als aber jener allen Ernstes auf seinem Versprechen bestand, wurde es an Bülow gemeldet, und dieser entschied lachend, man solle den närrischen Windbeutel gewähren lassen. Wer konnte auch glauben, daß ein Pulverturm in einer Festung so schlecht gegen ein Bombardement gesichert sei, und noch mehr, daß der lockere Zeisig eine so genaue Lokalkenntnis habe und mit dem Geschütz so gut umzugehen wisse. Mehr des Scherzes als der Neugierde halber, sammelte sich eine Anzahl von Zuschauern um die Haubitze, welche jener kommandierte; er visierte eine Zeit lang sehr sorgfältig, stieß dann einen weißgeschälten Baumast dicht neben dem Geschütz in die Erde, machte einen Strich mit Bleistift darauf und setzte sich dann ruhig auf die Lafette.

Kaum war es dunkel geworden (es mochte etwa 10 Uhr sein), da kam Befehl zum Feuern; er schoß; sausend und einen Kometenschweif nach sich ziehend, flog die Granate nach der Stadt; alles lauschte, das Geschoß platzte, aber nichts flog in die Luft; ein Spottgelächter der Anwesenden folgte; der Kanonier schien aber keine Notiz davon zu nehmen, sonderte erwiderte gelassen: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten! Der Schuß war zu hoch; nehmt nur eure Köpfe in Acht!" Er lud von neuem, stellte ein Licht vor den Stock, visierte und ließ losbrennen. Die Granate platzte diesmal gar nicht. Neues Gelächter. „Jetzt weiß ich genug," rief er, „die Granate liegt im Wassergraben; der Schuß war zu tief; aufgepaßt, meine Herren, und hübsch auf den Beinen geblieben, damit Sie nicht umfallen, wenn die Pastete losbricht." Er schießt die dritte Granate ab; sie verschwindet einige Augenblicke lang,

plötzlich bietet sich aber unseren Augen ein Schauspiel dar, das wohl schwerlich ein Pinsel malen oder ein Dichter schildern kann! Fürchterlich! Es war, als hätte die Hölle ihren Rachen geöffnet; ein Blitz, ein Flammenmeer bis an die Wolken, ein Donnerschlag, der uns alle zu Boden warf — Steinmassen von ungeheuerer Größe und Menschenleichen wie Vögel in der Luft schwebend, Erdreich und Wasser auf uns herabstürzend und uns beinahe bedeckend!

Der Pulverturm der Festung war durch die letzte Granate entzündet und samt einem großen Teile der Festungswerke und der Stadt in die Luft gesprengt worden. Jetzt lachte niemand mehr! Bloß der Held des Tages sah triumphierend auf die bisherigen Spötter und rief: „Nun, meine Herren, habe ich mein Wort gelöst? War dieser Schuß eine Windbeutelei?" „Leider nicht!" antworteten die meisten in der Meinung, daß die ganze Stadt aufgeflogen sei. Das war nun zwar nicht der Fall, aber von den übrig gebliebenen Häusern war keines unbeschädigt geblieben, keine Fensterscheiben, kein Schornstein war zu sehen, alle Dächer durchlöchert. Nunmehr wollte die Besatzung parlamentieren, man lachte sie aus, denn jetzt hatten wir in den Festungswerken eine Bresche, durch welche ein ganzes Bataillon in Linien einmarschieren konnte.

Am folgenden Morgen wurde die Stadt von uns besetzt. Bei der Explosion ereignete sich ein Vorfall, der wahrhaft wie ein Märchen klingt und den ich nicht erzählen würde, eben weil er unglaublich, ja unmöglich scheint, wenn nicht an hundert Personen ihn eidlich bestätigten. Er gibt aber auch Aufschluß über die Weise, wie der Pulverturm gesprengt werden konnte, was uns früher ganz unmöglich schien. Der Eingang dazu war gegen die Stadt zu und stand mit einem ziemlich langen, bombenfest bedeckten Gange in Verbindung. Wo dieser endete, stand eine

schief nach auswärts laufende Brustmauer, folglich konnte keine Kugel an die Türe des Turmes gelangen, oder sie mußte von der Stadt aus kommen, durch jene Mauer durchdringen, dann erst in die Höhe ricochettieren, um in den Gang und so zu der Türe zu gelangen. Allein mit dieser Lokalität genau bekannt und die Wirkung einer ricochettierenden Kugel richtig berechnend, hatte der schlaue Artillerist seinen Meisterschuß darnach eingerichtet. Da, wo der Gang mit der Mauer einen Winkel bildete, stand ein Nationalgardist, ein ehrsamer, knochendürrer Schneidermeister, Wache. Dieser sah zuerst eine Granate über seinen Kopf weg, über die Brustmauer weg, gegen den inneren Wall zu fliegen, wo sie platzte; da verbarg er sich in seinem Schilderhaus. Bald darauf kam eine zweite Granate. Diese schlug aber gegen den Hauptwall und fiel in den Wassergraben davor nieder, wo sie erlosch.

Endlich kam die dritte; sie prallte kurz vor dem Winkel an der Brustmauer ab, nahm dicht am Schilderhause vorbei ihre Richtung aufwärts, schlug nochmals an dem Eingange des Ganges an und flog dann in denselben. Vor Schreck hielt sich der arme Schächer an dem Schilderhäuschen fest, es begann zu wanken, zugleich ein fürchterliches Krachen, Flammen ringsum. Sein Bewußtsein war dahin, während er samt seiner Arche die Luftreise machte. Beinahe 2000 Schritte weit von dieser Stelle entfernt, fiel er auf einem frischgeackerten Felde, auf dem gerade ein Bataillon des 2. Westpreußischen Regiments in Schlachtordnung stand, fast vor der Fronte desselben bewußtlos nieder. Man lief hinzu, und da man noch Spuren von Leben in ihm fand, wurde ein Arzt gerufen; es gelang, ihn wieder zu beleben, aber der Arme war stocktaub, mehrfach verbrannt und seine beiden Oberschenkel zerbrochen. Doch hatte er sich nach ein paar Stunden soweit erholt, daß er den Anwesenden den Hergang der Sache,

so wie er hier steht, erzählen konnte, nur war es ihm nicht begreiflich zu machen, wie er in der Schnelligkeit mitten aus der Festung unter die Belagerer gelangt sei.

Später erfuhr man, daß zwar seine Knochenbrüche geheilt worden, daß er aber taub geblieben und wahnsinnig geworden sei. Viele andere, welche die Luftreise mit ihm gemacht, kamen so gut nicht davon; am anderen Tage fand man die verstümmelten Leichen oder einzelne Glieder in der ganzen Gegend zerstreut liegen. —

Gar launig ist oft das Kriegesglück! Oft lächelt es demjenigen, der es am allerwenigsten erwartet und vielleicht nicht einmal verdient, freundlich entgegen, läuft ihm gleichsam wie eine Buhldirne nach, während der brave Soldat bei der gewissenhaftesten Erfüllung seiner Pflichten die Flüchtige, Flatterhafte nicht erhaschen, nicht festhalten kann. Hier ein Beispiel davon!

Rechts ab, hart an der Straße von St. Quentin liegt auf einem steilen, nicht leicht zugänglichen Felsen eine kleine Festung, deren Namen ich vergessen; sie war zwar nur von Invaliden besetzt, aber stark genug, um den Marsch unserer ganzen Armee auf der Hauptstraße mehrere Tage lang aufzuhalten, wenn wir kein schweres Geschütz erhielten oder die Besatzung sich nicht freiwillig ergab. Man war verlegen; denn mußte das Nest umgangen werden, dann gewannen die fliehenden Feinde, denen wir bisher auf den Fersen gefolgt, einen beträchtlichen Vorsprung. Ein junger Husaren-Offizier von unserem 2. Regimente, ein interimistischer Eskadron-Kommandeur, ein im hohen Grade leichtsinniger, durchtriebener Windbeutel, vernimmt dies, macht sich beim Anbruch des Abends mit seiner Schwadron auf, läßt aus einem nahen Dorfe alle vorhandenen Karren nach den die Feste beherrschenden Anhöhen schleppen und verteilen; auf die Karren werden Holzblöcke so gelegt, daß das Ding in der Ferne wie eine

Kanone aussieht, dann wird eine große Menge von Wachtfeuern angezündet, bei denen seine Husaren abwechselnd vorbeigehen müssen. Kurz vor Tagesanbruch reitet jener Wildfang mit seinem Trompeter vor die Festung und fordert sie zur Übergabe auf; anfänglich weigert man sich, dann wird Bedenkzeit verlangt, jener will von nichts wissen, droht mit 30 000 Mann Belagerungstruppen und 50 Kanonen, mit Sturm und Gott weiß mit was allem. Man berät, der Tag war angebrochen, in der Ferne sieht man die Pseudo-Kanonen, die zuvor unterrichteten Husaren defilieren quer über die Straße an einer Stelle, wo man sie deutlich wahrnehmen kann, unzählige Male bald zu Pferde, bald zu Fuß und täuschen so über ihre Anzahl. Der Offizier drängt, droht mit augenblicklichem Sturm und allgemeiner Füsillade der Besatzung, diese läßt sich einschüchtern, kapituliert, und ehe noch eine halbe Stunde vergeht, zieht sie an 800 Mann stark, größtenteils Artilleristen, ohne Waffen, ohne Gepäck, kriegsgefangen ab, und jener mit bloß 90 Husaren ein. Er besetzt sogleich alle Posten, läßt die Tore schließen und die Brücken aufziehen und droht die auf dem Glacis aufmarschierten Betrogenen auf der Stelle zusammenzuschießen, wenn sie nicht sogleich nach dem etwa 2 Stunden weit entfernten Hauptquartier aufbrechen. Was blieb ihnen übrig? Zu spät sahen sie ein, daß sie überlistet worden, und gehorchten. Als sie da angelangt, war man nicht wenig darüber verwundert, weil niemand von der Absendung eines Belagerungskorps etwas wußte, lachte dann aber herzlich, als man den Zusammenhang erfuhr. Blücher aber, der dergleichen listige Kniffe und Aufschneidereien nie gut leiden konnte und eigenmächtige Handlungen haßte, nahm die Sache übel und schickte den jungen Herrn, der sich selbst zum Festungs-Kommandanten ernannt hatte, mit einem derben Wischer auf 14 Tage in Arrest. Indes erhielt er später doch das eiserne Kreuz.

Jenseits St. Quentin lernte ich zuerst den Mechanismus
ines Telegrafen kennen. Sehr gewünscht hätte ich, die Bedeu-
ung der Zeichen zu erfahren, allein der Telegrafier, ein Greis
nit einem langen Barte, gab vor, sie selbst nicht zu wissen.

In Paris.

Vor Paris. — Eine Begegnung mit dem König von Frankreich. — Das Unglück von St. Germain. — Greuelszenen. — Ich beschütze ein Mädchen und gerate in eine gefährliche Lage. — In Versailles. — Der Ritt über die Versailler Schloßtreppe. — Ein alter Bekannter. — Faktotum beim Generalchirurgus. — Einzug in Paris. — Einquartierung. — Am Klavier. — Sprachstudien. — Tric-trac — Blüchers Auftreten in Paris. — Schändlichkeiten der Bourbonen. — Wie wir einem napoleonischen Offizier helfen.

Der Feind war endlich bis hinter die Wälle des Montmartre
ejagt worden; Paris schien Widerstand leisten zu wollen, eine
edeutende Streitmacht stand noch bei Versailles. Alles schien
arauf hinzudeuten, daß es unter den Mauern der Kapitale noch-
mals zu einer entscheidenden Schlacht, zu einem Sturm auf die
inien des Montmartre kommen werde. Allein etwa drei Meilen
on Paris entfernt ließ Blücher plötzlich rechts abschwenken und
erade nach St. Germain marschieren. Ich bekam den Befehl,
ach einem kleinen Städtchen zurückzugehen, wo sich ein ambu-
ntes Feldspital befand, dieses so schnell als möglich unserem
rmeekorps nachzuführen und soviel Wagen als möglich für Ver-
undete zu requirieren; Beweis genug, daß man solche erwartete.
rst am folgenden Morgen kam ich mit diesem Geschäfte zustande,
nd wir setzten uns in Marsch.

Einige Stunden diesseits des Montmartre liegt auf dem
ege ein Dorf, dessen Namen ich vergessen; hier hatten zwei
ußbatterien von der Chaussee, in zwei Reihen, mehr als die
älfte eingenommen, um die Pferde zu füttern. Ich hatte Eile
nd ließ deshalb auf dem noch übrig gebliebenen Raume des

Weges, der auf beiden Seiten von tiefen Gräben begrenzt war, abschwenken, um vorbei zu kommen. Mit einem Male stockte der Zug; ich setzte über den Graben und ritt um die Batterien herum, weil auf der anderen Seite kein Platz war, um zu sehen, was den Marsch verhindere. Da erblickte ich eine mit vier Pferden bespannte, schwer bepackte Kutsche, deren Vorderräder bis an die Achsen in einem Loch staken. Sie war von Reitern umringt, deren Uniform ich nicht kannte, und viele Leute waren damit beschäftigt, den Wagen vorwärts zu bringen. Alle parlierten französisch, wovon ich außer „sacré nom de Dieu, chien de Prussien“ usw. kein Wort verstand. Die preußischen Artilleristen sahen dem Dinge zu und lachten. Ich ritt heran und frug, was es da gebe. Ein französischer Offizier perorierte mir ein Langes und Breites vor, woraus ich nicht klug wurde; ich befahl, den Wagen entweder sogleich vorwärts oder zur Seite zu schaffen, ich müsse durchaus mit meiner Kolonne vorwärts. Da trat ein junger Mann in Zivilkleidern an mich heran und vollführte mit zornig stolzer Stimme ein großes Geschrei, woraus ich bloß die Worte „Roi de France“ verstand; aufgebracht über den langen Aufenthalt, und ohnedies schon sehr feindlich gesinnt gegen alles, was französisch war, selbst gegen diese Sprache, rief ich aus: „Hol's der Teufel, ich bin da vorne nötiger als der König von Frankreich, um meinen blessierten Kameraden beizustehen. Was da langes Federlesen! Kameraden! (rief ich den Artilleristen zu) schmeißt den Leichenbitterkasten da in den Graben, damit wir vorwärts können!“ Die Soldaten machten auch bereits Anstalten, dies zu tun; da öffnete sich der Kutschenschlag, ein wohlbeleibter, freundlich aussehender Herr hob sich daraus heraus und winkte mir.

„Was gibt es denn da?“ frug er. „Unordnung, der Wagen muß aus dem Wege,“ erwiderte ich.

Er: Sie sehen, mein Herr, es geht ja nicht.

Ich: Es muß gehen.

Er: Wissen Sie, mein Herr, mit wem Sie sprechen?

Ich (hastig): Gleichviel! Hören Sie nur, wie es da vor uns racht, ich muß durchaus vorwärts!

Jetzt beugte sich auch ein hageres, langes Gesicht aus dem Schlage und rief mir deutsch zu: „Herr, es ist Se. Majestät der König von Frankreich!"

Dies brachte mich doch etwas aus dem Konzept. Ich wandte mich an den König: Sire werden gnädigst verzeihen, meine Pflicht drängt, ich hatte nicht die Ehre, Ew. Majestät zu kennen, allein ich will sogleich vorwärts helfen. — Damit wollte ich zurücksprengen. Der König aber fragte mich: Wie sieht es vorne aus?

Ich: Schlecht, Ew. Majestät, wir haben viele Leute verloren, aber Bülow wird die französische Kavallerie schon fegen.

Der König sah verlegen aus, besah seinen Nachbar, sprach mit diesem, dieser wieder mit einem Begleiter. Jetzt wandte er sich wieder an mich: Können wir hier nicht umdrehen?

Ich: Nein, Sire! Das ist unmöglich, aber ich will dafür sorgen, daß Ew. Majestät vorwärts kommen, und dann ist auch mir geholfen.

König: Tun Sie das, mein Freund!

Sogleich ließ ich vier Pferde von einem Trainwagen abspannen, nahm acht Trainsoldaten mit; die Pferde wurden vor den Wagen des Königs gespannt, während dieser ausstieg, die Soldaten hoben mit Bäumen den Wagen aus dem Loche, und nun ging es flott bis vor die Kolonne der Batterien. Ich bekam Platz und ließ im Trabe vorbeifahren, während der König wieder einstieg. Da nahte sich seinem Wagen ein französischer Herr, mit dem er etwas besprach; er kam sogleich zu mir her und sagte im geradebrechten Deutsch: „Se. Majesté gib Ihne l'Ordre de lys für Ihr complaisance." Damit händigte er mir das Kreuz ein.

Ich steckte es schnell in die Tasche und ritt unter dem Gelächter der Kanoniere meinem Trupp nach, während der König mit seinem Chevalier die Begleitung umkehren und den Rückweg einschlagen ließ. In Paris verkaufte ich den Firlefanz für 100 Franks an einen . . . . schen Fähnrich. —

Ich kam mit der ganzen Wagenburg noch zeitig genug vor St. Germain an, um zu erfahren, welches Unglück uns an diesem Tage betroffen. Zwei unserer besten Kavallerie-Regimenter, ein Husaren- und ein Dragoner-Regiment, waren durch einen unbegreiflichen Leichtsinn oder Eigensinn oder durch Unwissenheit aufgeopfert und beinahe ganz zusammengehauen worden, wie dies der sie kommandierende Obrist richtig vorausgesagt, obgleich alle wie Löwen gekämpft hatten. Die ihnen folgende Infanterie konnte ihnen nicht zu Hilfe kommen und mußte sich eilig durch Versailles, wo sie von dem Volke mit Steinwürfen und Flintenschüssen aus den Häusern und von den Dächern begrüßt wurde, hinter die Seine über St. Germain zurückziehen.

Noch in diesem Orte wurden drei Mann und ein Stabstambour von den Einwohnern meuchlerisch getötet, die Brücke hinter uns zerstört und in Brand gesteckt. Blücher knirschte zwar vor Wut und befahl, beide Orte zu plündern und dann in Brand zu stecken; aber was hätte dies helfen können? Auf Fürsprache Bülows blieb es bloß bei der Plünderung von St. Germain und der Füsillierung der mutmaßlichen Meuchelmörder, worunter sich ein bildschönes, junges Mädchen befand. Die Brücke wurde rasch hergestellt und die Plünderung mit allen ihren Schrecken begann; daß es dabei ohne Grausamkeiten, Mißhandlungen und skandalöse Auftritte nicht herging, läßt sich denken. Gerne werfe ich einen Schleier darüber. Ich nahm nur insofern Anteil an den Greuelszenen, als ich einem, wie es schien, begüterten und gebildeten Manne, Gatten und Familienvater von fünf Kin-

dern dadurch das Leben rettete, daß ich ihn unmittelbar unter meinen Schutz nahm und sein Haus von einigen Soldaten unseres Bataillons besetzen ließ. Sein ganzes Vergehen, weshalb ihn ein paar rasende und von Wein berauschte Plünderer niedermetzeln wollten, bestand darin, daß er ihre wütenden Forderungen nicht verstand und bei ihren Drohungen gelassen blieb.

Aber bei einer anderen Gelegenheit hätte mir mein Mitleid leicht teuer zu stehen kommen können. Ich kam an einem stattlichen Hause vorbei und hörte eine weibliche Stimme um Hilfe rufen. Ich trete in das Vorhaus, das Wehklagen kommt aus einem Keller, dessen Türe offen steht. Ich steige hinab, um zu sehen, was es gebe und finde ein junges Frauenzimmer mit drei Soldaten ringend und um Hilfe rufend. Sie hatte sich hier vor den Preußen verborgen, die man ihr als wilde Barbaren geschildert, wurde aber von Soldaten entdeckt, die in der Absicht in den Keller gedrungen waren, um Wein zu holen. Weil sie diesen nicht sogleich fanden, verlangten sie, daß sie ihn herbeischaffe, sie aber meinte in ihrer Herzensangst, man wolle etwas anderes. Obgleich ich ihr dies Mißverständnis begreiflich machte, die Soldaten sie auch losließen, nachdem sie ihnen einen Seitenkeller gezeigt, in dem Wein im Überfluß lag, hörte sie nicht auf zu kreischen, ich mochte ihr zusprechen, soviel ich mit meinem wenigen Französisch vermochte.

Ich wurde endlich unwillig, ließ sie weinen und wollte fort; aber die Türe war zugeworfen; ich lauschte und vernahm draußen Männerstimmen. Sie besprachen sich französisch, die verdammten Hunde da unten einen nach dem anderen, wie sie zur Kellertüre herauskommen würden, niederzuhauen. Sogleich rief ich die Soldaten herbei; sie kamen mit Weinflaschen beladen; ich machte sie auf die Gefahr aufmerksam und ließ sie sich zum Kampfe bereit halten. Dem Mädchen war keine Vernunft beizubringen, die

Not drängte, ich mußte Gewalt brauchen. Ich erklärte ihr daher kurz, was draußen beschlossen worden, faßte sie an der Schulter, setzte ihr ein Terzerol auf die Brust mit der Versicherung, daß bei dem geringsten feindlichen Benehmen gegen uns ich sie augenblicklich niederschießen werde. Nun befahl ich zweien der Soldaten, sich gegen die Türe zu stemmen, sie zu sprengen und die Flügel rasch auseinanderzuwerfen, ich trat in die Mitte; die Türe flog krachend auf, ich stand einige Stufen tiefer in der bezeichneten Stellung und wiederholte meine Drohung laut. Dies wirkte wie ein elektrischer Schlag. Drei Herren mit gezogenen Säbeln und zwei ältere Frauenzimmer standen wie versteinert da; die Soldaten erbrachen indes die verschlossene Haustüre und packten die Weinflaschen auf. Da erst ließ ich das Mädchen los, und mit vorgehaltenem Terzerol entfernte ich mich glücklich aus dem Hause. Die Lust zu dergleichen Hilfeleistungen war mir vergangen.

In unserem Lager vor der Stadt ging es unterdessen gar lustig her. Es glich einem Jahrmarkte. Da wurde Beute aller Art gekauft, verkauft, untersucht; es wurde gelacht, getanzt und vor allem unbändig gesoffen. Wein floß in Strömen und wurde aus Eimern getrunken. Manche legten sich geradezu vor das Spundloch und ließen solange den Wein in die Gurgel laufen als es ging; der Rest lief in den Kot, wenn den ersten Trinker nicht schnell ein zweiter oder dritter ablöste. Ein allgemeiner Taumel und endlich gänzliche Erschlaffung machten diesen sauberen Szenen ein Ende.

Am anderen Morgen wurde aufgebrochen; der Marsch ging gerade auf Versailles los. Die ganze Straße war mit Leichen und toten Pferden bedeckt; unsere braven Jungen hatten ihr Leben teuer verkauft und müssen heillos dreingehauen haben. Man konnte fast im Durchschnitt fünf Franzosen auf einen Preu-

en rechnen; und gerade so groß war auch die Übermacht der Feinde bei dem letzten Gefechte gewesen.

Schon freuten sich die nach Rache lechzenden Soldaten, in Versailles die Szenen von St. Germain wiederholt zu sehen, aber es ging anders. Bei Todesstrafe wurde alles Plündern untersagt; keiner durfte aus Reih und Glied treten. Wieder die vorige Ordnung und Mannszucht. Als Entschädigung dafür wurden aber die Bewohner anders mitgenommen. Sie mußten eine tüchtige Kontribution in barem Gelde auf der Stelle zahlen, wovon jedem Gemeinen 6 Franks, den Offizieren nach den verschiedenen Graden mehr ausgezahlt wurden, sie mußten zwei Infanterie-Regimenter, das unsrige und das 2. Westpreußische vollständig neu in drei Tagen equipieren; aus dem reichen Arsenal wurden alle mit ganz neuen, trefflich gearbeiteten Waffen versehen; Lebensmittel im Überfluß mußten herbeigeschafft werden.

Nur höhere Offiziere und Kombattanten wurden einquartiert, die Truppen biwakierten teils in der breiten Straße, die vom Schloß nach Paris führt, teils in dem berühmten Schloßgarten selbst. Ludwig XIV. und XV. mit allen ihren Buhlerinnen und Speichelleckern haben es sich schwerlich träumen lassen, daß diese Räume der strengsten Etikette einmal zum Lagerplatz halbwilder Barbaren (nach ihren Begriffen) dienen würden, daß diese aus der Fontäne der Thetis ihre Pferde tränken, in der des Neptun schwemmen, am Fuße der Marmorstatuen von Apoll, Venus usw. ihre Kleider und Waffen putzen, in den Sälen des Schlosses mit brennender Pfeife gemächlich spazieren gehen, sich scherzeshalber auf den Thron des Heiligen Ludwig setzen, sich davon etwelche Goldtressen abtrennen würden, um ihre Uniformen damit zu zieren!

Am allerwenigsten aber ein heilloses Verbrechen, welches

ich beging und das selbst in den Augen der republikanischen Zuschauer als unerhört angesehen wurde. Ich fühlte mich nämlich noch nicht imstande, zu Fuß den Garten zu besehen, daher wollte ich dies zu Pferde tun. In der Zerstreuung die Lokalität nicht bedenkend, reite ich von dem großen Vorplatze aus durch das Schloß bis auf die oberste Terrasse, aber da standen die Ochsen am Berge; um in den Garten herabzugelangen, gab es nur zwei Wege: entweder zurückkehren, um das ganze Schloß herum und zu dem großen Gartentor herein, oder, was unerhört war und unmöglich schien, auf dem kürzeren Wege die schöne, große weißmarmorne Treppe von der Terrasse wenigstens 40 Stufen herabreiten. Da stand ich denn und überlegte, was ich tun sollte. Gewiß hatte noch nie ein Pferd diese Stelle betreten. Mehrere anwesende Franzosen murrten laut über eine solche Entwürdigung dieses Bodens und eine so kühne Verhöhnung der bestandenen Gartenordnung; viele von unseren Offizieren, die ebenfalls hier spazieren gingen, lachten über meine Verlegenheit und meinten, ob ich etwa Lust hätte, da herab ins Paradies zu reiten. Beides verdroß mich; ich beschloß, Tadler und Spötter zu beschämen und rief ihnen zu: „Ja, das will ich!" Auf die Sicherheit meines Kosaken beim Klettern konnte ich mich verlassen; auch war er nicht beschlagen, somit hatte ich auch ein Ausgleiten auf den glatten und ziemlich breiten Marmorstufen so leicht nicht zu befürchten. Ich setzte mich stark rückwärts gelehnt und sprungfertig zurecht und ließ den Gaul getrost langsam hinabklettern; glücklich gelangte ich unten an. Während mir die Unsrigen ein schallendes Bravo zuriefen, fluchten und verwünschten mich die Franzosen, daß ich den schönen Marmor verdorben. Ich erwiderte hierauf: „Wer Lust und Mut habe, solle es mir nachmachen!" und sprengte die große Allee entlang. Nachdem ich den ganzen Garten durchstrichen, kehrte ich wieder zu der Treppe

zurück, diese wieder herauf, was viel leichter als das Herabsteigen war, und dann auf dem nämlichen Wege, den ich gekommen, zurück. Neue Verwünschungen schwirrten hinter mir her, und ich bin überzeugt, daß mich das Volk vom Pferde gerissen und mißhandelt haben würde, obschon einzelne meine Tollkühnheit und die Sicherheit des Pferdes bewunderten, wenn nicht die zahlreich anwesenden Offiziere und Soldaten es in Respekt gehalten hätten. —

Napoleon war geflohen, der größte Teil der französischen Armee hatte sich hinter die Loire gezogen; nur Paris wollte uns die Tore noch nicht öffnen. Es war nicht Blüchers Weise, lange Flausen zu machen und ein Breites zu parlamentieren; er erklärte kategorisch: entweder unbedingte Übergabe oder Bombardement. Man besann sich noch ein Weilchen, stimmte gelindere Saiten an, bat und suchte Zeit zu gewinnen. Blücher aber war unerbittlich. Endlich wurde kapituliert.

Am 9. Juli morgens begann unser Triumphmarsch nach der Hauptstadt Frankreichs. Unser Regiment sah in den nagelneuen Uniformen gar stattlich aus; die Leute waren selbst stolz darauf. Hin und wieder sah man wohl noch einen verbundenen Kopf oder einen Arm in der Binde, allein dies gereichte mehr zur Zierde, als daß es entstellte. Die Versailler mochten Gott danken, als ihre ungebetenen Gäste abzogen!

Nicht vergessen darf ich, ehe ich weiter gehe, einer erneuerten Bekanntschaft, die ich in Versailles machte. Den jetzt allmächtigen Medizinal-Präsidenten und was er sonst noch alles ist, Dr. Nep. Rust, kannte ich bereits als Primärarzt in dem allgemeinen Krankenhause in Wien. Er rivalisierte damals mit meinem gleichzeitigen Lehrer Prof. Kern und wurde eben nicht als ein großes Licht angesehen, wofür er jedoch gelten wollte.

Dies mochte ihn veranlaßt haben, daß er Wien verließ und später in preußische Dienste trat. Davon wußte ich nichts und war nicht wenig erstaunt, als ich nach erhaltenem Befehl, die von mir bisher behandelten Kranken und Blessierten an das Lazarett zu Versailles zu übergeben und mich deshalb an den kommandierenden General-Chirurgus daselbst, als meinen Vorgesetzten, zu wenden, mich bei ihm meldend, das bekannte kugelrunde, dickbeinige, breitköpfige, kupfrig glühende Männchen, kurz Rust vor mir sah, der mir mit der Dose in der Hand und den Worten: „Na, wos schaffens?" entgegentrat. Einesteils freute es mich, einen Landsmann in ihm zu finden, und obgleich ich damals schon vieles von dem österreichischen oder besser Wiener Dialekt abgelegt hatte, erwiderte ich seine Frage in der gleichen Mundart. „O je," rief er, sichtlich vergnügt, „ich glaub, Sie sein a Landsmann! Na, dos gfreut mi! I brauch so a Subjekt, wos i brauchen kann; wollens mei Sekretär sein?"

Ich sagte sogleich zu, und nun ging es an ein Sekretieren, daß es eine Lust war. Er verstand rein nichts von dem preußischen Militär-Hospital-Dienst; ich war sein Faktotum. Schade nur, daß ich ein so schlechter Rechenmeister bin, sonst wären wir die dicksten Freunde geblieben. Das erste nämlich, was ich tun zu müssen glaubte, war, sämtliche Hospitäler (und deren waren 5, nämlich in der Reitschule, in dem Jägerhause, im Ballsaal, in dem Kloster der Barmherzigen Schwestern und ein kleineres in einem Privathause, die ohne die in den Privathäusern verteilten blessierten Offiziere an 1200 Blessierte und Kranke enthielten) zu inspizieren, um mich von ihrer Verpflegung zu überzeugen, dann aber die Anzahl der Kranken summarisch (denn an eine namentliche Liste war in diesem Trubel nicht zu denken) aufzunehmen. Aber schon am dritten Tage wollten meine Zahlen in dem Rapport gar nicht recht stimmen, und bei genauerer Berechnung fand sich ein

error in calculo von bloß 100 Mann, der aus Übersehen einer Null entstanden war. „Eine dumme Geschichte wegen einer Null!“ sagte Rust ganz treuherzig, „aber ich bitt Sie, was hobens denn gerechnet? Dos is ja eine Teufelswirtschaft! Der Rapport is schon ans General-Kommando! Saberlot!“ — Da war freilich nichts zu machen; ich erbat mir und erhielt meine Entlassung von diesem mir ohnedies lästigen Dienste und überließ es ihm, sich über diesen Hiatus zu rechtfertigen, den er, wenn er meinen Rapport genauer nachgesehen, leicht hätte rektifizieren können. Dazu war er aber viel zu bequem.

Während dieser kurzen Funktion hatte ich den Sohn des berühmten Generals York in dem Spital der Barmherzigen Schwestern aufgefunden; einen jungen, liebenswürdigen, hoffnungsvollen Mann, der Offizier bei dem unglücklichen Dragoner-Regiment war und bei der letzten Affäre durch die Brust geschossen worden war. Ich übernahm speziell seine Behandlung; allein seine Wunde war absolut tödlich; schon am dritten Tage starb er in meinen Armen. — Ich nehme nun wieder den abgebrochenen geschichtlichen Faden auf.

Am 10. Juli morgens um 9 Uhr stand unser ganzes Armeekorps in Schlachtordnung vor dem Tore von Paris, welches nach St. Cloud führt. Den Einzug eröffnete ein Husaren-Regiment; ihm folgte Blücher an der Spitze der ganzen Generalität, sowie seines Generalstabes, und, was sonst noch nie öffentlich der Fall war, mit allen Zeichen seiner Würde angetan und in dem möglichst glänzenden Aufzuge. Unserem Regimente wurde die Ehre zuteil, gleich hinter seinem Zuge zu marschieren. Trotzdem daß alles in großer Parade war, hatte man dennoch die Gewehre laden lassen, die Kanonen hatten brennende Lunten, man schien also den Parisern noch nicht recht zu trauen. Das herrlichste Wetter begünstigte unseren Einzug. Ganz Paris schien auf den

Beinen, um zuzusehen. Auf dem Platze Louis XVI. wurde angehalten, Blücher ließ die Truppen vorbeidefilieren. Nun ging der Zug über die Boulevards. Auf dem Boulevard St. Martin trat ein elegant gekleideter Herr, der mehrere Damen am Arm führte und seiner Haltung nach Soldat gewesen sein mußte, an mich heran und fragte, ob unser Regiment zur preußischen Garde gehöre; als ich dies aber verneinte und sagte, es sei bloß ein Linienregiment vom Bülow'schen Korps, da riß er gewaltig die Augen auf und rief mit zusammengekniffenen Lippen: „Parbleu! Es verdiente es wenigstens zu sein." Der gute Mann wußte freilich nicht, wo wir zu den prächtigen Uniformen und Waffen gelangt, und daß sie erst einige Tage alt waren.

Unser Empfang von Seiten der Pariser schien ziemlich kühl; einige Ultra-Royalisten mit unbändigen weißen Kokarden auf den Hüten und handgroßen Lilien in den Knopflöchern abgerechnet, welche „vive le maréchal Blücher" riefen, sah alles ernst oder spöttelnd zu; die meisten kamen bloß aus Neugierde. Deutlich sah man, daß man uns, die Befreier, von ganzem Herzen zu allen Teufeln wünschte.

Die Truppen trennten sich nun; unser und ein Ulanen-Regiment stellten sich auf der Place du Temple auf. Es hieß, wir sollten bei den Bürgern einquartiert werden; allein wir hatten bereits über zwei Stunden in der brennenden Sonnenhitze gewartet, und noch war keine Anstalt dazu getroffen; es hieß, der Magistrat verweigere durchaus die Einquartierung in die Privathäuser und wolle die Truppen in die Kasernen oder in ein Biwak in den Elyseischen Feldern verlegt wissen; seit dem Morgen hatte man sich bereits auf dem Hotel de ville deshalb herumgezankt. Dies erfuhr endlich Blücher, wurde teufelswild, erschien plötzlich auf dem Rathause und erklärte den hochweisen Herren, daß, wenn binnen einer halben Stunde die Einquartierungsbillette nicht aus-

teilt seien, er Befehl geben wolle, daß sich jeder Soldat einquartiere und sonst tue, was ihm gefalle (d. h. — plündern dürfe). Dies wirkte. Unterdes brach ein heftiges Gewitter los, und ein Platzregen jagte die müßigen Gaffer von den Straßen. Wir taten das nämliche mit den Krämern unter der großen Bude am Tempelplatze; wozu sollten wir uns auch vollregnen lassen, da ja unter dem Dache für das ganze Regiment Platz genug war?

Endlich kamen die Quartier-Billete. Die Soldaten wurden nur in die größeren Häuser und zu Abteilungen von mindestens 20 Mann untergebracht. Mein Freund Wolff, ich und 35 Gemeine kamen in das Haus des nachmals so berühmten Dupin[1]). Unser Empfang war wirklich komisch. Bei dem Eintritt ins Haus trat mir, der das Billet hatte, ein vierschrötiger Portier in den Weg und fragte, was wir wollten. Ich erwiderte kurz: „Die Dame vom Hause sprechen!" Das ginge nicht, meinte er. „Es muß aber gleichwohl gehen!" replizierte ich, „sonst! — Jetzt linksum, marsch und gemeldet!" —

In dem Saale, der dem Haustore gerade gegenüber lag, sah man jetzt eine Anzahl Frauenzimmer und Bediente ängstlich herumlaufen; wir besetzten den Hof und das Tor. Da kam Madame Dupin heraus, ihre beiden Söhne an der Hand, zitternd und bebend, und fragte, was wir verlangten. Ihr Zustand dauerte mich, ich beruhigte die ungeduldigen Soldaten, und — um ihr einen besseren Begriff von uns beizubringen — näherte ich mich ihr mit dem bestmöglichen Anstande und machte ihr begreiflich, daß sie die Güte haben möge, uns Quartier anzuweisen, und überzeugt sein könne, daß wir, obgleich sie uns für Feinde ihres Vaterlandes und halbwilde Barbaren ansehe, in unseren Wünschen sehr genügsam sein würden. „Aber, mein Gott," rief sie

[1]) André Marie Jean Jacques, berühmter Jurist, Verteidiger Neys usw. (oder einer seiner zwei Brüder).

etwas beruhigter, „meine Herren, ich weiß ja gar nicht, wie man dies macht; ich habe noch nie Militärs einquartiert!" „Wenn Sie es gütigst erlauben, Madame," gab ich zur Antwort, „dann will ich dafür sorgen; wir wollen, soviel es in unseren Kräften steht, Ihre häusliche Ruhe und Ordnung nicht stören. Ich hoffe auch, daß wir uns bald freundschaftlich verstehen werden; haben Sie nur die Gefälligkeit, mir diejenigen Zimmer zeigen zu lassen, die Sie zur Not entbehren, und in welchen wir die Mannschaft unterbringen können; das Übrige wird sich dann leicht finden." „Kommen Sie," hieß es, „ich will Sie selbst führen; einem so galanten Feinde darf eine Pariser Dame doch wohl nicht weniger galant erscheinen." Damit reichte sie mir die Hand, führte mich in den rechten Flügel des Hauses, zeigte mir einen großen, prächtig möblierten Saal und vier daran anstoßende elegante Zimmer, mit der Frage, ob da die Soldaten untergebracht werden könnten. „Zuviel, Madame," antwortete ich, „die sind gewohnt, sich billiger zu begnügen; der Saal ist groß genug für sie; jedoch die Mahagoni-Möbel und die Fußteppiche genieren; nur etwa 40 Bund Stroh, einige Leintücher und Servietten, und damit ist alles getan! Was nun die übrigen Zimmer betrifft, so sehe ich, daß sie bisher von Damen bewohnt gewesen. Ein Frauengemach aber ist jedem Deutschen heilig; wir halten es für einen Frevel, es ohne Fug und Recht zu betreten! Mein Freund und ich bescheiden uns gerne mit einem Zimmer, das Sie uns anzuweisen für gut finden; lassen Sie den Damen, deren, wie ich gesehen, mehrere im Hause sind, den ungestörten Genuß ihrer bisherigen Wohnung und seien Sie versichert, sie sollen darin auf keine Weise gestört werden!"

Mit jedem Worte, das ich sprach, klärte sich das Antlitz meiner in der Tat sehr liebenswürdigen Wirtin mehr auf, mit vieler Grazie lächelnd lispelte sie mir zu: „Mon cher barbare, vous

êtes un galant petit polisson!“ und drückte mir freundlich die Hand, die ich, natürlich mit allem möglichen Anstande, zu küssen nicht vergaß. Alles geschah, wie ich es angeordnet, und alles war auch mit der Anordnung zufrieden.

Ich müßte nicht in Wien in höheren Zirkeln mich umgesehen und noch etwas Routine besessen haben, wenn ich jetzt nicht gewußt hätte, auf welchen Fuß ich mich in der jetzigen Lage stellen müsse, um mich in der guten Meinung zu erhalten, die man von mir und überhaupt von den Deutschen gewonnen zu haben schien. Durch einen Bedienten ließ ich, nachdem wir uns umgekleidet hatten, bei der Dame vom Hause anfragen, ob mein Freund und ich ihr, sowie ihrer respektablen Familie unsere Aufwartung zu machen die Ehre haben könnten. Die Antwort lautete: „Es würde viele Freude gewähren, die charmanten Gäste zum allgemeinen Souper um 9 Uhr zu empfangen.“ Wir erschienen und wurden mit der gefälligsten Zuvorkommenheit empfangen. Die Familie, welche bei unserem Ankommen geflohen und sich verborgen hatte, weil man ihr Gott weiß welche Begriffe von der Roheit, Gemeinheit und Brutalität der Preußen beigebracht, war jetzt ganz versammelt und bestand aus drei Söhnen und drei liebenswürdigen, etwas erwachsenen Töchtern, wovon die mittelste, Virginie, ein gar holdes, liebes Ding, mit hellen Taubenaugen und rabenschwarzem Lockenköpfchen, mich besonders in Affektion zu nehmen schien. Allmählich wurde die Unterhaltung lebhafter, zuletzt unbefangen heiter; ich sah, daß ich es mit fein gebildeten Menschen zu tun hatte und richtete mich auch darnach. Am schlimmsten kam Wolff dabei weg, der die französische Sprache nicht verstand, sie auch nicht erlernen wollte; er mußte sich durch Essen und Trinken für die mangelnde Unterhaltung entschädigen. Man frug mich, ob ich etwa auch musikalisch sei. Ein wenig, erwiderte ich, aber desto mehr liebe ich die Musik. Sogleich war man

bereit, meinen Wunsch zu befriedigen; im Augenblick war ein Quartett zusammen, zwei der Söhne spielten Violine, einer Violincell, und Virginie setzte sich an den vortrefflichen Flügel. Dieses Mädchen war nicht allein die schönste von den Schwestern, sondern hatte auch die lieblichste Stimme.

Ich besaß damals noch eine ziemliche Gewandtheit und Fingerfertigkeit im Klavierspiel, sowie mein musikalisches Gedächtnis bis jetzt noch so gut ist, daß ich fast die meisten Opern, die ich bis jetzt gehört oder einige Male durchgespielt, von Anfang bis zum Ende auswendig herspielen und singen kann, wobei mir aber natürlich die Kenntnis des Generalbasses sehr zu statten kam. Nicht ganz frei von einiger Schelmerei und Eitelkeit, um zuerst zu täuschen und dann plötzlich zu überraschen, aber auch um zu prüfen, wie weit die Wahrheitsliebe und Musikkenntnis meiner Wirtsleute gehe, setzte ich mich auf ihre Aufforderung, auch ich solle etwas spielen, an den Flügel und spielte „Unser Vetter Michel" mit einer so schülerhaften Ungeschicklichkeit als nur möglich; aber keine Miene von Spott oder Tadel verzog sich; nur Virginie lächelte über meine komische Fingersetzung. Ich frug nun Madame, was sie von meinem Spiel halte? Ganz bescheiden und treuherzig erwiderte sie, mein Talent bedürfe wohl noch besserer Ausbildung. „Das soll es auch, und unter Aufsicht eines so wahrheitsliebenden Kunstrichters sogleich." Damals war in Paris eine freie Phantasie auf gegebene Themata etwas Unbekanntes, Unerhörtes, man begriff nicht, wie man aus dem Kopfe und ohne Vorbereitung ohne Noten zwei bis vier Melodien von völlig verschiedener Gattung in ein Ganzes verarbeiten und durchführen könne. Ich sagte daher, „Unser Vetter Michel" sei ein so einfältiges Ding nicht als er es scheine, und es ließe sich aus ihm, wenn er in französische Gesellschaft komme, noch etwas machen; drum möge man mir zwei oder drei be-

kannte Lieder nach Willkür aufgeben, diese würde ich mit dem Michel kopulieren und man würde sehen, daß sich hier wenigstens der plump-ehrliche Deutsche mit den leichtfüßigen Franzosen gar gut verstehen und ausnehmen würde. Man wußte nicht, sollte man dies für Scherz oder Ernst nehmen; denn im Ernste schien ihnen dies, besonders nach der abgelegten Probe meines Spiels, unmöglich. Doch ich drang darauf, und so wählte man die bekannten Lieder „Vive le Henri IV" und das bekannte Trällerliedchen der Aschenbrödel. Nachdem ich einige Augenblicke nachgedacht und die drei Melodien kontrapunktorisch vereinigt, begann ich mit einem grandiosen Andante, verband damit einen Bach'schen schweren Fugensatz, spielte dann in einem Allegretto alle drei gewählten Melodien zuerst einzeln durch, und hierauf arbeitete ich in einer Sonate alle drei zusammen. Mit jedem Takte wuchs das Erstaunen. Am Schlusse sagte Madame Dupin: „Sie böser Mensch, Sie haben uns hintergangen!" Und Virginie: „Sie sind recht häßlich; jetzt stehen wir als Stümper vor Ihnen!" „Nun, schöne Virginie," war meine Antwort, „Sie sind ungerecht; Sie haben bloß gesehen und gehört, bis zu welchem Grade selbst einen deutschen Tölpel die Gegenwart einer so lieben, nachsichtsvoll gerechten Gesellschaft begeistern kann; denn ich gebe Ihnen die Versicherung, wenn Madame mir über meine frühere Stümperei nicht die Wahrheit gesagt hätte, würde ich keine Taste mehr angerührt und lieber für einen einfältigen Stümper gegolten haben!" „O pfui," rief Virginie, „keinen Spott! Bitte, lieber Spiel!" Wer hätte dem holden Kinde etwas abschlagen können? Ich spielte bis um 12 Uhr, wo Herr Dupin nach Hause kam. Er war zwar über die neuen Gäste etwas betreten, allein nachdem wir ihm durch Madame auf die vorteilhafteste Weise vorgestellt worden, wurde er ebenso freundlich als seine übrigen Familienglieder.

Ich kann versichern, daß die Tage, die ich im Kreise dieser

lieben und achtungswerten Familie zubrachte, zu den schöneren meines Lebens gehören; ich wurde gleichsam als ein Glied derselben angesehen. Wir waren keine Feinde, keine Halbwilden mehr, sondern Freunde, die zwar als blinde Werkzeuge der Macht dem Ganzen zur Last fielen, aber diese Last dem einzelnen auf die schonendste Weise zu mildern wußten.

Den meisten Spaß machte es, wenn Madame Dupin und ich uns wechselweise, sie mich in der französischen, ich sie in der deutschen Sprache unterrichtete. Die meiste Mühe kostete sie das Aussprechen des deutschen H; und über ihr Aussprechen des Wortes „Lichtputzer" lachten wir uns herzlich satt. Es war ihr platterdings unmöglich. Obgleich sie eine vielseitige literarische Bildung besaß, kannte sie von deutscher Literatur so gut wie gar nichts und wollte es kaum glauben, daß wir Deutschen in der klassischen Ausbildung die Franzosen bereits weit überflügelt hätten. Zum Beweise übersetzte ich ihr so gut als möglich einige Stellen aus Schillers Jungfrau von Orleans und aus seinen Gedichten. Sie war ganz entzückt von deren Schönheit, von dem hohen Schwung, von der Reinheit und moralischen Kraft der Ideen und wünschte nur deutsch zu können, um sie im Originale zu verstehen. Dadurch bekam auch die ganze Familie eine ganz andere Meinung von den Deutschen.

Ein Auftritt mit ihr setzte mich in eine nicht geringe Verlegenheit. Fast unter allen Soldaten hatte das Wort Tric-trac, welches doch bloß Damenspiel bedeutet, eine höchst obscöne, wenigstens ominöse Bedeutung; das wußten die Tausende von Pariser Buhldirnen gar wohl und lockten damit in ihre Netze. Mehr französisch brauchte ein Soldat nicht zu wissen und zu sprechen, man verstand sich über dieses Polytheton gar leicht. Eines Abends war die Familie bis auf Madame Dupin und Virginie abwesend in einer Gesellschaft; sie beide, ich und Wolff,

saßen in einem Nebenzimmer; ich auf einem Sofa neben Virginie, dieser neben Madame vor dem Tisch. Die Unterhaltung schien trocken werden zu wollen, weil Wolff keinen Anteil daran nehmen konnte. Die gefällige Dame, voraussetzend, daß er das Damenspiel kenne, wobei nicht viel zu sprechen nötig ist, wandte sich an ihn mit der Frage: „Jouez-vous le tric-trac, Monsieur?“ Dieser ganz verdutzt, sah mich an, begann zu lachen und rief: „Nun, Freundchen, da hast du die Bescherung von der gerühmten Züchtigkeit! Kaum sind wir allein, ist das Weib kuttentoll!“ Ich hätte in den Erdboden versinken mögen, aber noch schlimmer wurde es, als Madame mir zurief, auch mit Mademoiselle Virginie eine Partie tric-trac à deux zu machen. Da brach Wolff trotz meiner mißbilligenden Blicke und Winke in ein helles Gelächter aus; ich wurde feuerrot vor Scham und Indignation; die Frauen sahen sich und uns befremdet an; Virginie frug mich ganz unschuldig, was dies zu bedeuten habe, ob sie vielleicht etwas Unrechtes gesagt habe. Ich war fast keines Wortes mächtig, sondern ergriff das schöne Händchen und stotterte: „Meine teure Freundin, es ist bloß ein Mißverständnis von Seiten meines Freundes!“ Dies fühlte die Mutter auch, und um diesem ein Ende zu machen, schellte sie nach einem Bedienten. Ehe dieser kam, platzte Wolff los: „Da siehst du es, erst kuppelt sich die Mutter an mich, dann kuppelt sie vollends auch noch die Tochter an dich! Das heiß' ich Pariser Galanterie! Und das alles so ohne Umstände!“ Aber er machte ganz andere Augen, als der Bediente zwei Damenbrette hereinbrachte, eines ihm und das andere mir vorsetzte, und die Dame unbefangen sagte: „Voilà le jeu de tric-trac!“ Nun war das Lachen am Ende. Virginie, das gute Kind, wollte nun den Zusammenhang des Mißverständnisses von mir wissen; allein wie konnte ich dies tun? Ich befriedigte sie mit der kurzen Erklärung, jenes Wort habe in der

russischen Sprache eine ominöse Bedeutung, die ich selbst nicht genau kenne; sie sah mich schelmisch ungläubig an, und die Sache war abgetan.

Durch Vermittlung dieser Familie machte ich mehrere interessante und angenehme Bekanntschaften, namentlich die des berühmten Schauspielers Talma, der Hausfreund war, des berühmten Professors Dupuytrin (Chirurg) und der höchst achtbaren Familie Daubrin, die ich dadurch sehr verpflichtete, daß ich sie durch ein entschlossenes Verfahren von einer eigenmächtigen Einquartierung, bestehend aus 25 Landwehrmännern, sogenannten Wasserpolacken, rohen, ungezogenen Menschen, befreite.

Fast unter anhaltenden Vergnügungen und Zerstreuungen verflossen mir die 16 Tage meines Aufenthaltes in diesem Hause. Er hätte mir sowie Virginie leicht gefährlich werden können, wenn er noch länger gedauert und mich nicht Dankbarkeit und Hochachtung vor Übereilung und Unbesonnenheit bewahrt hätte.

Unterdessen wirtschaftete Blücher als unumschränkter Herr und Eroberer in Paris auf echt militärische Weise, und der Himmel weiß, was noch alles geschehen wäre, wenn ihm die unzeitige und unerwünschte Ankunft des Königs nicht in die Quere gekommen wäre, der in seiner Milde sich erbitten und erflehen ließ. Es waren bereits Minen gelegt, um die Brücke von Jena, sowie den Triumphbogen, worauf die Siegesgöttin vom Brandenburger Tor in Berlin zu stehen kommen sollte, in die Luft zu sprengen; die Stadt sollte eine ungeheure Kontribution (man sprach von 100 Millionen Franks) bezahlen, alle Denkmäler der früheren Siege über die Deutschen sollten zerstört, die geraubten Kunstschätze zurückerstattet, alle Waffen ohne Ausnahme abgenommen und nach Deutschland gebracht, eine bedeutende Anzahl von Geiseln aus den vornehmsten und reichsten Kreisen der Stadt nach Magdeburg geschickt und die ganze Armee neu

uniformiert werden. Alles dies und noch so manches andere unterblieb oder wurde gemildert. Die Jenaer Brücke blieb stehen und bekam nur einen anderen Namen, am Triumphbogen wurden bloß die Inskriptionen zerstört, der venetianische Triumphwagen von dem Bogen auf dem Carousselplatze abgenommen und das Museum unter die Beteiligten verteilt, wobei es leicht zu blutigen Auftritten hätte kommen können, wenn nicht unsere Kanonen und Bajonette Respekt eingeflößt und die Pariser einiger gewesen wären. Man sagt: alle diese Milderungen verdanke Paris den Vorstellungen und Bitten der Marschallin Ney, einer liebreizenden Frau. Ist dies wahr, dann haben ihr die Bourbonen für diesen großen Dienst schlecht gedankt (was bei ihnen allerdings nichts seltenes ist und war), indem sie ihren Gatten bloß darum, weil er seinem Kaiser und Vaterlande treu blieb und tapfer war, ohne Fug und Recht mordeten!

Als Blücher die Ankunft des Königs und die letzterwähnten Modifikationen erfuhr, soll er wütend ausgerufen haben: „Ich bin König von Paris, hier hat kein anderer zu befehlen! Mir hat man die Gewalt freiwillig in die Hand gelegt; ich habe mein Wort gelöst, Paris erobert und will sehen, wer befehlen will, bevor ich nicht darauf verzichte! — Werden die Franzosen jetzt nicht so klein gemacht, daß sie kaum satt Brot haben, haben wir sie in einem Jahre wieder am Rhein! Und wofür haben wir uns denn geschlagen? Was haben wir nicht alles gelitten?" — Er hatte sehr Recht! Das sah auch der König ein, und um den großen alten Helden milder zu stimmen und zu beruhigen, ging der König selbst zu ihm nach St. Cloud. Der Graubart brummte zwar, aber er gab nach.

Ein großes Aufsehen erregte damals die Einkerkerung großer Männer und tapferer Soldaten durch das neue bourbonische Gouvernement, namentlich die des Postministers Lavalette und

des Marschalls Ney, während solche Verräter und Meineidige wie ein Bourmont, Marmont, Mortier, Savary, Fouchet, Victor und viele andere — die während der Glanzperiode wie Würmer vor den Füßen ihres Kaisers krochen, ihn im Unglück schurkisch, feig verließen und verrieten — in Ruhe gelassen wurden. Selbst die gemeinen Soldaten unserer Armee waren über solche Schändlichkeiten und Ungerechtigkeiten empört. Namentlich durfte sich Bourmont nirgends sehen lassen, ohne zu gewärtigen, daß die erste beste preußische Schildwache, der er begegnete, vor ihm ausspie und sich dann umdrehte, als bemerke sie ihn nicht.

Noch abscheulicher und die Gemüter empörender waren das Verfahren und die Machinationen der Bourbonen, auf Talleyrands Vorschlag, gegen die Kaiserin Marie Louise. Alles Naturgefühl, alles Naturgesetz mit den Füßen tretend, nicht zufrieden, ihr alles geraubt zu haben, riß man ihr ihr einziges Kind vom Busen. Dies bleibt, die Politik mag dagegen sagen, was sie will, ein verabscheuungswürdiger, unmenschlicher Streich, ein Schandfleck in der Geschichte für diejenigen Machthaber (selbst ihren Vater nicht ausgenommen), die ihn auch nur zuließen. Wer sich rein fühlt, werfe den ersten Stein auf diese unglückliche Fürstin, weil sie durch Gewalt das ward, was sie später geworden!

Es war überhaupt damals eine seltsame Wirtschaft. Ein Teil der Einwohner, namentlich die des Faubourg St. Germain, wollte mit einem Male alles wieder so haben, wie es zu ihrer Zeit, d. h. vor etwa 50 Jahren gewesen; jeder lumpige, feige Emigrant erhob unerhörte Ansprüche, jeder schlechte Kerl, der während des Kaiserreiches oder der Republik gesetzliche Strafen oder die verdiente Geringachtung erleiden mußte, sah sich jetzt für einen politischen Märtyrer an und machte die unverschämtesten Forderungen auf Belohnung; manche dieser feigen Puderquasten, die schon bei dem Anblick eines Knopfes, auf dem ein

N oder der Adler stand, vor Schreck bebten und vielleicht selbst das ominöse N aus dem Alphabet hätten streichen mögen, um nur ja nicht daran erinnert zu werden, sahen sich nach einer Hintertür um und hatten eine kaiserliche Uniform oder wenigstens Kokarde bereit, um sich augenblicklich dahinter zu bergen; aufgeblasene Strohköpfe, die nicht wert waren, einem kaiserlichen Grenadier den Tornisterriemen zu schnallen, schrien: „Ohne lettres de cachet, ohne Bastille kein Heil für Frankreich, der Adel ist das wahre Frankreich, der Bürgerkanaille müssen die Flügel gestutzt werden! Nieder mit den Emporkömmlingen! Hoch lebe das ancien régime! Zum Teufel mit aller Freiheit!" Dagegen verlor mancher rechtschaffene Beamte, mancher brave Soldat seine Stelle, seinen Lebensunterhalt und konnte mit Weib und Kindern, mit Bettelstab oder Krücke Brot suchen, das ihm ein nichtswürdiger Speichellecker entzogen; wo man nichts Schlimmeres tun konnte, wurde mancher Ehrenmann mit Hohn und Schimpf verfolgt.

Hunderte von Beispielen, die das Menschengefühl empören, könnte ich als Belege dieser Grausamkeiten und Schändlichkeiten anführen. Hier nur eines: Ich saß eines Nachmittags mit einer Gesellschaft von Offizieren in dem Garten des Palais royal bei einer Flasche Wein, da näherte sich uns mit sichtbarer Verlegenheit und ängstlich umherblickend, ob er nicht bemerkt werde, ein schon stark bejahrter Mann, mehrere Narben im Gesicht, drei Finger der rechten Hand abgehauen und ein Bein lahm, in einem abgetragenen Überrock, unter welchem man aber eine Stabsoffizier-Uniform bemerkte, und bat uns um ein Almosen. Dies erregte unser Erstaunen. Da ich von uns allen noch am besten französisch sprach, nahm ich das Wort und frug ihn, wie das komme, daß er bei uns, bei seinen Feinden, eine Unterstützung suche. „Weil Sie Soldaten sind, und ich weiß, wie ein rechtschaffener Soldat über den besiegten Feind denkt," erwiderte er

mit fester Stimme. „Aber warum wenden Sie sich denn nicht an Ihr Gouvernement? Es ist ja eine Schande für alles Militär, daß ein alter Soldat, zudem noch Offizier, wie ich merke, betteln geht, überdies bei den Feinden seines Vaterlandes?" fragte ich. „Die Schande fällt auf diejenigen, welche den alten Soldaten eben, weil er brav war, dazu zwingen, und der Bissen Brot, den mir ein edelmütiger Feind, ein braver Soldat reicht, ist mir lieber, als der Gnadensold, den man mir wie einem bösen Hunde zuwirft, um ihn desto leichter in Ketten zu legen," war seine Antwort. „Sie sind verabschiedet, hat man Sie denn nicht pensioniert?" „Nein, man hat mich geradezu fortgestoßen und mir nichts gelassen, als einen unbescholtenen Ruf, meinen verkrüppelten Körper, diese traurigen Zeichen" (zwei Orden vorzeigend) „einer besseren Zeit und eine Gattin mit 4 Kindern, die schon seit 3 Tagen ohne Obdach, ohne Nahrung herumirren; kaum, daß man mir noch das sieche Leben gönnt!" Und nun erzählte er, daß er 23 Jahre lang gedient, sich von der Pike auf bis zum Colonel emporgeschwungen, natürlich kein anderes Gewerbe kenne, bei seiner Krüppelhaftigkeit auch keines anfangen könne, daß er bereits vergeblich seine Freunde und Bekannten um Hilfe angesprochen, daß einige derselben mit eigener Not kämpfen, andere ihn gar nicht erkennen wollen, noch andere ihn wie einen Pestkranken fliehen oder ihm gar scheltend die Türe vor der Nase zuschlagen, um nur ja nicht als Freunde der Napoleonisten zu gelten." — Das war hart! Das Unglück, die würdige Haltung des alten Mannes erweckten unsere innigste Teilnahme; gerne hätten wir ihm dauernd geholfen, denn mit ein paar Louisdor war hier nichts getan, auch empörte sich unser Gefühl dagegen, daß er ferner solle betteln gehen. Wir beratschlagten, was zu tun sei. Da rief der Kapitän von Dubitsch: „Wenn er sich entschließen könnte, ein bürgerliches Gewerbe zu betreiben, so könn-

ten wir wohl helfen." Er erwiderte: „Jedes, wenn es nur ehrlich ist." Es wurde nun beschlossen, in der rue du temple, wo die meisten preußischen Militärs wohnten, eine Restauration einzurichten, für deren Frequenz wir sorgen wollten. „Unglück und redlicher Erwerb schändet nicht," rief der Mann, indem ihm Tränen des Dankes über das benarbte Gesicht perlten, „von nun an bin ich Ihr Gastwirt, meine Herren!" Wir nötigten ihn, sich zu uns zu setzen; er brachte den Toast aus: „Allen braven Soldaten! — allen edelmütigen Feinden! — allen Menschenfreunden!"

Zufällig gingen einige solcher Herren vom ancien régime mit ihren Haarbeuteln, chapeau bas und Stahldegen, von Wohlgerüchen duftend, vorbei und machten einige spöttelnde Bemerkungen über die Schmarotzerei des Napoleonisten bei den Preußen. „Sehen Sie, meine Herren Kameraden," rief dieser, „nicht einmal dies erbettelte Glas Wein gönnen mir diese duftenden Zuckerpuppen, die ich noch vor wenigen Wochen für zu erbärmlich hielt, um sie unter die Guillotine zu bringen; aber ich will mir meine Freude nicht vergällen lassen, Weib und Kinder sollen Anteil daran nehmen!" Damit stürzte er fort, unter die Kolonnaden. Unterdes veranstalteten wir eine Kollekte; mehrere andere anwesende preußische Offiziere steuerten bei, und in noch nicht einer Viertelstunde hatten wir 22 Napoleondor und 40 Fünffrankentaler beisammen.

Da kam der arme Mann, seine von Gram, Kummer und Hunger blasse und abgehärmte Familie am Arm. Wir hatten Mühe, uns ihren Danksagungen schicklich zu entziehen, um nicht Aufsehen zu erregen. Es geschah, was wir beabsichtigten, und ihm sowie den Seinigen war geholfen. Fast das ganze Offizierkorps unseres Regiments speiste morgens und abends bei ihm; er richtete sich nach unserer vaterländischen Sitte ein und hatte sich in kurzem ein beträchtliches Vermögen erworben. Zwei Monate später suchte

ich ihn wieder auf; er hatte bereits ein großes Kaffeehaus und Estaminet eingerichtet und stand sich sehr gut. Er hieß Lechalier.

Es scheint, alles Unglück, welches die Bourbonen bereits erlitten, macht sie nicht klüger; sie können oder wollen nicht einsehen, daß das Frankreich des 19. Jahrhunderts nicht das des 17. ist. Bei all seiner Klugheit und unbezweifelten Herzensgüte scheint Ludwig XVIII. nicht frei von diesem Vorwurfe gewesen zu sein. Er tat es keiner Partei recht. Die Royalisten schrieen, er täte zu wenig (für sie nämlich) und zuviel für die Napoleonisten und Liberalen, weil er menschlich sein wollte; diese, der Schmach, der Verfolgung, dem aristokratischen Übermute preisgegeben, hatten eben auch nicht Ursache, ihn zu preisen. Und so gab es Unfrieden von beiden Seiten, Inkonsequenzen und Fehlgriffe in allen Zweigen des Staatshaushaltes. Allgemeines Mißtrauen, Zwietracht, das abscheuliche System der Proskriptionen, Verfolgungen, Intriguen usw. waren die Folgen davon. Man hatte zuletzt mehr Zutrauen zu den anfänglich so sehr verhaßten Preußen, die wenigstens als Feinde konsequent handelten, als gegen die eigenen Landsleute. Zuletzt hielt sich niemand in seiner persönlichen oder Eigentumsfreiheit mehr sicher, und es fehlte nicht viel, daß es zu blutigen Auftritten kam.

In Chartres.

Abmarsch in die westlichen Provinzen. — In Chartres. — Fanatischer Haß der Einwohner. — Ich rette meinen Freund Wolff aus seiner gefährlichen Lage. — Ein tragischer Vorfall. — Bülows Treibjagd. — Um ein Haar erschossen. — Der Aufstand in Chartres. — Unsere damalige Lage. — Das Komplott wird durch ein Kind verraten. — Die Einzelheiten des Komplotts. — Gegenmaßnahmen. — Die Bestrafung der Schuldigen. — Friede. — Abstecher an die Küste. — Ich will nach London. — Beim Spiele gerupft.

Mitten aus diesem tollen Treiben der Parteien riß uns der Befehl zum Abmarsch nach den westlichen Provinzen von Frank-

reich. So erwünscht er auch den meisten, selbst mir kam, so schwer wurde mir das Scheiden von dem mir so teuer gewordenen Hause der Familie Dupin. Alle, zumal Virginie, waren bei meinem Abschiede betrübt, und ich mußte ihnen versprechen, sie noch einmal zu besuchen, ehe ich wieder in die Heimat zurückkehrte.

In Chartres angelangt, wurden wir bei den Bürgern einquartiert. Ich und Wolff lagen zusammen bei einem reichen Hagestolz, Herrn Garnier, wo wir es uns ganz vortrefflich sein ließen oder, wie man zu sagen pflegt: wir lebten wie Gott in Frankreich. War man schon in Paris gegen die Preußen eingenommen, hier war es noch viel schlimmer; die Einwohner, insgesamt wütende Ultra-Napoleonisten, haßten uns von ganzer Seele; es war auf keine Weise möglich, mit einem derselben in ein leidlich geselliges Verhältnis zu treten; man sah es ihnen an, daß sie uns gar zu gerne niedergemetzelt hätten; auch mußte man in der Tat vor ihnen auf seiner Hut sein, und abends ging keiner von uns aus, ohne gut bewaffnet zu sein. Trotzdem fanden häufig Meuchelmorde statt, und auf den Dörfern wurden diese so häufig, daß Bülow sich veranlaßt fand, zu strengen Maßregeln zu schreiten; es wurde nämlich Befehl gegeben (und in zwei Dörfern, wo dies dennoch geschah, auch vollzogen), jedes Dorf, in welchem ein preußischer Soldat ermordet würde, ohne Gnade niederzubrennen. Ja, der fanatische Haß ging so weit, daß selbst evident liederliche Dirnen mit uns nichts zu schaffen haben wollten, außer, um Unbesonnene irgendwo hin zu locken und dann heimlich zu erdolchen.

Meinem Freunde Wolff wäre dies beinahe widerfahren, wenn ich ihn nicht noch zeitig genug gerettet. Er pflegte nämlich öfter nachmittags ein vor der Stadt isoliert und versteckt gelegenes Kaffeehaus zu besuchen, in dem sich eine allerliebste Cafetière von zweideutigem Ruf befand. All mein Warnen war vergebens.

Eines Tages blieb er bis zum Anbruch des Abends aus; dies beunruhigte mich, und in der richtigen Voraussetzung, daß ihm etwas Übles zugestoßen sein müsse, bewaffnete ich mich schnell, lief auf die Hauptwache, nahm sechs Mann mit und drang in jenes Haus; schon beim Eintritt hörten wir Tumult und dazwischen Wolffs Stimme; wir brechen die verschlossene Zimmertüre auf und finden ihn gegen die Wand gelehnt, sich mit dem Säbel gegen zwei bewaffnete Kerle und gegen jenes Mensch, die ein Messer in der Hand hielt und ihm bereits zwei Stiche damit in den linken Arm versetzt hatte, verteidigend. Es war nicht möglich, der Wut der über diesen Anblick empörten Soldaten Einhalt zu tun; ein Bajonettstoß streckte die Dirne tot zu Boden, einen der Kerle töteten unzählige Stiche, der zweite war durch das Fenster entwischt. Die Leichen wurden in die am Hause vorbeifließende Eure geworfen. Auch hier hatte sich Wolff durch die Dirne kirren lassen, mehr getrunken als er sollte, und in diesem Zustande hoffte man ihn desto leichter zu spedieren, was auch gewiß geschehen wäre, wenn wir nur einige Augenblicke später gekommen wären.

Überhaupt traute man dem ganzen Departement der Eure und Loire nicht, und daß man dazu Ursache hatte, wird sich sogleich zeigen. Alle Wachen und Posten zogen mit geladenen Gewehren auf; vor der Hauptwache standen zwei, auf dem Boulevard vier geladene Kanonen mit brennenden Lunten, auf allen Anhöhen in der Umgebung waren Lärmstangen errichtet; Kavalerie-Patrouillen durchzogen Tag und Nacht die Stadt und benachbarte Landschaft. Man hatte zwar in Erfahrung gebracht, daß auf einem nahen, zwischen Büschen versteckten Landhause, das einem gewissen Pelletier gehörte, zuweilen Zusammenkünfte von Einwohnern stattfänden und schloß daraus auf irgend ein Komplott, allein man konnte nicht dahinter kommen; es hieß,

dies wären Freimaurer-Zusammenkünfte. Dennoch wurden sie verboten.

Jetzt hatten wir wieder faule Tage. Wolff und ich brachten unsere Zeit mit Schreiben, Singen, Essen, Trinken, Spazierenreiten, Baden, Damenspielen, und einen großen Teil des Tages mit Schlafen hin, denn die Hitze am Tage war für uns Nordländer so drückend, daß wir auch nichts anderes tun konnten als schlafen. Diejenigen, die es dennoch wagten, des Mittags auszugehen, bekamen meistens eine Hirnentzündung durch Sonnenstich. Wenn es die Witterung gestattete, ging ich zuweilen auf die Jagd, die hier sehr ergiebig ist, und nahm dazu den Apotheker Charles mit, einen rechtschaffenen Mann und leidenschaftlichen Jäger. Ich kam ihm sehr gelegen, denn da jedem Franzosen Jagen und Waffentragen streng untersagt war, so konnte er nur mit mir auf die Jagd gehen. Ein Sturz mit dem Pferde, wie es deren wenige gibt, schien mir anzudeuten, daß ich zum Sterben noch nicht reif sei, denn es ist unverständlich, wie ich dabei mit dem Leben, und noch dazu unverletzt, davonkam.

Der Geburtstag unseres Königs war für uns ein schönes, wichtiges Fest. Unser Regiment erhielt nämlich neue Fahnen, deren Spitzen zum Zeichen ganz besonderer Auszeichnung, und daß es jedermann verdient, mit einem eisernen Kreuz-Orden 1. Klasse geziert waren; zugleich wurde es auf Bülows Befehl von der Bürgerschaft auf dem freien Boulevard vortrefflich gespeist.

Am folgenden Tage ereignete sich ein tragischer Vorfall. Wir hatten nämlich Rekruten aus der Heimat und Ersatzmannschaft bekommen; dabei befand sich auch ein blutjunges, adelsstolzes, freches, putziges frischgebackenes Leutnantchen, welches eben die Kadettenschule verlassen und glauben mochte, wir lebten noch im vorigen Jahrhundert, in der herrlichen Zeit der Stock-

prügel, und unsere braven Soldaten ließen sich von dem kleinen Tyrannen so behandeln wie die Hunde auf seines Papas Gute. Ein alter, würdiger Unteroffizier, ein ausgezeichnet tapferer Soldat, der längst schon Offizier gewesen wäre, hätte er nur etwas lesen und schreiben gekonnt, zudem noch allgemein verehrt und geliebt und mit vier Verdienstorden geziert, der beste Exerziermeister im Regiment, ein geborener Ungar, Keledjy mit Namen, bekam den Auftrag, die neuen Soldaten einzuexerzieren.

An diesem Tage morgens fand dies auch statt; jener aufgeblasene Milchbart mußte auch zugegen sein, nicht aber um zu befehlen, sondern um noch zu lernen. Keledjy ließ nun eines der schwierigeren Manöver ausführen, es ging nicht, ebensowenig das zweite Mal; da kam jener Leutnant gelaufen und versetzte einigen Rekruten, die zu sehr aus der Linie geraten waren, Faustschläge und Fußtritte und rief: „Korporal! Haue Er auf die verfluchten Rindviecher los!" „Verzeihung, Herr Leutnant," erwiderte dieser mit verbissenem Ingrimm, „davon steht nichts in meinem Reglement! Ich habe in mehreren Schlachten ganze Kompagnien, selbst ein Bataillon, kommandiert, aber nie dergleichen gebraucht; nur Degradierte dürfen geschlagen werden, ein ehrlicher Soldat aber nicht!" — „Ich befehle es Ihm aber!" rief das Bürschchen giftig und sprudelnd wie ein Hamster. Keledjy erwiderte aber ruhig: „Herr Leutnant, mein König nennt mich Sie, und ich kann von Ihnen das nämliche Prädikat verlangen, übrigens hier haben Sie mir nichts zu befehlen." „Wie? Was? Er verfluchter Korporal? Er will noch räsonnieren?" schrie der Leutnant vor Wut beinahe erstickt, riß seinen Degen aus der Scheide und versetzte dem Unteroffizier zwei flache Hiebe über das Gesicht. Braunrot vor Zorn über diesen Schimpf ergriff Keledjy hastig sein Gewehr, ein Bajonettstoß, und der freche Bursche stürzte mitten durchs Herz getroffen tot zu Boden. —

Der Vorfall machte großes Aufsehen; jedermann bedauerte den braven Unteroffizier; allein er mußte vor ein Kriegsgericht gestellt werden, und dieses konnte nicht anders, als die Todesstrafe über ihn erkennen. Alle Offiziere, selbst Bülow, wandten sich bittend an den König um Begnadigung, und sie langte nach drei Tagen auch an; Keledjy wurde in Freiheit gesetzt und stand jetzt womöglich in noch größerer Achtung, weil er die Verunglimpfung der Soldatenehre so entschlossen gerächt hatte.

In dieser Zeit hatte Bülow ein großes Treibjagen, nicht ferne von Chartres veranstaltet, an welchem alle preußischen Offiziere und Kombattanten teilnehmen konnten, die nicht gerade im Dienste waren; es erschienen an 300 Jäger, und ein ganzes Bataillon Infanterie wurde zum Treiben verwendet. Die Jagd dauerte zwei Tage, es wurde aber herzlich schlecht, daher auch sehr wenig geschossen. Bei dieser Gelegenheit erlebte ich ein seltsames Jagdabenteuer. Leutnant Schadow und ich hatten den Posten an einem Hohlwege, der rechts von einer Baumhecke eingeschlossen war, hinter welcher ein großer, offener Gemüsegarten lag, der noch nicht von Jägern besetzt worden war. Ich veranlaßte ihn, in den Garten zu gehen, weil bei dem Treiben leicht das Wild hier entwischen könne, und bezeichnete ihm einen Punkt, wo ich stehen bleibe, damit er nicht dahin schieße — ein Loch in der Baumhecke, durch welches ich den weiten Garten übersehen und zugleich meine Aufmerksamkeit auf den Hohlweg richten konnte. Wir schieden voneinander. Bald darauf hörte man Hundegebell. Ich war verdrießlich, noch nicht zum Schuß gekommen zu sein und nahm mir vor, auf alles zu halten, und wenn es auch nur eine Katze wäre. Glücklicherweise stand ich tiefer im Hohlwege als das Heckenloch lag, vor dem ich dicht stand. Ein Schuß fällt, mit ihm auch zerfetzt mein Hut vom Haupte, und gleich darauf springt ein Hase über mich hinweg, nach welchem

Schadow in der Hitze geschossen, ohne an mich zu denken. Einen Zoll tiefer, und mein Kopf hätte wahrscheinlich das Schicksal des Huts erlitten. Was ich dem Leutnant für ein Kompliment über seinen Schuß machte, läßt sich denken; anfänglich hatte ich indes große Lust, gleiches mit gleichem zu vergelten; dann hätte ich zwei Hasen mit einer Ladung und, ich bin überzeugt, den letzten sicher getroffen.

In der Stadt waren um die Zeit, wo diese Jagd stattfand, außer den Wachen und Posten, die zusammen nur eine Kompagnie Infanterie und eine Eskadron Ulanen ausmachten, fast alle Militärs außer Tätigkeit und ihrem Vergnügen nachgegangen und zerstreut. Da war es der Augenblick, wenn etwas Feindliches gegen uns unternommen werden sollte, loszubrechen; allein glücklicherweise hatte Eigensinn und Wahn unsere Feinde geblendet; der Streich sollte und mußte durchaus erst am Geburtstage des großen Götzen Napoleon, zu seiner würdigen Feier vor sich gehen. Hätten wir nur ahnen können, welche furchtbaren blutigen Wolken sich über uns zusammengezogen, die jeden Augenblick losbrechen konnten, hätten wir gewußt, daß bereits das nackte Schwert über unseren Häuptern hing: die Jagdlust würde uns gewiß vergangen sein. Aber zwei Sprichwörter bewährten sich hier in ihrer vollen Wahrheit: „Wenn die Not am größten, Gottes Hilf am nächsten" und „Kinder und Narren sagen die Wahrheit."

Daß die Bewohner dieser Provinz, und namentlich die von Chartres, einen wütenden Haß gegen uns hegten, dies zu erkennen, bedurfte es keiner besonderen Weisheit, daß sie aber ein so teuflisches Komplott und so klug, umsichtig, weitgreifend und doch so heimlich geschmiedet, und daß es bereits vollständig zur Reife gediehen, daran dachte freilich niemand; wer hätte auch an etwas so Abscheuliches, Schreckliches denken können!

In keinem der Werke über den Feldzug 1815 finde ich den Hergang des Aufstandes zu Chartres erwähnt. Ich will ihn hier als Augenzeuge ausführlich erzählen. Doch zuvor zum Verständnis noch einige Worte über unsere Lage und den damaligen Stand der Dinge.

Wie gesagt, stand jenseits der Loire noch eine französische napoleonistische Armee von beinahe 30 000 Mann, aus den besten Truppen bestehend; die von uns besetzten Provinzen haßten uns schlimmer wie den Tod, das Volk war aufsässig und zeigte nicht undeutlich, daß es bei jeder günstigen Gelegenheit gegen uns in Masse aufstehen würde; die neueingesetzte Regierung ohne Kraft, ohne Vertrauen, ungeregelt; die Kommunikation mit Paris, wo die alliierte Hauptmacht stand, sehr leicht zu unterbrechen; die Reservetruppen noch auf dem Hermarsche; mehrere Provinzen Frankreichs noch im Aufruhr, fast die meisten Festungen noch in den Händen der Napoleonisten, alles Umstände, die wenigstens der strengsten Beachtung würdig waren. Allein wir wußten nicht, daß bereits bei der Loire-Armee alles zu einem Marsch gerade auf Paris vorbereitet sei, daß diese im Einverständnis mit den mißvergnügten Provinzen und mit Paris handle und mit ihnen korrespondiere; daß das Volk uns durch seine anscheinende stumpfe Gleichgültigkeit nur täusche; daß auf mehreren Punkten und namentlich in Chartres bedeutende Waffenvorräte versteckt liegen, daß alles zu einem entscheidenden Schlage, zu einer Bartholomäusnacht vorbereitet liege, es dazu nur eines Winkes bedürfe, und das ganze große Komplott durch ein Zentralkomitee in Paris geleitet werde. Wie geheim und vorsichtig man dabei zu Werke ging, geht schon daraus hervor, daß trotz unserer Wachsamkeit, trotzdem wir unter den Royalisten viele Anhänger hatten, sich kein Verräter unter den Meuterern fand. Nun zur Sache!

In dem Hause des früher erwähnten Pelletier in Chartres

logierte ein Premierleutnant von Stablow vom 2. Bataillon unseres Regiments, ein herzensguter Mann, ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber und Kinderfreund, der, so oft es der Dienst erlaubte, jedesmal zeitig früh auf die Jagd ging. (Es muß hier nochmals bemerkt werden, daß das ganze Departement de l'Eure et de la Loire entwaffnet war und schwere Strafe für den bevorstand, der irgend eine Waffe, sie mochte Namen haben welchen sie wollte, nicht auslieferte.) Pelletier hatte nur ein Kind, einen Knaben von etwa 5—6 Jahren, ein fröhliches, offenes Kind, welches jenen Offizier lieb gewann und mit ihm gerne sich unterhielt; die übrigen Familienglieder aber waren, wie alle Einwohner, finster und verschlossen. Des Morgens an dem Tage vor Napoleons Geburtstage will Stablow seiner Gewohnheit nach wieder auf die Jagd gehen, er kommt an dem Kinderzimmer vorbei, die Kindermagd hatte die Türe beim Heruntergehen offen gelassen, zufällig ist der Knabe schon wach, erblickt den Offizier, springt aus dem Bette und bittet, er solle ihn auf die Jagd mitnehmen; zugleich erblickt er sein Gewehr, eine schöne mit Silber garnierte Doppelflinte und ruft aus: „Ach wie schön, welch schönes Gewehr haben Sie da! Mein Vater hat auch viele Gewehre, aber keines ist so schön wie dieses!" Dies fällt dem Offizier auf, er fragt den Knaben liebkosend: „So, hat er deren sehr viele?" „O ja, sehr, sehr viele, aber so lange mit Spitzen dran; doch ich darf Ihnen davon nichts sagen," erwiderte der Kleine. „Närrchen! Das kannst du, denn ich weiß es ja, ich weiß nur nicht, wo sie liegen." — „Im Keller," sagte der Knabe, „und da sind auch viele große Säbel und Pistolen dabei!" Dies war mehr als genug, um Verdacht zu erregen.

„Kinder und Narren usw.", dachte der Offizier, erwog, daß sein Hauswirt ohnedies schon sehr verdächtig sei, ging eilends zu Bülow und meldete ihm das Vorgefallene. Sofort wurde der

ganze Generalstab zusammenberufen, das unverbrüchlichste Stillschweigen über alles geboten, alle Posten unmerklich bedeutend verstärkt, die Post besetzt, alle Brief-Felleisen, die nach auswärts gehen sollten, sowie auch diejenigen, die ankamen, namentlich die von Paris und Orleans, sogleich eröffnet, die Briefe durch die Beamten unseres Feldpostamtes und einige Offiziere unseres Generalstabes, welche die Dechiffrierungskunst verstanden, erbrochen und untersucht, alles zur Post hereingelassen, aber niemand, auch angekommene Passagiere nicht, außer wenn ihre Pässe durchaus verdachtlos waren, herausgelassen, und selbst die letzteren sogleich durch Militär zur Stadt hinausgebracht, ohne mit jemand sprechen zu dürfen, alle übrigen in der Nachbarschaft herum garnisonierenden Regimenter durch Eilboten in einen nahe gelegenen Wald entboten, auf dem Boulevard 6 Kanonen und 2 Haubitzen aufgestellt und in dem Hofe hinter der Hauptwache 2 Kompagnien Infanterie in Reserve verborgen.

Alles dies geschah so schnell und so wenig Aufsehen erregend, daß die meisten Maßregeln bereits getroffen waren, ehe noch die vornehmeren Bürger aus ihren Betten waren. Nun ging es über Pelletier her. Rasch wurde sein Haus umstellt, er alles Sträubens ungeachtet aus dem Bette geholt, ihm der Mund verbunden, er im Hemde in einen bereit stehenden Wagen gehoben und nach der Hauptwache gebracht, alle seine Papiere dem General überbracht, das ganze Haus und alle Bewohner streng untersucht; endlich kam man in einen verborgenen Keller und fand da mehrere hundert Musketen, Karabiner, Pistolen, Säbel, Dolche und Spitzen zu Lanzen, nebst einigen Patronenkisten. In der gewissen Voraussetzung, daß Pelletiers ohnedies schon verdächtiges Landhaus noch mehr derartige Sachen enthalte, wurde auch dieses umringt und untersucht, und richtig fand man dort in einem zugemauerten Gewölbe einen noch größeren Vor-

rat von Waffen und Munition. Aus den aufgefangenen Briefen und aus Pelletiers Papieren enthüllte sich nun das abscheuliche Komplott mit allen seinen Umständen und möglichen Folgen: ein vollständiger Plan und die Namen aller wichtigeren Teilnehmer lagen klar vor. Kein Zweifel blieb mehr zu lösen übrig. Der Plan war teuflisch klug.

In der nächstkommenden Nacht um 12 Uhr, wo aller Wahrscheinlichkeit nach unsere Besatzung fest schlief, sollte die Sturmglocke gezogen werden, jeder Hauswirt die bei ihm einquartierten Soldaten im Schlafe oder in der Schlaftrunkenheit, wie er könnte, zu ermorden suchen oder wenigstens so einschließen, daß sie nicht aus dem Hause konnten, dann sollten alle waffenfähigen Bürger schnell bewaffnet, die drei Hauptposten, auf der Hauptwache, in der Präfektur und im bischöflichen Palaste, überrumpelt, die Besatzung niedergemacht, Bülow gefangen, die Kanonen und die in einer großen Stallung befindlichen Kavallerie-Pferde genommen werden. Wäre dies getan, dann würden zum Signale für die umliegenden Ortschaften sowie für die bis nach Orleans ausgestellten Kommunikations-Posten auf dem höchsten Turm der Stadt eine Brandsäule ausgesteckt und Steigraketen geworfen; die Landleute sollten dann von den bei ihnen kantonnierenden Truppen soviel als sie könnten, sowie alle aus der Stadt fliehenden Preußen auf ihrem Wege niedermachen, in Masse nach der Stadt ziehen, mit den von den Preußen zurück gebliebenen Waffen sich bewaffnen, und sonach die ganze Masse gehörig organisiert werden. Gleichzeitig sollte unter der diesseits der Loire stehenden Beobachtungs-Armee der Preußen dieser Vorgang in Chartres verkündet und die Nachricht verbreitet werden, ganz Paris sei in Aufruhr, die ganze alliierte Besatzung teils niedergemacht, teils aus der Stadt gejagt worden, und Napoleon sei wieder bei seiner Loire-Armee. Diese sollte nun unverzüglich

aufbrechen, über unser viel schwächeres Beobachtungs-Korps herfallen, es zersprengen, sich in Chartres mit den Meuterern verbinden und geradenwegs nach Paris marschieren. Sobald der ganze Trupp Versailles erreicht, würde in Paris auch eine Revolution ausbrechen, und dann in gemeinschaftlichem Zusammenwirken die Feinde vernichtet werden. — Man sieht, der Plan war strategisch genommen gut und sicher angelegt und hätte ohne jenen Verrat gewiß nicht fehlschlagen können.

Trotz aller dieser beunruhigenden Nachrichten und der deshalb von uns getroffenen Sicherheitsmaßregeln bemerkte man in der Stadt nichts besonderes. Man steckte wohl hie und da die Köpfe zusammen und schimpfte fürchterlich über die Arretierung der Post, drohte auch wohl mit geheimnisvoller Miene, man werde es uns wohl schon vergelten, dabei blieb es aber, weil man sonst nicht mehr erfuhr.

Mittags beim Appell wurde unseren Soldaten befohlen: aus allen Quartieren, wo weniger als 10 Mann lagen, sollten sie abends nach dem Zapfenstreich mit Sack und Pack ausziehen und sich in einem nächstliegenden Quartier mit mehreren Kameraden vereinigen; zweitens: bei dem Auszuge ihren Wirtsleuten, wenn sie darum fragten, sagen, sie gingen auswärts auf Kommando; drittens: alles solle die Nacht über mit geladenem Gewehr wachen, und in jedem solchen Quartier Vorposten ausgestellt werden, die auf alles, was im Hause vorgehe, genau achten und bei dem geringsten Angriff auf sie Feuer geben sollten; viertens: bei dem ersten Kanonenschuß von der Hauptwache müsse jeder sogleich nach dem ihm angewiesenen Versammlungsplatze eilen; fünftens: im Falle die Sturmglocke geläutet würde, geschehe dasselbe, aber dann solle jeder, der in bürgerlicher Kleidung begegnet werde, ohne weiteres niedergestoßen werden; sechstens: ein in der Nachbarschaft stehendes Kürassier-Regiment solle endlich

abends um 10 Uhr möglichst geräuschlos auf dem großen Exerzierplatz eintreffen und bis auf weitere Ordre in Schlachtordnung stehen bleiben. Doch alle diese Maßregeln waren unnötig; die Meuterer mochten, trotzdem daß alles geheim blieb, doch Verdacht geschöpft haben, daß ihr Vorhaben entdeckt sei, und der Ausbruch des gefürchteten Blutbades unterblieb. Alles wartete unter den Gewehren in der gespanntesten Erwartung, aber nichts ließ sich blicken. Es war auch ein Glück, denn bei der furchtbaren Erbitterung der Soldaten über diese schändliche Verräterei war mit Bestimmtheit zu erwarten, daß alle Einwohner hätten über die Klinge springen müssen und daß von Chartres in einigen Stunden nichts als ein Schutt- und Steinhaufen übrig blieb, wenn der Aufstand ausbrach.

Trotzdem die Aufständischen von unseren Maßregeln größtenteils wußten, ging ihre Leichtfertigkeit so weit, daß sie es kaum glauben wollten, wir wären von ihrem Komplott genau unterrichtet, und daß sogar die meisten Rädelsführer nicht einmal die Flucht suchten, was doch geschehen wäre, wenn sie nur einigermaßen bedacht hätten, was ihnen bevorstand.

Wahrscheinlich um den Einwohnern zu zeigen, was geschehen wäre und könnte, ließ Bülow an die Truppen den Befehl ergehen, auf keine Weise feindlich, sonst aber nach der gestrigen Ordre streng zu verfahren. Jetzt wurde der Präfekt samt allen Zivilbehörden auf die Mairie berufen. Bülow legte ihnen das ganze Komplott vor, und um ihnen das Törichte desselben zu zeigen, gab er nur einen Wink aus dem Fenster, die Signalkanone donnerte und in weniger als 8 Minuten waren alle Plätze, alle Straßen mit Militär bedeckt, die Boulevards mit Kanonen bepflanzt. Jetzt begann aber auch eine fürchterliche Exekution; 18 der am meisten gravierten Rädelsführer, die durch eigene Briefe, Schriften usw. bereits des Verbrechens überwiesen waren,

wurden vor ein Kriegsgericht gestellt, von diesem verurteilt und auf der Stelle vor dem Rathause totgeschossen. Pelletier, obgleich der Strafbarste unter allen, kam mit der bloßen Todesangst davon; er wurde aus Rücksicht für sein Kind, welches zur Entdeckung des Komplottes so wesentlich beigetragen, begnadigt und nur in strengen Gewahrsam gebracht, damit er ferner nicht schaden könne.

Dieser kategorische Imperativ brachte die erwünschte Wirkung hervor; niemand dachte mehr an eine Reaktion. Das Mißlingen des beabsichtigten Streiches scheint auch an anderen Orten Eindruck gemacht zu haben, denn man vernahm nichts mehr, als daß ein großer Teil der französischen Loire-Armee Ludwig XVIII. Treue geschworen habe, der andere aber ohne Waffen entlassen worden sei. In Paris und Versailles blieb, einige kleine Tumulte abgerechnet, alles ruhig.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß, wäre der Plan, der Aufstand der Empörer geglückt, die Folgen davon für uns höchst verderblich gewesen wären; vielleicht wäre selbst Deutschland einer neuen Invasion preisgegeben gewesen, wenigstens würden sie einen langen Krieg im Inneren von Frankreich nach sich gezogen haben.

Indessen waren unsere Reserve-Armeen in Paris angekommen, die uns ablösen sollten. Der Friede war unterzeichnet, Napoleon von den großmütigen Feinden, den Engländern, denen er sich freiwillig, auf ihre Großmut vertrauend, übergab, betrogen und wie ein gemeiner Verbrecher auf den nackten Felsen von St. Helena deportiert worden; damit war der Feldzug also vollendet. So nahe der Seeküste, wünschte ich einige Orte derselben und namentlich Dieppe und seine Seebäder zu sehen, so lange noch die Jahreszeit ihren Gebrauch gestattete. Ich nahm Urlaub und reiste mit der Post dahin über Orleans. Von letzterer Stadt hatte ich mir gar hohe Begriffe gemacht, nachdem ich mir seine geschichtliche Merkwürdigkeit und besonders Schillers Jungfrau

ins Gedächtnis zurückgerufen; aber ich wurde gewaltig enttäuscht, denn außer der uralten, ehrwürdigen Kathedrale fand ich hier nichts, was mich besonders hätte interessieren können. Zudem wurde mir das Längerbleiben durch die brutalen Ausfälle des dort garnisonierenden französischen Militärs gegen uns Deutsche, selbst persönlich gegen mich, obgleich ich überall auswich, so verleidet, daß ich schon am folgenden Morgen nach Dieppe abreiste. Daß es mir in diesem schmutzigen, nach Fischen und Teer stinkenden Neste gefallen habe, kann ich eben nicht sagen. Was mich noch fünf Tage lang dort aufhielt, waren die köstlichen Seefische und Austern, der großartige Anblick der See und einer auf der Reede vor Anker liegenden englischen Flottille, die zufällig eines Tages ein artiges Manöver ausführte, die Bekanntschaft mit einigen englischen Schiffs-Offizieren, welche mir mit aller Bereitwilligkeit die innere Einrichtung eines Linienschiffes von 100 Kanonen zeigten, und vor allem die Seebäder. Ich badete jedoch nie in den dazu eingerichteten Badehäuschen, sondern im Freien, was man mir auch hingehen ließ, weil man sah, daß ich gut schwamm, und voraussetzte, daß ich mit den alltäglichen Veränderungen des Meeres bekannt sei. Allein gerade der Umstand, daß dies letztere der Fall nicht war, hätte mich einmal um ein Haar das Leben gekostet.

Gerne wäre ich zu Wasser nach Boulogne gereist; aber die Zeit war zu kurz bemessen, ich mußte zurück, und da unterdes unser Regiment nach Rouen marschiert war, nahm ich meinen Weg dahin.

Bei meiner Ankunft daselbst hieß es mit Bestimmtheit, wir würden hier bis zum Frühling in Garnison bleiben; dies bewog einige Offiziere und Ärzte unserer Brigade, einen Abstecher nach London zu machen, und ich schloß mich an. Im Geiste sah ich mich schon in der weltberühmten Hauptstadt Albions. Wir reisten unser zehn nach Calais, um uns dort einzuschiffen. Bei unserer

Ankunft waren zwar zwei Paketboote da, aber die See war so stürmisch, daß keines derselben die Überfahrt nach Dover wagen wollte. Nur ein französischer Schiffspatron erbot sich, uns gegen einen unverschämt hohen Preis überzufahren, wovon uns aber selbst englische Seeoffiziere, die gewiß ihr Element genau kannten, abrieten, indem sie zusetzten, wir sollten uns von dem französischen Windbeutel nicht prellen lassen, er würde uns in seiner wurmstichigen Nußschale höchstens bis aus dem Hafen bringen, und wenn die erste Schlagwelle sein Wrack nicht zertrümmert, auf die bestmögliche Manier auf den Strand setzen und sich dann mit dem Gelde zum Teufel machen. Bei der gehinderten Fahrt (denn damals hatte man noch keine Dampfboote) war der Andrang der Passagiere in dem detestablen Neste sehr groß, so daß wir nur mit Mühe in einem mittelmäßigen Wirtshause ein Unterkommen fanden. Zwei Tage und zwei Nächte warteten wir vergebens. Die Langeweile plagte uns fürchterlich. Außer dem wild tobenden Meer, Regen und Sturmwind war nichts zu sehen.

Es wurde ein Kartenspiel aufs Tapet gebracht; so ungerne ich auch um Geld spiele, so ließ ich mich diesmal doch aus Verzweiflung der Ungeduld dazu bereden. Es wurde Zwick gespielt; anfänglich nur um einen Groschen; man erhitzte sich, setzte höher, immer höher; auch ich verlor, wollte nicht nachgeben, doublierte, endlich wollte ich gar von Fortunen erzwingen, was sie mir nicht freiwillig geben wollte, spielte Martignale, allein sie wandte mir den Rücken, und fort war der Inhalt meiner Taschen. Statt Mitleid sah ich nur kalte Schadenfreude auf allen Gesichtern; zu stolz, um mich bedauern zu lassen und zu eitel, um nachzugeben, holte ich von neuem Geld, spielte wieder Martignale und verlor; dies schien mir unbegreiflich, da ich doch annehmen konnte, daß unter beinahe 150 Spielen wenigstens eins mir zufallen müßte, noch mehr aber, daß in der Regel nur zwei von der Gesellschaft —

ein Bataillons-Chirurgus mit einem konfiszierten Gaunergesicht und ein Landwehr-Leutnant, der bereits aller Herren Länder bereist und den ich, hätte er die Uniform nicht getragen, für einen ausgelernten Glücksritter und feinen Beutelschneider angesehen haben würde — gewannen, und zwar immer nur dann, wenn der Einsatz am höchsten war.

Meine zweite Geldsumme ging bereits auf die Neige; einer der sauberen Vögel bot mir mit hämischem Lächeln eine beträchtliche Summe zu leihen an; dies bestärkte mich noch mehr in der Meinung, daß beide falsche Spieler seien, wohl gar einander in die Hand arbeiteten. Kalt, stolz wies ich das Anerbieten ab und begann beiden genauer auf die Finger und auf ihre Mienen zu sehen; es dauerte auch nicht lange, so hatte ich die vollständigste Überzeugung des Betruges mit dem Verluste meines letzten Friedrichdors. Ich sah zu deutlich, wie der eine beim Kartenmischen das Pik-As unter das Spiel legte und zwei andere Karten kaum merklich über den Rand desselben herausschob; die Karten wurden gegeben, und ich sah, daß sein neben ihm sitzender Kompagnon Herz-As bekam. Pik wurde Trumpf; ich bekam den König und Buben und Kreuz-As. Da nun das Trumpf-As unterliegen mußte, folglich nicht ins Spiel kam, mußte ich unzweifelhaft das Spiel gewinnen.

Ich bot Quadrubel an, es wurde gehalten, in dem Augenblick bemerkte ich aber auch, daß der Spiel-Kompagnon eine seiner Karten vom Tische zog und in der linken Hand wie angeklebt damit unter denselben fuhr, während der andere, wie aus Unachtsamkeit eine Karte auf seinen Schoß fallen ließ, sie aber sogleich wieder aufnahm. Ich spielte Pik-König aus, und siehe da, er überstach mich mit dem As, spielte Trumpf-Dame aus, ich mußte den Buben legen, er warf zuletzt zum schlagendsten Beweise seiner Schurkerei das Herz-As aus, welches ihm sein Nachbar zugesteckt,

und — ich war natürlich Labet. Jetzt konnte ich mich nicht mehr mäßigen, ergriff das ganze Kartenspiel und warf es ihm mit den Worten ins Gesicht: „Da, Schurke, mit Betrügern spiele ich nicht!" Natürlich gab es Lärm; alles sprang auf und verlangte Aufklärung, jener Kerl aber augenblickliche Satisfaktion. „Wie," rief ich, „mit dir, du infamer Betrüger und Falschspieler, mit dir sollte sich ein ehrlicher Kerl schlagen? An den nächsten Galgen dich anknüpfen, das gebührte dir! Behalte nur mein Geld, um das du Schuft mich betrogen, aber noch ein Wort weiter, und ich jage dir eine Kugel durch den Kopf!" Damit war es mir auch voller Ernst in meinem Zorn; ich hielt ihm ein gespanntes Terzerol dicht vor die Nase, er machte den Krebsgang und schwieg, die anderen trennten uns, ich riß mich los, erzählte ihnen, was ich beobachtet, und ging nach meinem Zimmer, welches ich gemeinschaftlich mit einem Kapitän vom Genie-Korps bewohnte.

Allmählich legte sich der Sturm in meinem Innern; ich hatte Zeit und Muße, Betrachtungen anzustellen. Ich hatte 60 Louisdor mitgenommen, damit glaubte ich nicht allein auf der ganzen Reise reichlich auszulangen, sondern auch einige Geschenke für meine Angehörigen und Freunde in Deutschland, mehrere Bücher und chirurgische Instrumente in London einzukaufen; alles dieses war nun zu Wasser geworden; 39 Louisdor hatte ich im Spiel verloren; was ich noch übrig hatte, reichte eben noch zur Rückreise nach unserer Garnison hin. Ich verfluchte das Spiel, meine Torheit, meinen Leichtsinn, meine Verblendung und alle schlechte Gesellschaft und bestellte mir einen Platz auf der Post nach Rouen; die Schurken steckten ihren Schimpf so gut wie mein Geld ein, und ich fuhr am anderen Morgen ab.

Bei meiner Ankunft in Rouen war man über meine schnelle Rückkehr sehr verwundert; ich hütete mich aber wohl, ihre wahre Ursache anzugeben, um nicht obendrein ausgelacht oder getadelt

zu werden. Mehrere Tage ging ich wie ein Misanthrop herum. Für meine 300 Taler in Gold hatte ich nichts weiter als eine schlechte Festung, ein Rattennest, einen mittelmäßigen Seehafen und einen Seesturm gesehen und mir die Gallensucht geholt. Um so erwünschter war mir nach einigen Tagen der Befehl, daß wir schleunigst nach Paris zurückkehren sollten. In dem Kreise der Familien Dupin und Daubrin, im Strudel des Residenzlebens hoffte ich mich wieder zu zerstreuen. Schon am folgenden Morgen traten wir den Marsch an.

Wieder in Paris.

In der Kaserne. — Reiche Verpflegung der Soldaten. — Das Abenteuer mit Raphaela. — Seelenkämpfe. — Ernsthafte Beschäftigung. — Von den Pariser Theatern. — Franzosen und Deutsche. — Brutalität des Herzogs von Berry. — Ein Tumult. — Gärung im Volke. — Blüchers Gegenmaßnahmen. — Unsicherheit in Paris. — Ein Abenteuer mit Banditen. — Mein Freund Wolf in gefährlichen Lagen. — Wie ich ihn aus den Klauen seines Liebchens befreie. — Adelens weitere Schritte. — Zukunftsabsichten. — Ein Krach mit dem Chef des Militärmedizinalwesens. — Abschied von Paris. — Nach der Grenze. — Das erste deutsche Wort. — Ich sage allem Militärwesen Valet.

Bei unserer Ankunft in Paris hofften wir wieder bei den Bürgern einquartiert zu werden, allein es ging anders, denn man wies uns die große Kaserne St. Céléstine, nicht ferne von der Brücke du jardin des plantes an. Indes hatten wir über diese Abänderung gar nicht zu klagen; ich am allerwenigsten. Ich bewohnte zwei geräumige Zimmer, die nur durch eine Tapetentüre getrennt waren und hatte übrigens, was in Kasernen wohl selten ist, die Bequemlichkeit, aus meinem Zimmer in ein eigenes Klosett gehen zu können. Nur mein treuer Bursche, ein Pole, wohnte mit mir und besorgte meine Menage. Auch die gemeinen Soldaten hatten keine Ursache zu klagen. Sie bekamen von allen nur erdenklichen Lebensbedürfnissen soviel geliefert, daß sie sie nicht aufbrauchen konnten und, wollten sie sie nicht

verderben lassen, sie für jeden Preis vor dem Kasernentore an die ärmere Volksklasse verkauften, die täglich morgens aus den Vorstädten von St. Martin und Temple da erschien und, zum größten Ärger ihrer früheren Debitenten, sich für ein Spottgeld mit Lebensmitteln reichlich versorgte. Diese Volksklasse war wohl die einzige, die unseren nachmaligen Abmarsch aufrichtig bedauerte; ja, ich sah viele darunter, die sehr traurig waren und Tränen vergossen, andere, die uns Segen und Heil nachriefen.

Als einen kleinen Maßstab, wie wir verpflegt wurden, will ich der Sonderbarkeit willen hier anführen, was ich täglich empfing: 4 Pfund Rindfleisch, 2 Pfund Kalbsbraten, 1 Pfund Hammelskotelett, 1 Pfund Schweinefleisch, 6 Pfund Schwarzbrot, 2 Pfund Weißbrot, 2 Flaschen guten Wein, 2 Flaschen Bier, ½ Flasche französischen Branntwein, ¾ Flasche Arak, und in diesem Verhältnisse Reis, Graupen, Linsen, Erbsen, frische Gemüse, Küchenkräuter, Gewürze, Butter, Speck, Eier, Obst, Kaffee, Zucker, Tee, Zitronen, Holz, selbst Seife; kurz alles, was eine Haushaltung bedarf. Was sollte ich mit diesem Überfluß tun? Ich traf daher mit unserem Fourier die Maßregel, daß er mehrere Tage die Lieferung an mich anhielt, und dann war es nicht selten, daß mein Bursche ganze Ochsenviertel, Kälber, Hämmel usw. an das Tor schleppte und da für 20 bis 30 Franks verkaufte. Außerdem bezog ich noch täglich 15 Franks Diätengelder und Pferdefutter, das für 4 Pferde hingereicht hätte. Kurz, uns blieb nichts zu wünschen übrig. Daß wir danach auch lebten, läßt sich wohl denken. Unter solchen Umständen eigene Menage halten, wäre töricht gewesen; das ganze Offizierskorps vereinigte sich daher, berief einen französischen Restaurateur in die Kaserne, und bei diesem speisten wir gemeinschaftlich für täglich 5 Franks ganz vorzüglich gut. Mehr der Sonderbarkeit halber speiste ich zuweilen bei Virny im Palais royal für 20 Franks.

Mein erster Besuch war bei der mir teuer gewordenen Familie Dupin und bei Daubrin; mit Freude und herzlichem Wohlwollen wurde ich empfangen; fast täglich brachte ich meine Abende dort zu. Da fing ich an, wieder etwas Mensch zu werden und das angewöhnte Rohe wieder abzuschleifen.

Hier will ich eine kleine Geschichte einfügen, die allerdings erst gegen das Ende meines Pariser Aufenthaltes vorfiel. Täglich nachmittags besuchte ich das Palais royal, um zu sehen und zu hören, und um bei der Rückkehr nach Deutschland sagen zu können: „Auch ich habe das kleine Paris im großen Paris gesehen." So schlenderte ich eines Abends im Februar 1816 unter den Bogengängen und im Garten umher; beim mehrmaligen Auf- und Abgehen bemerkte ich dort auf einem Stuhle allein sitzend ein dem Anschein nach noch junges Frauenzimmer in einer höchst betrübten Stimmung, alles, was um sie her vorging, gar nicht beachtend, kurz, anscheinend sehr unglücklich. Eine Unglückliche in dieser Stellung, zu dieser Zeit im Palais royal! Das fiel mir auf und ich fing an, mich für sie zu interessieren. Ich nahte mich ihr höflich und setzte mich, einen Stuhl weiter, neben sie. Sie verneigte sich, stand auf, setzte sich etwas ferner, doch so, daß sie mir den Rücken zuwandte. Zufällig waren noch nicht viele Menschen im Garten. Deutlich sah ich nun, daß sie mit einem Tuche ihre Augen trocknete, bald gen Himmel sah, dann wieder den Boden ansah und schluchzte. Ich nahte mich ihr nochmals und frug sie teilnehmend, ob ihr etwas fehle und ob ich ihr helfen könne, zuerst deutsch, dann französisch, so gut ich es vermochte; doch sie schüttelte den Kopf, und gab weinend durch Pantomimen zu verstehen, daß sie mich nicht verstehe. Auch englisch und russisch schien sie nicht zu verstehen. Endlich schlug sie die Hände ringend zusammen und rief aus: „O dio, mio povero padre perduto!", — Jetzt frug ich italienisch; schnell schien sich ihr Gesicht auf-

zuheitern, und in nämlicher Sprache antwortete sie mir: „Gottlob, daß ich doch noch einen Menschen finde, der mich versteht und dem ich meinen trostlosen Jammer klagen kann." (Augenblicklich fiel mir die Aventure in Wien mit der Jüdin ein und ich nahm mir vor, vorsichtiger als damals zu sein.) Ich tröstete sie und bat, mir die Ursache ihres Jammers anzuvertrauen. „Ihrer Aussprache nach, mein Herr," sagte sie, „glaube ich, daß Sie ein Deutscher sind; man sagte mir immer, die Deutschen seien brav und redlich. Drum will ich Ihnen auch vertrauen." Schluchzend erzählte sie nun weiter: ihr Vater (später nannte sie ihn Fernando Brenta), reicher Geldwechsler aus Florenz, habe infolge von Geldgeschäften sich hieher nach Paris mit ihr begeben, sie seien aber für ihn so ungünstig ausgefallen, daß sein Ruin erfolgen mußte; hierauf habe er sich dem Hazardspiele ergeben, sei auch einige Zeit lang durch einige Kunstgriffe glücklich gewesen. Weil er ein eifriger Napoleonist sei, habe ihn die Polizei scharf beobachtet; gestern aber müsse er sehr viel verloren haben, die Polizei habe ihn aufheben wollen, und so sei er in vergangener Nacht, ohne daß sie wisse wohin, entwichen. Davon unterrichtet, habe der Besitzer des Hotels, wo sie wohnte, heute morgen die Wohnung aufgekündigt und die Bezahlung einer ihm schuldigen beträchtlichen Summe verlangt; da sie nun diese nicht aufbringen konnte, habe er alle ihre Effekten, bis auf das wenige, das sie trage, in Beschlag genommen und sie aus dem Hause gewiesen. So in die Welt herausgestoßen, verlassen, trostlos, ohne Mittel, ohne Rat, sei sie nun schon den ganzen Tag herumgegangen und wisse nicht, wo sie die Nacht zubringen und überhaupt, was sie anfangen solle; ihr Vorsatz sei, wenn ihr nicht Hilfe komme, in der Seine den Tod zu suchen.

Die Art, wie sie dies alles erzählte, war so arglos, so eindringlich und Mitleid erweckend, daß ich schwankte, was ich tun

solle, denn noch immer dachte ich an die Wiener Judenhexe. Unterdes besah ich mir meine schöne Unglückliche genauer. Sie mochte etwa 16 Jahre alt sein, war nicht sonderlich groß, aber zierlich schlank; ein allerliebstes Engelsköpfchen, üppig voller Busen, runde Hüften, zarte Füßchen; ihr Anzug zeigte einfache Eleganz ohne Prachtsucht; ihr Wesen zeigte, daß sie eine gute Erziehung genossen; der Ausdruck ihrer Gesichtszüge war zwar südlich feurig, aber unschuldig. Alles dies machte mich unschlüssig, daher beschloß ich, sie auf die Probe zu stellen. Ich dachte: biete ihr Geld. Ist sie eine Lockdirne, so nimmt sie es, sucht dich wohl gar noch irgendwo hinzulocken; ist sie brav, dann wird es sich bald zeigen, da hast du sie in deiner Gewalt und du läufst keine Gefahr, in eine Schlinge zu geraten; kannst sie immer irgendwo ehrenvoll unterbringen. Nach einigen Wechselreden bot ich ihr 10 Franks mit der Weisung, damit für ein Unterkommen zu sorgen, bis ihr Vater wiederkäme; allein kopfschüttelnd und abwehrend sagte sie, in ihre frühere Wohnung wage sie nicht mehr zurückzukehren, in eine andere allein einzukehren, fürchte sie sich gar sehr und wisse überhaupt auch keinen Bescheid. Den konnte ich ihr auch nicht geben; zudem wurde es Nacht und ich mußte eilen, um vor dem Zapfenstreich die Kaserne zu erreichen. Ich bot ihr also an, vorläufig mit mir zu gehen, die Nacht bei mir zuzubringen, am folgenden Tage würde ich für ihr Unterkommen sorgen; darüber erschrak sie gewaltig: „Großer Gott," rief sie aus, „was würden meine Eltern sagen, wenn sie erführen, daß ich eine Nacht in der Kaserne bei einem fremden Soldaten zugebracht? Nein! Lieber den Tod als Schande!" „Gut denn, mein schönes Kind!" erwiderte ich, „Sie haben die Wahl! Ich kann Ihnen jetzt nicht anders helfen." Doch zu ihrer Beruhigung gebe ich ihr die feierliche Versicherung, daß sie bei mir für ihre Tugend nichts zu fürchten habe und ich ohne ihren Willen nichts

mit ihr vornehmen wolle; ich stellte ihr vor, ich bewohne zwei Stuben, eine davon wolle ich ihr einräumen; niemand solle erfahren, daß sie da sei; am anderen Tage wolle ich sie bei der achtungswerten Familie Daubrin — von der ich wußte, daß sie eine Verlassene gerne auf meine Fürsprache aufnehmen würde — unterbringen und für ihr übriges Fortkommen sorgen. Allein sie war nicht zu bewegen und rang verzweiflungsvoll die Hände. Allmählich erregte dies Benehmen die Aufmerksamkeit der Umstehenden; ich machte das Mädchen darauf aufmerksam; da ich jedoch sah, daß sie zu nichts zu bewegen war, und um allem Aufsehen zu entgehen, warf ich ihr ein paar Taler in den Schoß und war im Begriffe, fortzugehen. Da sprang sie auf, faßte mit leidenschaftlicher Heftigkeit meine Hand, führte mich bis an eine Laterne und sah mir eine Weile mit leuchtenden Augen fest ins Gesicht. „Nein," sagte sie dann, „dies Gesicht betrügt nicht, verbürgen Sie mir Ihr Versprechen mit Ihrem Ehrenworte, und ich folge Ihnen!" Ich tat es, sie reichte mir die Hand, wir stiegen in einen Fiaker und fuhren der Kaserne zu.

Mir war an der Seite dieses goldenen Engels gar sonderbar zu Mute; Wünsche und doch auch gute Vorsätze durchkreuzten sich, wenn ich das liebliche, in jugendlicher üppiger Schönheit strahlende Mädchen in jungfräulicher Schüchternheit und Zaghaftigkeit neben mir erblickte und bedachte, daß sie nun völlig in meiner Gewalt sei. Auf die zarteste und schonendste Weise suchte ich sie zu trösten, was mir auch etwas gelang. Darüber hätte ich beinahe die Hauptsache bei meinem Projekte vergessen: die Schwierigkeit nämlich, meinen Schützling in die Kaserne hineinzubringen; denn es war bei harter Strafe verboten, ein Frauenzimmer in die Kaserne einzuführen, und die Torwache hatte Befehl, niemanden außer preußischem Militär, und auch dies nur gegen die gegebene Parole, einzulassen. Was nun tun?

Wir waren vom Tore gar nicht fern. Das einzige Mittel war, meine Schöne in einen preußischen Offizier zu metamorphosieren. Zu dem Ende ließ ich bei einem Kaffeehause anhalten, trat mit ihr in ein Kabinett, ließ sie hier warten und holte schnell alles, was ich dazu bedurfte, von meinem Quartier. Eine süße Lust gewährte mir es, das schamhaft sich etwas sträubende, wirklich schöne Mädchen anzukleiden, ihr rabenschwarzes, seidenes, langes Haar unter einen dreieckigen Hut zu pfropfen, ein Schnauzbärtchen zu malen, den Schwanenhals zu entblößen, nach den Lilienhügeln dabei zu schielen und eine schwarze Halsbinde umzutun, ihre Kleider bis über die allerliebsten runden Waden hinaufzuschürzen, Stiefel anzuziehen und meinen weiten Militärmantel umzuschlagen. So war mein kleiner Offizier fertig; ein kurzer Unterricht in Gang und militärischer Haltung tat das übrige, so daß sie über sich selbst und ihre Veränderung lachen mußte. Ihren Federhut nahm sie unter den Mantel, hüllte sich tief in diesen ein; ich nahm sie unter dem Arm und dreist vorschreitend, nachdem ich allein die Parole abgegeben, langten wir glücklich auf meiner Stube an.

Das gute Kind bebte wie Espenlaub. Sogleich wies ich ihr ihr Zimmer, welches durch eine Tapetentüre von dem anderen getrennt war, an, und überließ ihr mein Bett, während ich das meines Burschen Thomas, meines kreuzbraven, verschwiegenen Polacken wählte, der mit einem Strohsack vorlieb nahm. Nachdem wir bei geschlossenen Türen zu Abend gegessen, wobei es der guten Raphaela — so hieß sie — wohl zu schmecken schien, wurde sie heiterer; mein zartes Benehmen schien ihr Zutrauen einzuflößen, und sie schien es auch dankbar zu erkennen, so daß sie mir, als ich ihr gute Nacht gewünscht und mich in mein Zimmer zurückziehen wollte, einen Kuß gestattete, der mir durch alle Glieder bebte. Nachdem sie nun Türe und Riegel genau unter-

sucht, schloß sie sich ein und legte sich unentkleidet zu Bette. Ich konnte die ganze Nacht durch nicht schlafen; Tausende von schwärmerischen Ideen, Wünschen und Hoffnungen schwebten vor meiner Seele, ich sah nur das holde, liebliche Mädchen, nur mit Mühe konnte ich den Gedanken, sie besitzen zu können, unterdrücken; endlich siegte mein besseres Gefühl: „Ein verworfener Schurke wärest du, wenn du es wagtest, die Unschuld des unglücklichen, arglosen Kindes zu morden, das dir und deinem Ehrenworte vertraut und ihr Schicksal vertrauensvoll in deine Hände gelegt! Ihre Tugend sei dir heilig; sei des deutschen redlichen Namens wert!"

So schlief ich erst am Morgen ein. Als ich erwachte, hatte mein Thomas schon das Frühstück fertig und berichtete, die Mamsell da sei schon auf und hätte ihm etwas zugerufen, was er aber nicht verstünde; aufmachen wolle sie aber nicht. Ich rief ihr einen guten Morgen zu, sie dankte und verlangte Wasser, das ich ihr reichte. Bald darauf trat sie, schön wie ein Frühlingsmorgen, aber schüchtern ein. Mir sprang das Herz vor Lust über das herrliche Mädchen! Jetzt erst sah ich, wie schön und lieblich sie war. Aber nun war große Not. Sie hatte zu ihrer Toilette so manches nötig, was ich ihr nicht gleich schaffen konnte.

Um sie bei Daubrin einführen zu können, mußte Rat geschafft werden. Zunächst bedurfte sie ihrer in Beschlag genommenen Kleider. Diese und noch sonstiger weiblicher Schmuck wurden in einem Hotel in der Rue St. Honoré gegen Erstattung von 386 Franks eingelöst. Von dem Wirt erfuhr ich, daß alles, was mir Raphaela erzählt, buchstäblich wahr sei, und daß sich ihr Vater wahrscheinlich nach England geflüchtet habe; zugleich übergab er mir mehrere Briefe an ihn. Die Freude meines Schützlings war unbegrenzt. Unaufhörlich fiel sie mir um den Hals, erstickte mich fast mit Küssen und nannte mich ihren caro salvatore.

Unglücklicherweise war Madame Daubrin nach Versailles verreist, also konnte noch nichts besprochen werden. Dies stellte ich Raphaele vor, zugleich mit der Bitte, sich während meiner Abwesenheit durchaus nicht aus der verschlossenen Stube zu wagen und durchaus nicht am Fenster sehen zu lassen, damit ich nicht kompromittiert würde. So verging unter heiteren Scherzen und dezenten Liebkosungen der ganze Tag. Nie hatte ich mein Kasernenstübchen lieber. Raphaelens Zutrauen wuchs bis zu einer kindlichen Traulichkeit; sie fühlte sich beinahe behaglich, wenn sie meine kleine Menage handhaben konnte, betrachtete ich aber so unser gegenseitiges Verhältnis, sah ich das schuldlose, tugendhafte, unerfahrene Mädchen an und dachte ich, wer und wo ich mit ihr war, dann konnte ich mich eines Lächelns, aber auch eines wehmütigen Gedankens nicht erwehren. Sie sah, daß ich es redlich meinte, und so schwand denn auch ihr bisheriges Mißtrauen und ging in wahre Freundschaft und kindliche Anhänglichkeit über. Daß dieses heimliche Zusammensein nicht lange dauern dürfe ohne Gefahr für unsere Tugend, fühlte ich gar wohl, aber schon jetzt dachte ich mit Wehmut an die notwendige Trennung. Wie die vorige verging auch diese Nacht in Zucht und Ehren, nur mit dem Unterschied, daß ich Gelegenheit hatte, durch eine Ritze Raphaelens Reize bei ihrem Auskleiden zu bewundern. Beim Schlafengehen meinte Thomas: „Panietschku! Panietschku w'diabla! Schöne, gute Mamsell keine Hur; und ihr n' gute Panitschek! Yebuitmat!"

Am dritten Tage bat Raphaele flehend, sie aus dem Kerker zu befreien, denn so lieb sie mich auch habe, so sehr sie mich achte, so dankbar sie auch meine Großmut anerkenne, so verleide ihr der Gedanke, wie eine öffentliche Dirne unter Soldaten sich aufzuhalten, jedes süße, jedes schönere Gefühl. Allein es war nichts zu tun. Mme. Daubrin kam erst am folgenden Mittag zurück,

und im Laufe des Tages durfte ich meine Gefangene nicht über die Schwelle treten lassen.

Endlich erschien der ersehnte vierte Tag, zu Raphaelens, aber auch zu meiner Freude; für sie, daß sie wieder unter Menschen kam, für mich, weil für den anderen Tag eine Kasernen-Inspektion angesagt wurde, und ich demnach in eine unangenehme Lage versetzt worden wäre. Ich ging zu Mme. Daubrin, erzählte ihr ohne Umschweife den ganzen Hergang meines Abenteuers mit Raphaelen; sie lächelte schalkhaft, aber auf mein gegebenes Ehrenwort, daß nichts Unsittliches vorgefallen sei, übernahm sie es, mit Herrn Daubrin zu sprechen; dieser, ein herzensguter Mann, war es zufrieden, daß die Unglückliche eine Freistätte in seinem Hause finde, lobte mich wegen meiner Humanität und Mäßigung, und so führte ich sie denn abends in der früheren Verkleidung aus der Kaserne in ein Kaffeehaus, ließ sie sich da anständig ankleiden und führte sie bei Daubrin ein, wo sie mit Herzlichkeit und Güte aufgenommen wurde.

Von nun an besuchte ich sie da täglich. Ihre Familie in Florenz erfuhr ihren Aufenthalt, überhäufte mich mit Danksagungen, erstattete mir das ausgelegte Geld, und Raphaele wäre vielleicht meine Gattin geworden, wenn es das Schicksal gewollt hätte. Vierzehn Tage später marschierten wir von Paris ab. Es war ein bitterer Abschied von Raphaelen! Sie blieb noch acht Wochen in Paris und kehrte dann in Begleitung ihrer Mutter, die nach Paris gekommen, in ihre Vaterstadt zurück. Als später meine Kameraden den Vorfall erfuhren, nannten mich einige lachend einen keuschen Pinsel, andere einen feinen Jesuiten; unser Kommandeur, der jetzige General von Loebel, aber sagte: „Doktor! Das war, wenngleich gegen Befehl, doch sehr brav von Ihnen!“ Doch nun zurück zu ernsthafteren Dingen! —

Da es das Ansehen hatte, daß wir hier mehrere Monate lang

bleiben würden, so beschloß ich, diese Zeit nützlicher als früher anzuwenden, und Herr Dupin war mir darin sehr behilflich. Ich erhielt Zutritt in die Kgl. Bibliothek, in die Privatvorlesungen der berühmten Professoren Oefila, Thenard, Arrago, Magendie, Dupuytrin und in alle Hospitäler der Hauptstadt. Außerdem hatte ich Gelegenheit, mehrere ausgezeichnete Männer meines Faches, darunter besonders Boyer, Pinel, Esquirol, Gall, Richerand, Larray, Gaullerie, Vauquelin, Alibert und den flegelhaft groben Dubois, sowie den gelehrten Menan und Cuvier genauer kennen zu lernen. Schade, daß ich wegen der Ferien die öffentlichen Vorlesungen in der medizinischen Schule nicht mit benützen konnte. Indes kann ich ohne Anmaßung versichern, daß ich auch ohne diese sehr viel gelernt und gesehen habe; und mit dem innigsten Danke muß ich das Zeugnis ablegen, daß mir jene Herren überall mit der aufrichtigsten Humanität, Freundlichkeit und Bereitwilligkeit entgegenkamen. Nächstdem sah ich mich nach allen Merkwürdigkeiten und Kunstschätzen etwas genauer um.

Von den vielen Theatern besuchte ich nur das Théâtre français, Opéra, Opéra comique und Théâtre des variétés, denn sie gewährten mir wenig Genuß, weil ich zu wenig mit dem Geiste der Sprache vertraut war, und weil mich das viele Brüllen, unnatürliche Verdrehen und Herumwerfen des Körpers und der Glieder und das frivole Wesen der Schauspieler anekelte. Talma und die Mars waren die einzigen, die ich mit Lust sah und die ich auch verstand. Das Ballet war allerdings einzig, und man muß es den Franzosen lassen: in der Grazie des Tanzes übertrifft sie keine Nation; selbst die laszivsten Attituden und Allegorien wissen sie auf eine so zierliche, eigentümliche Weise darzustellen, daß selbst keusche Augen zuweilen hinschielen dürfen.

Überhaupt scheinen es die Franzosen mit kleinen Laszivitäten und auch obszönen Witzen, selbst in höheren Zirkeln, so

genau nicht zu nehmen; man lacht nur darüber, und ich habe oft in Gegenwart der achtungswertesten Damen oder gar von ihnen Dinge mit der größten Leichtigkeit erzählen gehört, über die eine gebildete Deutsche vor Scham in Ohnmacht fallen würde. Dagegen würde das Publikum ein Schauspielerpaar, das sich auf der Bühne wie bei uns küßte, ganz gewiß übel zurichten. Wunderliches Volk! — Bei alledem muß ich aber gestehen, daß ich in allen den Familien, bei denen ich eingeführt war, die strengste Zucht und Sittlichkeit bemerkt habe; kleine Galanterien oder Huldigungen der Eitelkeit oder Freiheiten darf man nicht mit deutschem Maßstabe messen. Die Französin will gefallen und macht gar kein Geheimnis daraus, sie will so schön als möglich sein, damit man Vergnügen an ihrem Anblick habe. Ist dies denn tadelnswert? Sie will viele Anbeter um sich sehen, sich huldigen lassen, denn dies ist Beweis, daß sie Huldigungen verdient; sie sucht zu entzücken und zu fesseln, und dies ist doch so rein weiblich als möglich! Überhaupt ist Grazie, Zierlichkeit, Anmut, heitere Unbefangenheit, eine gewisse kindliche Schalkhaftigkeit und Naivität Eigentum der französischen und namentlich der Pariser Frauen, bis zu den niedrigsten Bürgerklassen herab. Man vergleiche nur eine ehrbare, reiche Bürgerstochter aus einer deutschen Reichsstadt, selbst aus Residenzen, mit einem Pariser Stubenmädchen! Welche hölzerne Unbeholfenheit, welche bornierte Aufgeblasenheit oder einfältig ängstliche Zimperlichkeit, welche schale, wässerige Schwatzhaftigkeit jener gegen diese! — Man bringe nur beide zusammen, und die deutsche Jungfrau oder Fräulein, an deren Erziehung ihre Eltern große Summen gewendet, wird wie ein Drehschaf dastehen. Die kleinste Stecknadel weiß die Französin zierlicher zu stecken als jene, das unbedeutendste Schnürchen oder Bändchen sitzt bei ihr gefälliger. Indes ist es aber auch wahr, daß vielleicht in keinem Lande das Weib so aus=

arten, so tief sinken kann als in Frankreich. Man betrachte nur die Furien von der Halle, die Fischweiber, die rasenden Bacchantinnen in den Bastringues[1]), die schamlosen Nymphen im Palais royal abends an den Pfeilern der Kolonnaden und die ungeheuere Zahl von öffentlichen und privaten Buhldirnen, die am hellen Tage sogar ungescheut, fast öffentlich ihr schmutziges Gewerbe treiben; die bonnes mères, die Kolporteurs, die unaussprechlich raffiniert zügellosen Orgien im Palais royal und auf den Boulevards, diese Sodomitereien und Tribaden-Wirtschaften, die onanistischen Konventikel in den Vorstädten von St. Denis, St. Martin, in den Elysäischen Feldern, und fast in den meisten weiblichen Pensionaten! Es ist allerdings fürchterlich, was ich gesehen und gehört.

Aber man bedenke auch, daß beinahe dreihundert Jahre lang Frankreichs Herrscher, ihre Vasallen und ihr Hof, durch ihr Beispiel an dieser Sittenverderbnis, an dieser Zügellosigkeit des Volkes gearbeitet, daß die Revolution die letzten Funken von Zucht und Sitte gewaltsam erstickt, und man wird sich weniger über jene Skandalosa, als vielmehr darüber wundern, wie trotzdem sich bei einem größeren Teile der Population die Moralität noch so rein erhalten hat. Was drei Jahrhunderte verdorben, wird wohl ein ganzes Jahrhundert nicht ganz wieder gut machen können. Von oben herab muß es erst besser werden! Überhaupt fühlte fast jeder aus dem Volke, daß alle Demoralisation, alles Unglück bisher von den Bourbonen ausgegangen, und auch jetzt nach der zweiten Restauration war ihr Benehmen keineswegs geeignet, ihm eine bessere Meinung beizubringen; sondern im Gegenteil, die besseren, treu Gesinnten zurückzuscheuchen oder gar zu empören.

Eine (gelindestens gesagt) Unvorsichtigkeit oder richtiger eine Brutalität, wie sie die neuere Geschichte kultivierter Staaten

[1] Französische Bezeichnung für ordinäre Schnapskneipen.

nicht aufweist und die von einem Bourbonen begangen wurde, hätte gar leicht der ganzen Dynastie schon damals höchst verderblich werden können.

Es fand eine große Musterung der in und um Paris liegenden französischen Truppen und der Nationalgarde auf dem Marsfelde statt. König Ludwig fuhr in einem offenen Wagen durch die Reihen; der Herzog von Berry, in einer Husaren-Uniform, kommandierte; eines der bravsten Husaren-Regimenter stand eskadronweise vor dem Invalidenhause aufmarschiert, die Infanterie bildete Kolonnen je von einem halben Bataillon, ringsherum war eine zahllose Menge von Zuschauern; zwischen ihnen und der Infanterie war nur ein leerer Zwischenraum von etwa 14 Schritten. Der Herzog kommt mit einem Male dahergesprengt und befiehlt in einem barschen Tone dem Colonel jenes Husaren-Regiments, einem ausgezeichneten, würdigen alten Offizier, der, obgleich von niederem Stande, sich durch Tapferkeit bis zu diesem Militärgrade emporgeschwungen, er solle mit Zügen, also 60 Mann hoch, durch jene Intervalle marschieren und am entgegengesetzten Ende des Marsfeldes das ganze Regiment in Linie aufstellen. Mit ehrerbietiger Bescheidenheit macht der Colonel den Prinzen darauf aufmerksam, daß der Raum zu enge sei, und daß es besser wäre, wenn er sektionsweise, also 10 Mann hoch abbrechen ließe. Der Prinz, durch diesen vernünftigen Einspruch, wie immer, gar leicht in Zorn gebracht, erwidert: „Sie tun, was ich befehle, sonst — —!" Mit ruhigem Ernst spricht jener: „Mein Prinz, dann muß ich ja alle die Tausende von Zuschauern, die da stehen, über den Haufen reiten!" „In Teufels Namen," schrie nun der Prinz, „reiten Sie die Kanaille in den Kot nieder!" Entrüstet über diese unwürdige Äußerung gab der Colonel kurz die Antwort: „Monseigneur! Es sind Franzosen!" Wie ein Wütender wendet sich nun der Prinz gegen ihn, reitet dicht an

ihn heran und versetzt ihm einen heftigen Faustschlag ins Gesicht. Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens wurde laut, dann folgte eine allgemeine Stille, die aber sogleich in lautes Gemurmel, Ausbrüche der Entrüstung, Verwünschungen und zuletzt in ein heftiges Geschrei überging.

Der Obrist saß anfangs wie vom Blitz getroffen da, mit vor Zorn verbissenen Lippen und glühenden Augen, und man bemerkte deutlich, wie er einige Male den Säbel hob, als wolle er ihn dem Prinzen durch den Leib stoßen, dann ließ er ihn wieder sinken. Endlich ermannte er sich, wandte sich gegen sein Regiment und rief mit starker Stimme: „Kameraden! Ihr habt es gesehen, ich bin beschimpft, in eurem Kommandeur ist eure Fahne beschimpft, ich habe euch nichts mehr zu befehlen!" Damit sprang er vom Pferde, trat bis vor die Fahne, brach seinen Säbel mitten entzwei, warf ihn samt dem Kommandeurkreuz der Ehrenlegion, das jetzt mit Henri IV und drei Lilien geziert war, und das er von der Brust gerissen, zu Boden und trat mit Füßen darauf. Da erreichte die Entrüstung den höchsten Grad; der Fahnenträger warf die Fahne, alle Soldaten ihre Waffen auf den Boden, ein fürchterlicher Tumult entstand und griff immer weiter unter den übrigen Regimentern um sich. Dies hörte endlich der König und — wie es schien — nicht wenig besorgt, daß dieser Tumult schlimme Folgen haben könne, fuhr er rasch bis zu dem beleidigten Regiment, stieg aus dem Wagen, trat vor den gekränkten Offizier und sprach mit ihm. Gleich darauf wurde der Prinz hinzugerufen; was die drei nun sprachen, wurde nicht bekannt, aber man sah, daß dieser heftige Vorwürfe bekam, daß er seinen Säbel abschnallte und ihn dem Obristen übergab, daß der König das Großkreuz der Ehrenlegion, welches er selbst trug, abnahm und dem Offizier umhing, dann vor die Fronte trat, sich die Fahne aufheben ließ und eigenhändig dem Fahnenträger wieder übergab,

während der Prinz totenblaß davonjagte. Die Soldaten waren nun zwar beruhigt, allein das Volk schrie und schimpfte noch fort; die Revue hatte ein Ende, der König samt seiner ganzen Familie fuhren sogleich fort. Nichtsdestoweniger nahm aber jener brave Offizier seinen Abschied; mit der Armee hatte es der Prinz ein für allemal verdorben.

Diese sowie eine andere Angelegenheit beschäftigte längere Zeit ganz Paris und diente dazu, die ohnedies schon gereizten Gemüter noch mehr gegen die Bourbonen zu erbittern; es war dies die Hinrichtung des Marschalls Ney und die Entweichung des ehemaligen Generaldirektors der Post, Lavalette, aus dem Gefängnis. Durch die fast abenteuerliche Kühnheit und Liebe seiner Frau wurde er aus dem Gefängnis befreit, während sie die Wärter täuschte und statt seiner zurückblieb, und er entkam mit Hilfe dreier englischer Offiziere glücklich nach Belgien, nachdem er sich beinahe drei Wochen lang in Paris verborgen gehalten, ohne von der Polizei, die sich alle erdenkliche Mühe gab, ihn ausfindig zu machen, entdeckt worden zu sein.

Das Volk war fast beständig in Gärung; alle Augenblicke wurden unsere Truppen oder die National-Garde zur Herstellung der Ruhe requiriert. Täglich hörte man von Aufläufen, Zusammenrottungen, Widersetzlichkeiten, Beschimpfungen der Wachen und Posten. Ein solcher Auflauf hätte leicht ernsthafte Folgen haben können, wenn von uns nicht sogleich ernstlich und entscheidend eingeschritten worden wäre. Bereits mehrere Tage hindurch sammelten sich Tausende von Menschen jedesmal um die Mittagsstunde auf dem Pont neuf und insultierten auf das Gröbste die dort aufgestellte Wache. Dies wurde Blüchern gemeldet, und er befahl, alle Brücken von beiden Seiten mit einer Kompagnie Infanterie und zwei Kanonen zu besetzen, bei jedem Auflaufe das Volk zum Auseinandergehen dreimal aufzufordern

und, geschehe dies nicht, oder bei der geringsten gewalttätigen Widersetzlichkeit, Musketen- und Kartätschenfeuer zu geben; gleichzeitig solle das Ulanen-Regiment, welches in der Kaserne der ehemaligen Kaisergarde lag, aufsitzen und ohne weiteres einhauen. Von den Tuilerien bis herab zum Pont du jardin des plantes waren alle Straßen, die nach den Quais führten, mit Kanonen und Kürassier-Pikets besetzt.

Am nächsten Tage mittags fand abermals ein solcher Auflauf auf dem Pont neuf statt; der kommandierende Offizier hieß sogleich die Infanterie ein Karree bilden, welches die ganze Brücke sperrte, sowie die Kanonen in die Mitte nehmen, und rief das Volk an; allein es wich nicht, auch nicht nach dreimaliger Warnung. Jetzt öffnete sich das Karree, die Kanonen, nach beiden Ufern gerichtet, traten vor, es wurde „an" kommandiert, schon zuckte die brennende Lunte in der Hand der Artilleristen, um aufzuhauen (d. h. loszubrennen); jetzt erst sah der Pöbel, daß es Ernst sei und stürzte über Hals und Kopf in die benachbarten Straßen. Im Augenblick war die Brücke leer. Von nun an hatten wir Ruhe; das Volk schimpfte wohl, wenn es an jenem Posten vorbeiging, allein die Soldaten hatten Befehl, darauf nicht zu achten und zu tun, als verstünden sie es nicht.

Indes blieb doch noch immer unsere Existenz sehr gefährdet. Niemand von uns wagte es, allein, vollends abends und ohne Waffen, auszugehen; ja dies war selbst Befehl. Besonders gefährlich waren die Schlupfwinkel der Venus pandemos, und es verging fast kein Tag, wo man nicht einen oder mehrere preußische Militärs ermordet in der Morgue fand. Nicht bloß aus Nationalhaß oder patriotischem Fanatismus mordete man; unter diesem Deckmantel schlichen auch Straßenräuber, Beutelschneider, Glücksritter, abgedankte Soldaten und Dirnen herum, um ihr Opfer zu plündern.

Ich selbst entkam einmal nur mit genauer Not einer Ermordung, wobei es sich gewiß weniger um mein Leben, als um meine Barschaft handelte. Eines Nachmittags, etwas spät, ging ich nach dem Palais royal, um für meine Gattin und Schwiegermutter einige Geschenke einzukaufen; ich hatte eine beträchtliche Summe Geldes, teils in Gold, teils in englischen Banknoten bei mir. In einem Juwelierladen kaufe ich eine goldene Damenuhr nebst einer langen goldenen Kette, einen Strickring, Fingerhut, ein Brillantkreuz und eine Vorstecknadel mit Brillanten. Unvorsichtig ziehe ich meine Börse heraus, ihr Inhalt bestand bloß aus Louisdors zu 24 Franks und preußischen Friedrichsdors, die aber der Kaufmann zum vollen Betrage nicht annehmen wollte. Da nahm ich meine Brieftafel heraus, die für 60 Pfund Sterling Banknoten enthielt, und bot ihm diese als Zahlung an; er nahm sie denn auch an, der Kauf war beendet, ich steckte meine Sachen und Geld ein und wollte gehen; doch bemerkte ich schon während des Feilschens, daß zwei Kerle mit verdächtigen Gesichtern, obgleich sehr elegant gekleidet, mich genau beobachteten. Beim Heraustreten aus dem Laden tritt einer von ihnen ganz höflich an mich heran, nennt mich Herr Kamerad, schwatzt mir allerhand vor, erbietet sich, mir einen viel eleganteren Laden zu zeigen, bittet um meine Freundschaft und faßt mich endlich gar unter dem Arm. Er hatte sich verrechnet; ich erkannte sogleich den Vogel, stieß ihn von mir, trat mitten in die Kolonnade und schloß mich an mehrere preußische Offiziere an, die da gerade lustwandelten. Als ich diesen mein Abenteuer erzählte, wurde ich gewarnt, beim Nachhausegehen vorsichtig zu sein, denn man würde mir nach dem, was vorgefallen, höchst wahrscheinlich aufpassen. Die beiden waren indessen verschwunden. Auf alles, nur nicht auf Übermacht gefaßt, wollte ich das Palais verlassen; es war bereits sehr dunkel geworden; wie ich an das Tor komme, erblicke

ich 5—6 Kerle, darunter jene zwei, sie teilten sich bei meinem Anblick und traten zu beiden Seiten in die Rue St. Honoré; rasch ging ich zurück und an die dortige starke Wache, erbat mir von dem wachthabenden Offizier einen Soldatenmantel für mich und zwei bewaffnete Soldaten zur Begleitung, ging damit in jene Straße, mietete schnell eine der dort aufgestellten Mietkutschen und zahlte ihm den dreifachen Betrag seiner Forderung, jedoch mit dem Bedingnis, daß er so schnell als nur möglich nach unserer Kaserne fahre und nicht still halte, es möge kommen, was da wolle. Er versprach es und hielt Wort. Ich wollte eben einsteigen, die Soldaten wollten zurückgehen, da nahten drei Kerle, Arm in Arm dem Wagen, und ich bemerkte deutlich, daß der mir zunächst Gehende etwas Blitzendes in der rechten Hand hielt; schnell sprang ich in den Wagen und befahl, zu fahren; fort ging es im gestreckten Trabe; ich hatte noch nicht Zeit gehabt, den Kutschenschlag zuzumachen, da trat einer der Kerle heran, während die anderen „Halt, halt!" riefen, und wollte einsteigen; allein ich gab ihm einen Fußstoß vor die Brust, daß er rücklings stürzte, der Kutscher ließ sich nicht irre machen und jagte drauf los, was die Pferde vermochten, während uns jene Banditen nachliefen und „arrêtez" riefen. Erst auf dem Quai des Orfèvres blieben sie zurück; glücklich langte ich in der Kaserne an. Selbst der Kutscher meinte, ich könne Gott danken, daß ich so davongekommen; denn es sei ein bekannter Kniff der verwegensten Banditen, zu dem auserwählten Opfer in den Wagen zu springen, ihn zu morden, dann auszuplündern und zuweilen, ohne daß es der Kutscher merkt, aus dem Wagen zu springen und zu entwischen; einem seiner Kameraden sei dies schon zweimal widerfahren, und zu spät habe er dann entdeckt, daß er Leichen gefahren.

Mein Freund Wolff, durch alle bisherigen Erfahrungen noch nicht genug gewitzigt, entging der Lebensgefahr nur durch einen

gut angebrachten Pistolenschuß; er ließ sich nämlich durch eine bildschöne Nymphe in eine der zahllosen Spelunken, die man petites maisons nannte, locken, wurde da angefallen, schoß aber einem der Angreifer beinahe das halbe Gesicht ab, versetzte einem zweiten einen betäubenden Schlag mit der Pistole auf den Kopf und entwischte glücklich.

Übrigens hatte Wolff zur nämlichen Zeit eine Unannehmlichkeit, die ihm ebenfalls leicht hätte das Leben kosten können. Er und einer meiner Kompagnie-Chirurgen, ein gewisser Böhme, ein schöner, kräftiger junger Mann, aber ein zügellos liederlicher und jähzorniger Mensch, kamen eines Morgens auf meinem Zimmer zusammen, um mir ihre Krankenberichte abzustatten; ich war noch mit dem Ankleiden im anstoßenden Kabinett beschäftigt; beide geraten in Wortwechsel, dieser wird immer heftiger; endlich höre ich Wolff einen heftigen Hilfeschrei ausstoßen, ich springe ins Zimmer und sehe zu meinem Entsetzen, wie jener Rasende Wolff bei der Brust gefaßt schwebend hält und eben im Begriff ist, ihn aus dem offenen, drei Stockwerke hohen Fenster herauszuschleudern; ich laufe hinzu, fasse jenen von hinten und reiße noch glücklich beide auf den Boden des Zimmers. Schäumend vor Wut und alle Subordination, sowie den Ort vergessend, springt Böhme auf und will auf mich los, allein ich hatte bereits meinen Säbel erfaßt und versetzte ihm einen Hieb über den Kopf und rechten Arm, daß er blutend rücklings taumelte; ich ließ ihn arretieren, der Prozeß wurde ihm gemacht und er fortgejagt.

Überhaupt hatte Wolff, obgleich er mein Untergebener war, im Laufe unseres Zusammenseins meine Freundschaft sehr häufig ziemlich stark in Anspruch genommen und mich deshalb oft in Verlegenheiten versetzt, am meisten aber bei seinem Abgange nach Berlin, wo er auf der Pepinière seine Studien vollenden

wollte. Es ist nämlich Regel, daß nach der Folgenreihe der Dienst-Anciennität alle drei Jahre von jedem Bataillon ein Chirurg in die medizinisch-chirurgische Pepinière aufgenommen wird. Wolff war nun der Älteste, und ihn traf die Reihe. Obgleich er anfangs Willens war, mit mir Abschied zu nehmen und eine Universität zu beziehen, so zog er es jetzt doch vor, Militär zu bleiben, weil er so seine Studien ohne alle Kosten beenden konnte. Zudem hoffte er noch auf die Treue seiner Braut Julie in Weida; bekam er diese zur Frau, dann, meinte er, da sie reich war, sei es noch immer Zeit zu tun, was ihm beliebte. (Er hatte sich aber garstig verrechnet!) Der Befehl zu seinem Abgange nach Berlin kam ihm ganz unerwartet und plötzlich. Er hatte bereits alles zur Abreise bereitet, da bemerkte ich an ihm eine Ängstlichkeit und Unruhe, die ich nicht gewohnt war. Endlich am Morgen des Scheidens kam er mit der Sprache heraus. Er hatte sich nämlich in der letzten Zeit ein gar nicht übles Liebchen aus dem Faubourg St. Martin geholt und jetzt noch bei sich verborgen. Der Himmel weiß, was er dem armen Kinde weißgemacht hatte; sie wollte nicht von ihm lassen und nannte ihn immer ihren lieben Mann. Was nun tun, um ihrer ohne Aufsehen auf eine gute Art los zu werden? Sagte er ihr, daß er nach Deutschland reise, dann war es gewiß, daß sie ihm nachlief. In dieser Verlegenheit sollte ich nun helfen!

Ein Glück war es, daß sie ziemlich deutsch verstand und daß sie seinen Namen nicht wußte, sondern bloß, daß er Ernst hieß. Mit Gewalt war hier nichts auszurichten, denn bei der Leidenschaftlichkeit des Mädchens mußte er fürchten, kompromittiert zu werden, vielleicht selbst in Strafe zu verfallen, weil er ein Frauenzimmer in der Kaserne verborgen hatte. So unangenehm es mir war, mußte ich doch hier zur List meine Zuflucht nehmen. Nachdem er wieder auf sein Zimmer gegangen, welches dicht an meine

Wohnung stieß, trat ich nach einigen Minuten hastig bei ihm ein (das Mädchen schlüpfte schnell in einen Alkoven, von wo aus es mich sehen und hören konnte; ich tat, als bemerke ich es nicht), tat sehr entrüstet, ihn noch da zu sehen, da er doch Befehl gehabt, schon gestern sich nach Rambouillet zu verfügen, das dortige Lazarett zu inspizieren und mir darüber Bericht abzustatten; augenblicklich solle er abreisen, und er müsse in höchstens drei Tagen wieder hier sein. Er tat, als suche er Ausflüchte, ich wurde noch peremptorischer; er äußerte Besorgnis wegen seiner Effekten; ich erwiderte, er brauche nichts mitzunehmen, ich wolle indes alles in meine Verwahrung nehmen, und ohne weitere Umstände rief ich ein paar Soldaten herein und ließ seinen Koffer und Mantelsack auf den schon bereitstehenden Wagen tragen. Jetzt kam er unter allerhand Fahnenschwenkung damit heraus, daß er eine Geliebte bei sich habe, wo er damit bleiben solle? Ich tat wie wild, machte ihm die bittersten Vorwürfe und drohte, davon Anzeige zu machen. Da kam das Mädchen hervorgestürzt, fiel vor mir auf die Knie und bat um Schonung. Ich ließ mich besänftigen. „Aber," redete ich ihn an, „was fängst du jetzt mit ihr an?" Sie wollte mit ihm reisen. „Nein, das geht nicht, du mußt augenblicklich fort und wirst sie doch wohl bei hellem Tage nicht durch die Kaserne führen! Sie wird ja auf der Stelle arretiert und am Ende du mit; und willst du sie denn auf den Sattelknopf setzen? Du mußt reiten, mein Pferd steht schon gesattelt am Tor für dich bereit!" — Nun dann wolle sie, war ihre Erwiderung, hier seine Rückkehr abwarten. Ich entgegnete, dies ginge nicht an, weil der Kasernen-Inspektor während seiner Abwesenheit den Stubenschlüssel haben müsse und gewiß nachsehen würde; das einzige Mittel, um sie zu bergen, sei, daß sie so lange auf meinem Zimmer bleibe. Nach einigen Einwendungen und einigem Sträuben willigte sie ein. Ich drängte, beide nahmen

einen rührenden Abschied, der es mir fast leid tun ließ, das arme Geschöpf betrügen zu müssen, Wolff reiste unserer Absprache nach mit Extrapost ab; statt aber über Meaux und Montmirail, nahm er die Route über Soissons, und dies war sein Glück; ihr räumte ich mein zweites Zimmer, welches früher Raphaela bewohnt hatte, ein. Ich muß gestehen, daß mir die ganze Geschichte unangenehm war und viele Sorgen machte. Das Mädchen, trotzdem daß sie eben nicht sehr spröde war, schien in Wolff wie vernarrt und zu allem fähig, um wieder bei ihm sein zu können. Zudem schien sie nicht von gemeinem Herkommen, auch nicht aus Eigennutz das Verhältnis mit ihm eingegangen zu sein; denn sie zeigte ziemliche Bildung, besaß mehrere Sachen von Wert; ihren Familiennamen wollte sie nie angeben, sie nannte sich bloß Adèle; ein hoher Grad von leicht reizbarer Sinnlichkeit hatte offenbar ihre bisherigen Schritte geleitet!

Wenngleich ich nun keine Ursache hatte, mit ihrem Aufenthalt bei mir unzufrieden zu sein, da sie alles tat, um mir ihre Dankbarkeit zu beweisen, und dem Freunde ihres Mannes nichts abschlagen, aber alles gestatten zu dürfen glaubte, so wurde mir nachgerade bei dieser Privat-Wirtschaft doch unheimlich, wenn ich an die Möglichkeit einer Kasernen-Inspektion, die zuweilen stattfand, dachte. Der dritte Tag ging beinahe schon zu Ende, die Täuschung mußte aufhören. Mein Bursche, der natürlich um das Geheimnis wußte, mußte hier behilflich sein. Als es Abend geworden, trat er zu uns in unser Versteck und übergab mir einen Brief von Wolff (den Wolff selbst früher geschrieben) mit dem Bedeuten, dieser sei angekommen, aber noch im Dienst und habe ihm den Brief gegeben. Er war an Adele gerichtet (sie kannte die Handschrift) und sein Inhalt war: er sei da, habe noch zu tun, komme aber um 8 Uhr in ein bekanntes Kaffeehaus auf dem Grèveplatz, dort erwarte er sie, um mit ihr zu einem Ball

im Tivoli zu fahren; sie möge ja pünktlich kommen, damit sie sich noch ein Ballkleid auswählen könne. Sie war vor Freude ganz entzückt und nicht zu halten. Ich hing ihr meinen Mantel um und setzte ihr meinen Militärhut auf, wünschte ihr viel Vergnügen und, von meinem Burschen begleitet, stürmte sie fort. Außerhalb der Kaserne nahm sie die männliche Vermummung ab und übergab sie dem Burschen. An dem Kaffeehause angekommen, befahl sie ihm, etwas zu warten und trat ein: dieser war aber kein Narr und machte, daß er nach Hause kam.

Mir war, als wäre mir ein schwerer Stein vom Herzen gefallen, und doch hatte ich noch einige Besorgnis für die Folgen. Sie waren auch nicht grundlos; was ich befürchtete, geschah. Adele, als sie Wolff nicht fand, der Bursche auch unsichtbar geworden, ließ sich ein Kabinett anweisen und wartete bis Mitternacht auf ihren Freund; da er aber nicht kam, ließ sie sich, von einem Garçon begleitet, nach der Kaserne fahren und erkundigte sich bei der Torwache, ob der Doktor Ernst angelangt sei. Natürlich kannte diesen niemand; man lachte und spöttelte über diese sonderbare Anfrage um Mitternacht; sie wurde ungeduldig, dringend und wollte zu mir; es wurde ihr aber der Eintritt verweigert. Sie bat, sie flehte, weinte und beteuerte, sie müsse mich durchaus sprechen; ich sei ihr und des Herrn Dr. Ernst Freund! Man schickte einen Soldaten zu mir, um mich zu befragen; ich erklärte, daß der Dr. Ernst infolge eines Befehles abgereist sei, weiter wisse ich nichts. Nur mit Mühe konnte man sie von dem Eindringen abhalten. Wie verzweifelt fuhr sie davon, frug an allen Barrieren, ob ihr geliebter Doktor ein- oder auspassiert sei; jedoch vergebens.

Am nächsten Morgen erhielt ich einen fulminanten Brief von ihr, voller Vorwürfe, Klagen, Bitten um Aufklärung und Drohungen, die ich aber weislich unbeantwortet ließ. Der Himmel

weiß, wer ihr den guten Rat gab, sich an das preußische Etappen-Bureau zu wenden. Gegen eine Remuneration erfuhr sie da, daß ihr Geliebter Ernst Wolff heiße, schon vor drei Tagen abgereist sei, den Weg über Meaux und Montmirail genommen und laut Etappenliste heute in letzterem Orte sein müßte. Ohne Zaudern fuhr sie mit Extrapost in Begleitung einer ältlichen Dame auf diesem Wege ab. Bei allen Militärkommandanten und Munizipalbehörden zog sie Erkundigungen ein, allein niemand konnte ihr über den Doktor Auskunft geben; natürlich, weil dieser den Weg von Soissons direkt auf Chalons sur Marne eingeschlagen und längst schon über alle Berge war. Sie kam trostlos zurück, bestürmte mich mit Briefen, Einladungen usw. Endlich schien sie es müde geworden zu sein, und ich war froh, so wohlfeilen Kaufes davon gekommen zu sein. —

Nachgerade schien es mir nun Zeit, an die Realisierung meines früheren Lebensplanes zu denken; auch fing das Pariser Leben an, mich anzuekeln. Ich meldete daher an meine Gattin und Schwiegermutter, daß ich Abschied nehmen und in kurzem nach Erfurt zurückkehren wolle. Letzterer schien dies nicht zu behagen, weil sie glaubte, es würde dann über ihren Säckel hergehen. Diese Filzigkeit verdroß mich und ich tat nun ihr zum Trotz, was ich beschlossen.

Doch zuvor hatte ich noch einen stürmischen Auftritt zu bestehen. Der damalige Chef des Militärmedizinalwesens, General-Stabsarzt Goecke, war gerade in Paris anwesend, und um mir alle Schreibereien und Weitläufigkeiten zu ersparen, wandte ich mich direkt mündlich wegen meines Abschiedes an ihn; allein er empfing mich auf eine so diplomatisch-malitiöse, gamaschendienstmäßige Weise, daß mir die Galle überging, und ich ihm — zu meinem Schaden — sagte, was er zu hören nicht gewohnt war. Er hatte den Auftritt von Breslau noch nicht vergessen! —

Ich verlangte einen ehrenvollen Abschied und, mit Bezugnahme auf die Königl. Kabinetts-Ordre vom 22. März 1813, die Anweisung auf freies Studium an jeder preußischen Universität; zugleich auch den mir bei Belle Alliance zuerkannten Orden. Allein mit hämischem Grinsen erwiderte er auf meine gerechten Forderungen: „So, so! Lauter Schwindeleien, — immer oben hinaus! Hätten mit der Lanzette, statt mit dem Säbel fechten sollen!“ „Habe beides getan, wenn es die Pflicht gebot und noch mehr,“ war meine Antwort. „Anmaßung, sich in Sachen mischen, die seines Berufes nicht sind, Helden spielen, wo man verbinden sollte,“ näselte er. Entrüstet sagte ich ihm nun unter die Nase: „Daß Sie, Herr Goecke, als Chirurgus kein Held gewesen, weiß jedermann; ob Sie aber im Kugelregen auch nur einen einzigen Blessierten verbunden, weiß niemand! Drum — lassen Sie dergleichen Erörterungen nur unberührt; ich wenigstens brauche mich meiner Leistungen nicht zu schämen und kann mich auf das ehrenvolle Zeugnis von Tausenden berufen!“ Kurz, wir gerieten hart aneinander, er wurde heftig und ich blieb ihm nichts schuldig; was hatte ich es auch nötig, dem eitlen, eingebildeten, lächerlich unwissenden Dienstzopf Schmeicheleien zu sagen!

Ich verließ ihn in der heftigsten Erbitterung. Den mir zuerkannten Orden erhielt — der Stabshornist unseres Bataillons, weil er bei Belle Alliance, am Fuße von einer Kugel leicht gestreift, aus dem Feuer lief und, was wichtiger war, eine hübsche gutwillige Frau hatte, die sich bei unserem Regiments-Kommandeur sehr — verbindlich gemacht. Auch mein Abschied blieb aus.

Mit dem Monat Februar 1816 hatte bereits ein milder Frühling begonnen, der Friede sich konsolidiert, unsere Expedition war beendet, wir bekamen Befehl, nach Deutschland zurückzukehren.

Am 10. Februar marschierten wir von Paris ab. Gar mannigfaltig mögen die Gefühle der Einzelnen beim Scheiden gewesen sein! — Außer den armen Leuten wünschte uns ganz Paris zu allen Teufeln und ließ es uns auch vernehmlich hören, denn bis außerhalb der Barrieren erschallte der Zuruf: „Au diable! Bon voyage!“ Viele seufzten, das warme Quartier mit seinen fetten Diäten, andere ihr Liebchen oder sonstige Ergötzungsanstalten verlassen zu müssen. Noch andere, arme Teufel, Bresthafte — und deren Anzahl war ungeheuer — hatten wohl Ursache zu seufzen, denn Cypris hatte sie berührt; sie waren im Dienste der Venus blessiert worden. Unser Bataillon allein schleppte deren 52 auf Wagen mit.

Nur von den beiden Familien Dupin und Daubrin wurde mir der Abschied schwer; die holde Virginie schien sehr betrübt.

Außer daß ich in Montmirail, wo ich bei einem Medizinae-Doktor einquartiert wurde, seine erwachsene Tochter, weil sie sich auf eine höchst beleidigende Weise gegen mich verging und mich bis zum Zorne reizte, durch ein paar derbe Ohrfeigen zur Vernunft brachte, begegnete mir auf dem ganzen Marsche nichts besonderes; betrübt genug war er wohl durch die traurige Champagne; denn wenn schon an sich die einförmige flache Öde, der Kreideboden, der wie frischgefallener Schnee einen umgibt, so weit das Auge reicht, ohne Berg, ohne Baum, ohne Strauch oder auch nur ein grünes Plätzchen, höchstens einige Weingärten mit verkrüppelten Fruchtbäumen in der Nachbarschaft der elenden und seltenen Dörfer, die wie Oasen aus der kahlen Schneewüste hervorschimmern, so daß man sich nach Sibirien versetzt glaubt, langweilen, so wird dies umso schlimmer, wenn, wie es uns erging, ein anhaltender Regen mit Frost stattfindet, die Wege grundlos werden, und man Gefahr läuft, sobald man von ihm abgeht, in dem Kreideboden zu versinken; wenn nach einem anstrengenden

Marsche man abends in den durch den Krieg völlig ausgesaugten und ohnedies schon erbärmlichen Dörfern kaum eine Lagerstätte findet, wo man vor Wind und Regen und Ungeziefer geschützt ist, und die geisterbleichen, verhungerten, zerlumpten Einwohner Mitleiden erregend den Gast anstieren, als wollten sie um ein Almosen bitten, statt daß sie ihn bewirten sollten. Daher nannte ich den Teil der Champagne von Montmirail bis beinahe an Chalons das französische Sibirien. Übrigens fehlte es auf unserem Wege selbst an Bewohnern des Nordens nicht, nämlich an Wölfen. Scharenweise überfielen sie einzeln gehende Pferde. In einem Dorfe, Cheressy, unweit Metz, schoß ich allein in einer mondhellen Nacht deren drei, die sich an einem krepierten Pferde gütlich tun wollten. Für einzelne Reiter war es ein gewagtes Unternehmen, nachts zu reisen; selbst bei Tage war man vor den Bestien nicht sicher. Nächstdem empfanden wir Nordländer am härtesten den Mangel an Öfen in diesen Gegenden und in dem strengen Winter. Der Kuckuck hole diese Kamine, in welchen etwas Rebenholz flackert und knistert, vor denen man eine Seite des Körpers verbrennt, während die andere erfriert und man vor Rauch fast erstickt, ohne nur mäßig warm werden zu können.

Über Pont-à-Mousson erreichten wir endlich Frankreichs Grenze. Es ist ein eigenes Gefühl, nach langer Abwesenheit den vaterländischen Boden wieder zu betreten, noch mehr aber, seine Muttersprache von den Einwohnern zu hören. Ich wenigstens hätte einen Bauer, der mich zuerst deutsch grüßte, umarmen mögen, eben weil er mir einen „guten Tag" wünschte.

Der Weg über Saarbrücken und den Hundsrücken war bald zurückgelegt, und am 1. März rückten wir in Mainz ein. Unser Bataillon blieb jedoch nicht da, sondern wurde nach Weisenau, Laubenheim und die umliegenden Dörfer verlegt. Aber auch hier war noch unseres Bleibens nicht, wir mußten nach Nierstein.

Es versteht sich von selbst, daß ich die Klassizität des Rebensaftes dieser Orte gehörig gewürdigt und geprüft.

Endlich am 10. März langte mein vom 27. Februar ausgestellter Abschied an und somit war meine militärische Laufbahn beendet; ich war frei und konnte gehen. Der ganze Lohn für meine geleisteten Dienste waren: ein dreimonatlicher Gehalt als Gratifikation, die Merkmale von neun Wunden und hinlänglicher Giftstoff im Leibe! Ein Glück noch, daß mir durch Ersparnisse und Beute nahe an 3000 Taler in Gold zu gute lagen!

Bevor ich nach Erfurt abreiste, war ich noch gezwungen, der militärischen Humanität des Marschbureaus in Mainz etwas nachzuhelfen. Mit vollem Rechte konnte ich Vorspann und Verpflegung auf der Rückreise verlangen. Allein der Chef jenes Bureaus meinte wohl, mit einem Verabschiedeten brauche man weiter keine Umstände zu machen. Mit Mühe erhielt ich eine Etappenliste. Ein Offizier aber, der diese ausfertigte, mochte wohl diese Ungerechtigkeit fühlen und, da er gerne helfen wollte, ohne gegen seinen Vorgesetzten zu verstoßen, ließ er die Kolonnen in der Marschroute leer, welche die Art des Transportes bestimmen. Ich verstand seinen Blick bei der Übergabe des Papiers, nahm mir die Freiheit, das Leergebliebene mit eigener Hand auszufüllen — „Kutsche mit 2 Pferden, Offizier-Verpflegung bis Erfurt" hieß es jetzt darin —, und sagte allem Militärwesen Valet.

VIII.

Als Universitätsstudent



Teutone in Halle.

Wieder in Erfurt. — Akademischer Bürger in Halle. — Einsicht meiner Unwissenheit. — Die Verhältnisse an der Universität. — Die Ursachen des Demagogentums. — Staatliche Versprechungen. — Wie es mir in dieser Hinsicht erging. — Rencontre mit einem ehemaligen Offizier. — Das Duell. — Wieder ein Duell. — Auf dem Fechtboden. — Die Teutonia. — Das Fest auf der Wartburg. — Der geheime Rat der Teutonen in Halle. — Der Kongreß in Jena und seine Beschlüsse. — Austritt aus der Teutonia. — Bewegung gegen ihr Treiben. — Ihr Auszug aus Halle und ihre Rückkehr.

Mein Weg ging diesmal über Wiesbaden, Wetzlar, Gießen, Hersfeld. Gerade am Palmsonntage mittags langten wir in Erfurt an; man wußte da wohl, daß ich vom Militär abgehen werde, allein nicht, daß ich schon so bald ankommen würde. Wir waren aus dem Wagen gestiegen und gingen durch die Stadt zu Fuß. Ich war die Augustgasse entlang dicht an den Häusern gegangen, so daß mich aus unserem Hause niemand sehen konnte; allein ich war noch nicht bis dahin gelangt, als mein Dortchen aus der Haustüre hervorstürzte und in meinen Armen lag; sie hatte schon von ferne meine Schritte erkannt. Umso weniger erkannte mich die Mutter, so verändert schien ich ihr; allerdings war ich stark gebräunt im Gesicht, mein Bart fort, ich trug Zivilkleider nach der neuesten Pariser Mode; alles dieses mochte mir wohl ein fremdartiges Aussehen gegeben haben.

In den ersten Tagen kostete es mich Mühe, mich in meiner

neuen Lage zurecht zu finden; ich war seit meinem vierzehnten Jahre an die militärische Ordnung und Lebensweise zu sehr gewöhnt, als daß ich jetzt nicht öfter gegen die bürgerliche hätte verstoßen sollen. Selbst die Zivilkleider wollten mir nirgends passen, es schien mir alles so los und locker um den Leib zu hängen; grüßte ich jemand, dann vergaß ich den Hut abzunehmen und salutierte nach Soldatenweise; ging ich aus, so war es mir fortwährend, als fehle mir etwas, weil ich keinen Säbel umhatte.

Und was war ich eigentlich jetzt? Nichts, und zu tun wußte ich auch nichts. Es wurde hin und her überlegt. Die Mutter meinte, ich solle mich auf Ökonomie verlegen und ihre Grundgüter in Pacht nehmen; allein davon verstand ich ebenso viel als von der Kultur der Teeplantagen; ferner äußerte sie den Wunsch, da das Studium so viel Geld koste, so möge ich es aufgeben und mit den ausreichenden Kenntnissen und Erfahrungen mich irgendwo als Wundarzt niederlassen; dazu war ich aber zu stolz, auch hielt ich es für schändlich, meine Anlagen und Fähigkeiten in einem erbärmlichen Neste verfaulen zu lassen; überdies durchschaute ich auch gar bald ihre wahre Absicht; sie besorgte, daß, wenn ich als Doktor promovierte, ich dann mich in Erfurt niederlassen und von dem Hause Besitz nehmen würde; sie aber beabsichtigte, ihren Sohn, der indes von Altona zurückgekehrt war und sich infolge eines heftigen Wortwechsels, den er schon in den ersten Tagen nach seiner Ankunft mit ihr hatte, in Rudolstadt aufhielt, zu versöhnen und ihm im Hause eine Buchdruckerei und Handlung einzurichten.

Ich ließ sie manövrieren. Sie glaubte, die Not würde mich zwingen, von meinem Vorhaben abzustehen; denn da weder Dortchen noch ich bis dahin majorenn waren, so konnten wir sie, wenn sie es nicht freiwillig tat, gesetzlich nicht einmal zwingen, unser Heiratsgut herauszugeben, und daß ich ein schönes Sümm-

chen mitgebracht hatte, wußte niemand. Mein Plan war unwiderruflich beschlossen, nur war ich in der Wahl einer Universität noch unschlüssig; ich besprach mich daher mit dem uns nahe verwandten Hofrat Tromsdorf; dieser riet mir Jena, und zwar, weil es da wohlfeil zu leben, es auch so nahe sei, so daß ich öfter die Familie besuchen konnte, die medizinische Fakultät gut besetzt wäre und das Promovieren leicht sei.

Gleich nach den Osterfeiertagen machte ich mich dahin auf den Weg, um mir die Sache zu besehen; allein vieles mißfiel mir da, die Anatomie war in schlechtem Zustande, die Kliniken kaum der Rede wert, für Chirurgie und Augenheilkunde war nicht einmal ein ordentlicher Lehrer da. Alles dieses und noch ein anderer Grund bestimmten mich, eine andere, und zwar eine preußische Universität zu beziehen; auf dieser glaubte ich meine Ansprüche, die den Teilnehmern an den beiden Feldzügen durch eine königliche Kabinetts-Ordre zugesichert waren, geltend machen zu können; dies bestimmte mich, Halle zu wählen. Bei meiner Rückreise von Jena machte ich einen Abstecher nach Rudolstadt, um meinen Schwager kennen zu lernen; ich fand in ihm einen trockenen, eigensinnigen Pedant und Sonderling, mit dem ich nicht hätte zusammenleben mögen und können. Gelegentlich besuchte ich auch Stadt-Ilm; da hatte sich aber alles geändert, überall ward mir ein kühler Empfang; ich dachte: „Wohl aus den Augen, wohl aus dem Sinn" und eilte nach Erfurt.

Einige Tage später reiste ich nach Halle; es gefiel mir da, und meine Wahl war entschieden.

Nach Erfurt zurückgekehrt, schnürte ich mein Bündel, nahm von Gattin und Mutter, trotz dem Kopfschütteln der letzteren, herzlichen Abschied und am 24. April 1816 wurde ich in Halle von Professor Knappe, der damals die Stelle des Kanzlers Niemeyer vertrat, als akademischer Bürger immatrikuliert. So schwer

es mir auch wurde, die Gattin in Erfurt zurücklassen zu müssen, so schien es mir doch unpassend, als Student eine Frau mitzunehmen. Daher kam es auch, daß zwei Jahre lang in Halle niemand um meine Verheiratung wußte, und daß selbst mein bester Freund, der Professor Nasse, der wahrscheinlich einen Plan mit mir und seiner eben zur Jungfrau herangereiften Schwägerin vorhatte, teufelswild wurde, als er von meiner Ehe erfuhr.

Mit einem gewaltigen Dünkel begann ich von neuem meine akademische Laufbahn; ich glaubte soviel zu wissen, daß ich in einem Jahre meine Studien beenden und dann promovieren könnte; allein schon nach wenigen Tagen wurde mir der eitle Wahn benommen, ich sah klar ein, daß ich von vorne würde anfangen müssen. Denn mit Ausnahme dessen, was ich in Paris und in meiner Praxis gelernt, hatte ich, da ich fast vier Jahre lang nichts studiert, alles Erlernte wieder vergessen; und in dieser Zeit hatten Heilkunde und die Naturwissenschaften so reißende Fortschritte gemacht, daß mir vieles völlig fremd war. Zudem fühlte ich jetzt die Fehlerhaftigkeit meines Stils, die Mangelhaftigkeit meiner Sprachkenntnisse; Logik, Metaphysik, Aesthetik kannte ich bloß dem Namen nach; in der Physiologie, Pathogenie, Psychologie, gerichtlichen Medizin, Geburtshilfe und Frauen- und Kinderkrankheiten, medizinischen Literatur und Geschichte war ich überall und nirgends zu Hause; d. h. ich wußte von allem etwas, aber nichts gründlich. Da wurde mir denn bei all meinem Wissensschwindel und bei der leichtsinnigsten Überschätzung meiner Kräfte doch etwas bange; an eine einjährige Beendigung meiner Studien war nicht mehr zu denken. Ich wollte ursprünglich mit meiner wohlgefüllten Börse ein fideles Burschenleben führen, hierauf ein Jahr lang reisen und erst dann mich in Erfurt niederlassen. Alles dieses fiel jetzt weg, ich mußte sparsam sein, um auszukommen; ich mußte fleißig sein, um soviel zu erlernen, daß

ich beim Examen mit Ehren bestehen könnte. Bei meinen Kräften, meines guten Willens mir bewußt, begann ich mit frischem Mut, und es ging vortrefflich. Zwar spukte mir zuweilen noch der Soldat im Kopfe herum, aber nicht lange; ich lebte still und eingezogen in der ersten Zeit.

Die Anzahl der Studierenden betrug damals auf dieser Hochschule über 800; der größte Teil derselben hatte in den Feldzügen mitgedient, und zwar die meisten als Offiziere; darunter hatten wir zwei Majore und fünf Kapitäne. Ein ehemaliger Ulanen-Rittmeister hatte zwei russische und drei preußische Orden; es waren also meistens Männer, die schon den Ernst des Lebens erfahren hatten, keine renommierenden Jungen. Alle waren von dem besten Geiste beseelt; Eintracht, Herzlichkeit, Gemeinsinn verbanden alle, obgleich fast durchgehends die Begriffe von Nationalität, Deutschtum, Volksrecht, erkämpfte Freiheit in einem etwas überfließenden Maße vorherrschend waren.

Halles Studenten waren damals keine studierenden Jünglinge, die man mit einem Senats-Reskripte schrecken oder durch eine ministerielle Demonstration zu Paaren treiben konnte. Sie wußten recht wohl, was man früher von oben herab getan und versprochen, um sie zu gewinnen, sie hatten erfahren, was sie leisten konnten, sie wußten, was sie getan und was man ihnen schuldig war. Wenn in der Folge ihre desfallsigen Anforderungen und ihre politischen Ansichten wohl zuweilen ausschweiften, dann muß man nicht sie, sondern diejenigen anklagen, die sie zu Demagogen gemacht, ihren demagogischen Geist geweckt und so lange genährt hatten, als sie ihn benutzen konnten, und als ihre Absichten erreicht waren, nicht allein keines ihrer Versprechen hielten, sondern auch noch obendrein den Männern, die Leben, Habe und alles, was dem Menschen teuer ist, zum Opfer gebracht, durch schöne Worte oder Versprechungen begeistert, den Mund stopfen

wollten, wenn diese sich erkühnten, sie daran zu erinnern oder sich deshalb zu beklagen. Nie würde man von Demagogen in Deutschland etwas gehört haben, hätten die Mächtigen sie nicht selbst geschaffen. Man versprach mehr, als man später halten konnte, auch wohl als man zu halten gesonnen, ja mehr, als nötig war; weil man glaubte, man könne dessen nicht genug tun, um den Freiheitsgeist der Deutschen zu wecken; aber wie ein furchtbarer Racheengel stand er schon längst unter ihnen, nur eines Winks gewärtig; ihn zu leiten, war jetzt die Aufgabe der Großen, ihn nach vollbrachter Tat durch Wortbrüchigkeit, Undank und Strenge bannen zu wollen, hieß statt seiner einen finsteren Dämon heraufbeschwören. Wer da noch zweifelt, daß dies Bild nicht treu und wahr sei, der lese nur die gewiß noch häufig vorhandenen Proklamationen des Generals York vom Februar 1813, des Kaisers Alexander von diesem Jahre; die des Königs vom März, Mai und Juni 1813, vom Fürsten Schwarzenberg, von den drei alliierten Monarchen vom Oktober 1813, und frage dann die Völker Deutschlands, frage den Bürger oder Landmann, der voll Vertrauen und mit Freude seine Söhne, sein Hab und Gut hingab, ja selbst noch kriegerische Dienste tat, frage die als Krüppel zurückgekehrten Krieger, frage die Witwen und Waisen, frage die Beamten, die ihre Stellen aus dem Felde rückkehrend wieder einnehmen wollten: ob und wieviel von jenen Versprechungen und Zusicherungen gehalten worden! Nichts empört und erbittert mehr als Undank und Geringschätzung geleisteter Dienste in der Not, nachdem diese vorüber ist!

Ich selbst kann auch ein Liedlein davon singen; des Scherzes halber (denn mit den Proklamationen war es gewiß nie im Ernst gemeint) will ich hier einige Stellen daraus anführen. In einer Proklamation vom April 1813, aus Breslau datiert, sowie auch in der „Breslauer Zeitung" hieß es: „Alle Studierenden sollen

nach beendigtem Kriege auf ihren Wunsch mit einer Graderhöhung ihrer Charge, und wenn sie dienstunfähig sind, mit dem vollen Gehalte derselben pensioniert, entlassen werden. Kehren sie auf Hochschulen zurück, so sollen sie alle Kollegien frei und vorzugsweise die nächsten Ansprüche auf Stipendien, Freitische und dergleichen haben. Bei Anstellungsgesuchen zum Staatsdienste sollen sie allen anderen Supplikanten, die nicht gedient, vorgezogen werden," usf. usw. Aber — als ich in Halle bei den Professoren freie Kollegien verlangte und mich auf jene Zusicherungen berief, wurde ich ausgelacht und mir bedeutet, wer das Versprechen gegeben, solle auch den Professoren ihr Honorar bezahlen; als ich promovierte, mußte ich richtig, so gut wie jeder andere, meine 30 Louisdor an die Universitätskasse bezahlen; als ich in Berlin meine Staatsprüfungen machte, mußte ich zuerst warten, daß mir beinahe die Geduld verging, mußte mich scheren und hudeln lassen, gegen Günstlinge zurückstehen und am Ende bezahlen, daß mir dabei grün und blau vor den Augen wurde; als ich mit der mündlichen Zusicherung des Ministers nach Bonn gegangen, daß, wenn ich etwa ein halbes Jahr lang mich für den Katheder ausgebildet, ich eine Professur erhalten würde, und nach Ablauf dieser Zeit bis zu zwei Jahren um diese öfter anhielt und bat, als sich selbst die ganze medizinische Fakultät deshalb für mich verwandte und meine militärischen und literarischen Leistungen hervorhob, wurde ich mit leeren Worten und Ausflüchten abgespeist, so daß ich, nachdem ich mich zwei Jahre lang umsonst geplagt und Habe und Gut zugesetzt, gezwungen war, davon zu gehen und anderweitig zu sorgen, daß ich nicht zu betteln brauchte; als ich in Aachen bei zweimaliger Vakanz der Physikatsstelle um diese bat, schickte man aus West- und Ostpreußen Männer zur Besetzung dieser Stelle her: ich ging leer aus; ja, ich glaube, daß wenn ich um einen Freibrief zum Betteln als Invalide gebeten

hätte, man noch Bedenken gehabt haben würde, mir ihn zu geben! — Dies war der Lohn, dies die Erfüllung der Zusagen im Namen der Monarchen! Hätte ich vollends (obgleich ich nicht immer still dazu schwieg) den Mund etwas voll genommen, wer weiß, in welcher Festung ich bereits längst schon vermodert und vergessen wäre!!!

So sehr ich mir auch anfangs vornahm, mich von allem Treiben des gewöhnlichen Burschenlebens fernzuhalten, so wenig war dies möglich; ja, ich wurde selbst gezwungen, wollte ich mich nicht jeden Augenblick Neckereien und Sticheleien aussetzen, einigen Maulhelden den Mund zu stopfen und mich in Respekt zu setzen. Die nächste Veranlassung dazu war folgende:

In Halle trieb sich ein preußischer Offizier, der auf halben Sold gesetzt war, ohne irgend eine Bestimmung oder ein Amt herum. Ich hatte ihn früher gekannt, er war zuerst ein schlechter Schauspieler, dann ein noch schlechterer Soldat, ein Spieler und Wollüstling bester Qualität, fast bei allen seinen Kameraden verhaßt. Wie er es angefangen, daß er bis zum Offizier avanciert, oder ob er es wirklich war, weiß ich nicht, genug, er hieß bei uns der liederliche Döring. Als ich ihm nun in Halle zum ersten Male begegnete, sprach ich ihn mit den Worten an: „Ei was Tausend, Döring, bist du es? Wie kommst du denn hierher und in der Offiziers-Uniform? Ich dachte, du säßest längst schon in Nummer Sicher auf Silberberg?" Da warf er sich in die Brust, maß mich mit stolzen Blicken und entgegnete in einem wegwerfenden Tone, daß er mich nicht kenne, daß er Offizier sei, wie ich sehen könne, wenn ich nicht blind sei, und daß er sich alle Vertraulichkeit verbitte, sonst wolle er mich für meine Ungezogenheit züchtigen! Bei so bewandten Sachen konnte ich nichts Vernünftigeres tun, als den schlechten Kerl auslachen und stehen lassen.

Am folgenden Morgen gehe ich etwas eilig, weil bereits die

Stunde geschlagen, in ein Kollegium, jener Döring kommt mir entgegen; nun ist es Sitte in Halle, daß jeder, der zum Markte geht, das Recht hat, in der Mitte der Straße, auf dem sogenannten Breitenstein, der mit großen, platten Steinen gepflastert ist, zu gehen, wer aber vom Markte kommt, muß ausweichen. Ich lief nun dem Markte zu; jener aber kam vom Markte her, und voraussetzend, daß er ausweichen würde, was er aber nicht tat, rannte ich wider ihn, daß er zur Seite taumelte; ohne mich weiter um ihn zu bekümmern, verfolgte ich meinen Weg; nur hörte ich deutlich, daß er mir einen dummen Jungen nachrief; obgleich es das größte Schimpfwort der Studenten ist, kümmerte mich dies wenig; ein so miserabler und schlechter Kerl wie er konnte mich nicht beleidigen.

Mehrere Tage verstrichen, ich hatte diesen Vorfall beinahe vergessen, da kommen mittags drei Studenten auf mein Zimmer und erklären, sie seien von der Burschenschaft abgesandt, mir zu sagen, daß, wenn ich meine Ehrenkränkung einstecke und mich nicht mit Döring schlage, ich in Verschiß (Studenten-Bann) erklärt würde. Man erzählte mir ferner, er habe gestern an offener Wirtstafel sich geäußert, mit der Empfindlichkeit des Ehrgefühls bei einigen Studenten möchte es doch wohl nicht so strenge sein, denn er habe z. B. mir vor einigen Tagen einen dummen Jungen gestoßen und mich gerempelt, und ich hätte beides eingesteckt. Hier konnte ich nicht ausweichen; auf der Stelle ließ ich ihn auf Säbel fordern, und zwar sollte das Duell sogleich in einem Gartenhause vor der Stadt stattfinden. Jene drei Studenten verfügten sich deshalb sogleich zu ihm, er machte Umstände, suchte Ausflüchte und Aufschub, diese aber erklärten ihm rundweg, daß, wenn er nicht auf der Stelle mitginge und mir Satisfaktion gebe, er Stockprügel bekommen werde. Nolens volens mußte er mit. Das Duell ging los, mein Stubengenosse Bartky sekundierte

mir. Meine Absicht war, den Schuft so zu zeichnen, daß er nicht länger im Militär, dem er Schande machte, dienen könne: nämlich ihm die Nase herunterzuhauen; allein es gelang nicht, denn im ersten Gange warf ich ihm eine sogenannte polnische Quarte ins Gesicht, diese fiel aber zu flach und brachte ihm nur eine blaue Schmarre bei. Er mochte wohl merken, daß ich es ihm auf sein glattes Schelmengesicht abgesehen hatte und deckte dieses nun besser, so daß ich ihm nicht beikommen konnte. Ich wurde des Dinges überdrüssig und hieb ihm im dritten Gange einen tüchtigen Fleischlappen von der rechten Schulter ab. Somit war die Sache abgetan; Döring verschwand nach einigen Tagen, und ich habe nie wieder etwas von ihm gehört.

Ich galt nun für einen forschen Burschen, allein dies zwang mich, aus meiner bisherigen Verborgenheit hervorzutreten. Bei der größten Vorsicht und Zurückhaltung konnte ich es nicht vermeiden, daß ich mit einem oder dem anderen oft unbedeutender Kleinigkeiten willen in Reibung geriet, und dann gab es einen „dummen" oder einen „Rapier-Jungen" abzumachen, wobei ich meistens glücklich davon kam.

Einmal erging es mir jedoch schlimm. Ein gewisser Behringer, ein Mediziner und vorzüglicher Fechter, veranlaßte mich, mit ihm scherzweise mit stumpfen Rapieren zu hauen; ich merkte sogleich, daß er mir an Geschicklichkeit und hauptsächlich an Kraft überlegen war und benahm mich bloß verteidigungsweise. Dies sehend, versetzte er mir einen Hieb, der so malitiös ist, daß ihn selten ein Student haut, und auf den ich deshalb auch nicht gefaßt war: nämlich zwischen die Beine, und quetschte mir beide Hoden dergestalt, daß ich vor Schmerz ohnmächtig zusammensank und 14 Tage lang das Bett hüten mußte.

Von nun an war es beschlossen, mich bis zur möglichsten Vollkommenheit im Fechten auszuüben; alltäglich zwei Stunden lag

ich auf dem Fechtboden, und ehe noch sechs Wochen umgingen, konnte ich es darin mit jedem aufnehmen; ja man ersuchte mich sogar, anderen darin Unterricht zu geben. Alle Augenblicke wurde ich zu Duellen als Sekundant oder unparteiischer Zeuge geladen. Sehr gut zu statten kam es mir überdies, daß ich ebenso gut mit der linken wie mit der rechten Hand focht. Dadurch brachte ich oft die besten Schläger, wenn sie dies nicht wußten, oder nicht daran dachten, ganz aus der Fassung.

Fast auf allen deutschen Universitäten bestand damals eine Studentenverbindung, die nachher so berüchtigt gewordene Teutonia. Wie es überhaupt meistens mit derartigen Verbindungen geht, so ging es auch mit dieser; ihre anfängliche Tendenz war gut; sie bezweckte gegenseitige Einigkeit, Ordnung, Sittlichkeit, Liebe zum deutschen Vaterlande und eine gewisse Ritterlichkeit, Ehrliebe bei den Mitgliedern; sie war Schiedsrichterin in allen Streitigkeiten, eine konsularische Republik in jedem einzelnen Universitäts-Staate. Leider artete auch sie aus. Sie hatte sechs Senioren und zwei Sekretäre, welche das Ganze leiteten, ein Ehrengericht, welches über die Sittlichkeit der Mitglieder wachen und alle Ehrensachen womöglich auf gütlichem Wege schlichten mußte; ohne seine Zustimmung durfte kein Duell stattfinden; zwei Redner, drei Herolde, welche alle Beschlüsse verkündeten oder Herausforderungen bewirkten; eigene Statuten und Institutionen, selbst eine eigene, altdeutsche Kleiderordnung und Gesandte an jeder deutschen Universität, um mit diesen korrespondieren zu können. Zu Senioren wurden nur solche gewählt, die bei sämtlichen Gliedern in Respekt standen, d. h. die besten und kühnsten Fechter. Ich ward Mitglied dieser Verbindung; nach einigen Monaten wählte man mich zum Senior. Die Zahl der Mitglieder betrug schon damals über 500. Wie imposant sie war und in welcher Achtung sie stand, beweist, daß weder Senat noch Professoren sie

zu hindern wagten; der einzige Kanzler und Prorektor Niemeyer eiferte dagegen und mußte hart dafür büßen; mehrmals wurden ihm die Fenster eingeworfen, ohne daß es die zu Halle garnisonierende Kompagnie Infanterie wagte, dies zu verhindern; zuletzt wurde ihm mit großen Buchstaben in Ölfarbe an seinem Tore der Rat gegeben, „sich Fenster von Horn machen zu lassen, wozu ihm seine und des Professors Pfaff Frau das Material liefern werden."

Allmählich nahmen die Anmaßungen der Teutonen zu; die Verbindung nahm immer mehr eine philantropisch-politische Tendenz an; man sprach von Völkerrecht, Freiheit, Tyrannei, Sklavenketten, Fürstenknechten; jedes nicht deutsche Wort war verpönt; wer nicht langes Haar und Bart und einen altdeutschen Rock trug, nicht recht flegelhaft einherging und täglich turnte, der galt für einen fränkischen erbärmlichen Wicht. Selbst mehrere Professoren blieben hierin vor den Studenten nicht zurück; ja sie schürten sogar das Feuer noch mehr an. Kisser, Salchow, Arndt, Krug und der berühmte Berliner Turnmeister Jahn wetterten in Schriften und Worten drauf los.

So rückte das verhängnisvolle Fest auf der Wartburg heran, und jetzt brach die Flamme los. Was da alles verhandelt wurde, weiß ich nicht, denn ich war unterdessen von Professor Nasse zum Hilfsarzte in der medizinischen Klinik gewählt worden und hatte keine Zeit, an jenem demagogischen Feste teilzunehmen.

Alle, die von diesem Feste zurückkamen, schien ein politischer Wahnsinn und Freiheitsschwindel ergriffen zu haben; ungescheut und öffentlich wurden demagogische Grundsätze besprochen. Das Turn-Verbot, die Arrestation Jahns, der Erlaß des österreichischen Gouvernements, daß kein Österreicher in Jena studieren dürfe, gossen vollends Öl ins Feuer. Endlich kam sogar noch der unglückselige Kotzebue mit seinen Schmähschriften gegen das Burschenwesen angezogen und erbitterte so selbst die minder Exaltierten.

Gleich darnach hieß es, es solle in Jena ein Kongreß stattfinden, um die Angelegenheiten der deutschen Universitäten und vielleicht noch wichtigere Dinge zu beraten.

In Halle trat nun ein geheimer Rat der Teutonen zusammen. (Ich werde hier keinen Namen nennen, den vielleicht dereinst noch dieser Bericht kompromittieren könnte, obgleich ich sie alle recht gut kenne.) In den Jakobiner-Klubs der französischen Revolutionen hätte es nicht schlimmer hergehen können als hier; man sprach schon von Opfer fallen, Blutsühne, von Deutschlands Morgenröte, Tod allen Tyrannen usw. Nach langen Debatten wurden endlich aus den sechsunddreißig Anwesenden durch das Los sechs gewählt, die zu dem Kongresse nach Jena gehen sollten. Dazu gehörte auch ich. Keiner von uns ahnte, welchem schrecklichen Lose wir entgegengehen sollten. Zwei Tage später sollte unsere Abreise stattfinden. War es Zufall oder hat mich ein guter Genius beschützt? Noch am nämlichen Tage stürzte ich auf offenem Markte, auf ebenem Boden mit dem Pferde, verrenkte mir den rechten Fuß, und mein Gesicht war so zerschunden und zerkratzt, daß ich sechs Tage lang das Zimmer nicht verlassen konnte. Dies war die Veranlassung, daß ich nicht nach Jena ging und ein anderer an meiner Statt gelost wurde. Damals hätte ich darüber aus der Haut fahren mögen. Mancher beneidete mich um den ehrenvollen Auftrag. Jetzt danke ich Gott dafür, daß er mich durch jenen kleinen Unfall davor bewahrt hat!

An dem Tore vor Jena angekommen, wurde die Deputation von einem der Senioren der dortigen Teutonia empfangen; er empfahl ihnen bei ihrem geleisteten Eide unverbrüchliches Stillschweigen gegen jedermann, nannte das Losungswort, bestimmte Zeit, Ort und die Weise der Zusammenkunft, wies ihnen ihre Wohnung an und gebot ihnen, während ihres hiesigen Aufenthaltes nicht auszugehen oder mit jemand zu verkehren.

In der hierauf folgenden, sehr finsteren Nacht, begaben sie sich, in Mäntel gehüllt, das Gesicht mit einer Maske oder einem schwarzen Schleier bedeckt, nach dem Versammlungsorte; es war dies eine alte Schloßruine unweit Jena. Dort angekommen, wurden sie von drei Vermummten angehalten; nachdem sie ihr Paßwort gesagt, erhielt jeder eine besondere Nummer, die er vorne auf den Hut oder die Kappe befestigen mußte und einen neuen Namen, so z. B. Pontus, Gerondas, Mucius, Hector, Achilles, Cato usw. Jetzt führte man sie einzeln in einen ziemlich großen, mit Mauern umgebenen Raum, den nur ein einziges Licht schwach erhellte und wies ihnen die Plätze so an, daß jeder zwischen Fremde zu stehen kam. Bald war der ganze Raum beinahe mit Vermummten gefüllt, keiner kannte den anderen, kein Laut war hörbar. Die Gesellschaft bildete jetzt einen Kreis. Einer trat in die Mitte, verlas die Namen der Anwesenden samt ihren Nummern und hielt eine fulminante Rede; ihren Inhalt habe ich nicht erfahren können. Am Schlusse derselben mußte jeder einzeln einen fürchterlichen Eid schwören. Zuletzt wurde zu der Wahl der sogenannten Todesengel oder dem (fürchterlichen, abscheulichen) Rate der Vierzig geschritten; jeder davon mußte einen fürchterlichen Eid schwören, unbedingten, rücksichtslosen Gehorsam geloben — selbst wenn es sein Leben kosten sollte oder wenn die Vollstreckung eines Urteils Vater, Mutter, Geschwister, Wohltäter, ja den Landesfürsten, kurz, wer es immer sei, träfe, und erhielt hierauf einen Dolch.

Die Sitzung war zu Ende, ebenso einzeln und stillschweigend wie sie gekommen, entfernten sich die Verschworenen, nur die Vierziger blieben, und jetzt begann ihr blutiges Tribunal sein finsteres Werk ganz nach dem Muster der heiligen Feme des Mittelalters. Über Kotzebue wurde das Todesurteil ausgesprochen, es sollten wohl noch mehrere fallen, allein man hat ihre Namen

nie erfahren; keinem der Verbündeten, die später eingezogen wurden, war hierüber ein Geständnis abzulocken; es wurde gelost, wer es vollstrecken sollte, und das Los fiel vielleicht auf den besten und sanftesten von ihnen, auf den unglücklichen Sand. Sein Dolch erreichte den Verurteilten in Mannheim, und er büßte für seinen Gehorsam auf dem Schaffott.

Fast alle Universitäten Deutschlands hatten Deputationen gesendet, notorisch aber Halle, Berlin, Königsberg, Rostock, Marburg, Gießen, Erlangen und Heidelberg. Von den Vierzigern waren zwei Bekannte von mir; sie wurden beide später Professoren der Medizin; ein Dritter, auch ein Mediziner, Gerke, wurde ergriffen und ist wahrscheinlich in einem Kerker verschmachtet. Bei der Rückkehr der Hallenser Deputation ging der Lärm erst recht los. Ich sah und hörte zuviel, als daß mir nicht über die Folgen der fanatischen Wut die Augen hätten aufgehen sollen.

Von jeher war ich (und werde es zeitlebens sein) mit ganzer Seele dem Könige und der gesetzlichen Ordnung zugetan; solange das demagogische Treiben der Studenten mehr einer jugendlich-schwärmerischen Chevalerie glich, schwärmte ich im Scherze mit; allein, jetzt wurde es Ernst damit, und dies verabscheuend, hielt ich es für Pflicht, mich zurückzuziehen. Einen schicklichen und triftigen Grund und Vorwand hatte ich ohnedies dazu, denn meine Geschäfte in der Klinik, eine Menge physiologischer Experimente und Kollegien füllten meine Zeit so aus, daß mir für jene Umtriebe keine übrig blieb. Ich legte mein Amt als Senior nieder und trat aus der Teutonia aus. Die Anmaßungen, der Despotismus der Senioren und Chorführer der Teutonia wurden täglich schlimmer, unerträglicher, selbst ihre Mitglieder fühlten dies, aber noch mußten sie schweigen, wollten sie sich nicht einer brutalen Rache aussetzen.

Daß mehrere Bessergesinnte gleich mir dachten und dies tolle Treiben aus eben demselben Gesichtspunkte wie ich betrachteten, war sehr natürlich. Es galt nur einen entschlossenen Schritt von einigen tüchtigen Männern, um der Raserei Schranken zu setzen, und ein günstiger Erfolg war gewiß. Diese fanden sich auch sehr bald. Die beiden Gebrüder Lorentzer, der eine Kapitän, der andere Premier-Leutnant, der Rittmeister Hofmeister, der ehemalige Leutnant und humoristische Schriftsteller Grabow und der später als Dichter berühmt gewordene Immermann traten insgeheim zusammen, und alles ward zu einem entscheidenden Schlage vorbereitet. Es galt nur noch einen günstigen Augenblick abzuwarten, und dieser blieb nicht lange aus. Kotzebue war durch Sand meuchlings ermordet worden; diese Nachricht hallte durch ganz Deutschland wieder und weckte die gesetzlichen Obrigkeiten; bekannt ward es, daß er im Auftrag des Zentral-Komitees der Teutonia den Meuchelmord begangen, und nun hieß es: „Wie! Wir sollen länger einem Bunde angehören, der Meuchelmörder in seiner Mitte hat, dessen Obere Meuchelmord, Verrat und Rebellion predigen? Nieder mit den Bösewichtern, die uns so lange tyrannisiert, getäuscht und verraten, den ehrenvollen Namen eines Hochschülers gebrandmarkt, auf Banditenweise mit Blut besudelt haben!"

Jetzt war es Zeit, loszubrechen. An einem frühen Morgen stand am Schwarzen Brett ein Anschlag, von den genannten fünf würdigen Studenten unterzeichnet, wodurch alle redlich Gesinnten aufgefordert wurden, sich sogleich bei den Gebrüdern Lorentzer einzufinden; dort lag eine Protestation gegen alle Umtriebe der Teutonen, und eine Petition an den König um Schutz und heiligste Versicherung unwandelbarer Treue an ihn und die Gesetze. Binnen drei Stunden hatten über 500 Studenten unterzeichnet. Die Aktenstücke wurden dem akademischen Senat vor-

gesetzt, von diesem gutgeheißen und sogleich durch Estafette nach Berlin abgesandt. Noch am nämlichen Abend fand eine allgemeine Versammlung dieser Oppositions-Partei statt, und folgende Punkte wurden festgesetzt:

1. Die erste Pflicht eines jeden Studenten ist: Treue dem Landesfürsten, Achtung und Ehrfurcht den Landesgesetzen, strenge Erfüllung der Bürgerpflichten, ein tadelloser sittlicher Lebenswandel, freundliche Eintracht untereinander.

2. Das Duell ist als ein unmoralischer, barbarischer Akt abgeschafft. Dagegen entscheidet ein Ehrengericht über alle Ehrensachen. Wer sich aber unbedeutender Ursachen willen dennoch schlägt, soll als wahnsinnig betrachtet werden. Für das Vaterland opfere man sein Blut, wenn es die Pflicht gebeut, nicht aber kindischer Albernheiten willen; allerhöchstens, wenn es zur Verteidigung seiner Ehre unerläßlich ist oder Selbstverteidigung gilt.

3. Diejenigen Studenten sollen zum Vorstande gewählt werden, die von allen anderen das Zeugnis ausgezeichneter Sittlichkeit und wissenschaftlicher Ausbildung besitzen. Rapier-Helden und Renommisten sind davon ausgeschlossen.

4. Wer durch ein rohes oder gar unsittliches Leben Anstoß gibt oder mit den sogenannten Teutonen noch länger verkehrt, soll als ein Unwürdiger aus dem Kreise der Akademiker ausgestoßen werden usw. usw.

Alle Anwesenden (worunter wohl nur einige Ängstliche sein mochten, die es mit keiner Partei verderben wollten, sogenannte Neutrale, eine Art „juste milieu," und es deshalb mit beiden verdarben) unterzeichneten die Akte aus voller Überzeugung. Auch sie erhielt die Sanktion des akademischen Senates unter dem Namen „Freiwilliger Vertrag der Hallenser Akademiker".

Unterdes hatten sich die noch übrigen Teutonen von dem ersten lähmenden Schlage erholt, und nun brach ihre Wut los.

Zuerst belegten sie diese neue Verbindung mit dem Schimpfnamen Schwefelbruderschaft oder Sulphuristen, brüllten durch alle Straßen ein Pereat über sie, beschimpften sie, wo sie konnten auf alle mögliche, selbst gemeinste Weise, verweigerten ihnen den Zutritt in den Kollegien, wollten mit ihnen nicht an einem Tische essen, ja sie durchzogen, mit Stöcken und Rapieren bewaffnet, die Straßen, und wo sie einen Gemäßigten antrafen, wurde er geprügelt und mißhandelt; sie widersetzten sich gegen Militär- und Zivilbehörden, verhöhnten diejenigen Professoren, die es versuchten, sie zu beruhigen; endlich drohten sie sogar samt und sonders fortzuziehen, was allerdings die Bürger Halles, die fast nur einzig von den Studenten leben, in nicht geringe Verlegenheit setzte.

Bei dieser Lage der Sachen fand man es für dringend nötig, eine Deputation, bestehend aus drei Studenten und dem Professor Maas, nach Berlin zu schicken. Schon nach 5 Tagen kamen sie in Begleitung eines königlichen Kommissarius und mit ausgedehnten Vollmachten versehen, zurück. Auch jetzt noch wollten die Rasenden trotzen, und etwa 160 derselben zogen unter einem fürchterlichen Lärm ab und ließen sich in einem Dorfe nahe bei Erfurt nieder. Man ließ sie ruhig abziehen, aber schon am folgenden Tage hatte sich in Halle eine aus Militär- und Zivilbeamten und Professoren zusammengesetzte Spezial-Kommission gebildet und erließ im Namen des Königs folgende Verordnung:

> „Die fortgelaufenen Studenten, gleichviel ob Landeskinder oder nicht, sollen, wo sie sich gegenwärtig befinden, unter militärische Aufsicht gestellt werden. Woferne sie nicht binnen 10 Tagen und selbst dann nur unter militärischer Eskorte zurückkehren, sollen sie als Rebellen und Vagabunden betrachtet, die Ausländer schimpflich über die Grenze gejagt, die Inländer aller bürgerlichen Rechte verlustig, unter polizeiliche

Aufsicht gestellt, ihr Vermögen konfisziert, ihr Name auf dem Pranger ausgestellt und diejenigen, welche etwa entweichen und sich der Untersuchung entziehen sollten, mit Steckbriefen als Vagabunden verfolgt werden."

Das traf wie Gottes Donner! Schon nach zwei Tagen kamen die Helden bei Nacht und Nebel ganz still und kleinlaut angezogen und hoben den sogenannten allgemeinen Verschiß oder Bann, um den sich jedoch bisher niemand bekümmert hatte, wieder auf. Eine strenge Kriminal-Untersuchung begann. Das hatten die Teutonen wohl vorhergesehen und waren klug genug, freiwillig ihre Verbindung als aufgelöst zu erklären, ihre Statuten und Kartelle, ihre Insignien, Fahnen und Waffen an die Kommission auszuliefern und eine Menge geheimer oder sonst gefährlicher Briefe und Schriften zu vertilgen. Eine Menge von Verhaftungen fanden statt.

Dennoch hatten die Teutonen noch keine Ruhe und machten sich durch Schmähworte und Schmähschriften über die Sulphuristen Luft. Unter letzteren machte besonders eine von einem Mediziner, Schulze, nachherigen Professor in Freiburg, damals Gehilfe bei dem berühmten Anatomen und Professor Meckel, verfaßte einiges Aufsehen. Allgemein war man der Meinung, daß sie aus der Feder des letzteren geflossen, was auch der bissige, prahlerisch vornehme und polternde Stil dieses Pamphlets wahrscheinlich machte. Sie wurde von Immermann mit Ruhe und juridischem Ernst in einem Schriftchen widerlegt. Aber der schon erwähnte Grabow gab ihr sowie überhaupt der Teutonia den Todesstoß und Meckeln so furchtbare Hiebe, daß dieser, der ohnedies schon wegen seiner Einmischung in die Angelegenheiten der Demagogen tüchtige Wischer von Berlin aus bekommen hatte, vor Ärger krank und gelbsüchtig wurde. Jener schrieb nämlich eine Replik auf Schulzens Libell, die kaum ihresgleichen hat;

denn sie sprudelt über von schlagendem Witz, Humor, beißender Ironie, Mystifikation und fürchterlicher Satire, so daß selbst diejenigen, welche sich getroffen fühlten, beim Lesen derselben sich des Lachens nicht erwehren konnten. Schulzens Schrift wurde darin als eine neugeborene, deutsche Reckin angeführt, ihre Gestalt ganz so Don Quixoteartig, wie es Schulze wirklich war, geschildert, und Meckel, der große Anatom, als Accoucheur genannt, der die Große und Höhere nach langem Kreißen zur Welt befördert und, als die Holde, zum Leben untüchtig, an Zahnfieber starb, ihr am Schinderanger ein erbauliches Epitaphium, zur Erbauung deutscher Jungfrauen, setzte. Unstreitig war dies das sicherste Mittel, die Tollhäusler zum Schweigen zu bringen. Lichtenberg hat Recht, wenn er sagt: „Witz mit Ernst beantworten zu wollen, hieße einen Aal beim Schwanze festhalten zu wollen." Jetzt stand der ganze Demagogenbund in seiner vollen Lächerlichkeit da. Es erschien auch keine derartige Schrift mehr, obgleich der Verleger von Grabows Schrift diesem ungeheuere Anerbietungen machte, wenn er noch mehr schriebe. Es ist jammerschade, daß von diesem Genie weiter nichts verlautet ist; man konnte ihn mit Recht einen jungen Lichtenberg nennen. Und doch war er ein höchst anspruchsloser, bescheidener, guter Mann, der öffentlich nie seine Talente zu Markte trug, aber im Kreise vertrauter Freunde, mit dem trockensten Gesichte von der Welt, diese mit seinem Witz und Humor so überflutete, daß man ihn bitten mußte, einzuhalten, um nur nicht vor Lachen zu ersticken.

Trotz der mit aller Strenge geführten Untersuchung, ungeachtet, daß die Gefängnisse vollgefüllt waren und fast täglich mehrere Studenten relegiert oder resiliiert wurden, dauerten die Reibungen und Katzbalgereien unter den Parteien fort, die Kollegien wurden gestört, einige hörten ganz auf, an ein ernstliches Studium war in diesem Wirrwarr nicht zu denken, und ich be=

schloß daher, Halle zu verlassen und eine andere Universität zu beziehen, wo Friede herrschte.

Noch war ich in der Wahl unschlüssig, als zwei Umstände mich rasch zur Tat bestimmten. Fast alle Professoren wollten mir wohl, und namentlich war ich Hausfreund bei dem Professor Maas, der jetzt Präsident der Spezial-Kommission war. Dieser nun vertraute mir, daß man in den Papieren der Teutonen meinen Namen als Senior und als Deputierter nach Jena gefunden, daß verschiedene der inkriminierten Teutonen aus Rache wegen meiner Abtrünnigkeit mir mehreres zur Last legen und daß, obgleich sich bisher noch keine hinreichenden Beweisgründe gegen mich gefunden, ich doch in eine unangenehme und verwickelte Untersuchung verflochten werde; er riet mir daher, daß ich mich eine Zeitlang entferne, bis sich die Sache mehr aufgehellt habe oder beendigt sei. Ich befolgte seinen Rat sogleich, schnürte mein Bündel und wanderte fort. Außerdem war ich krank und beinahe lebensüberdrüssig; davon in der Folge mehr.

Freier Bursch auf verschiedenen Hochschulen.

Einzelheiten über meine Studien. — Hilfsarzt an der medizinischen Klinik bei Nasse. — Philosophie und Religion. — Der Krach in der Kirche. — Eingebildete Krankheit. — Herkules am Scheidewege. — Champagner und Tanz als Heilmittel. — Wieder in Erfurt. — Ein Auftritt mit meinem Schwager. — Zwist mit Frau und Schwiegermutter. — In Jena als flotter Bursch. — Wegen einer Duellaffäre fliehe ich nach Erlangen. — Abermalige Flucht. — Auf andern Universitäten. — Zusammentreffen mit Roes. — Roes' Duellgeschichten. — Ich finde mein besseres Selbst wieder. — Glänzendes Anerbieten von Professor Nasse. — Wieder in Halle.

Um die ganze Geschichte der Demagogen-Umtriebe nicht zu unterbrechen, hatte ich bisher über meine übrigen Verhältnisse auf der Universität nichts erwähnt; um dies hier zu tun, muß ich in der Zeit etwas zurückgehen.

Etwa drei Monate nach meiner Ankunft zu Halle lernte ich durch Vermittlung des oben erwähnten Studenten Behringer den Professor der Medizin und Direktor der medizinischen Klinik, Nasse, der mit mir an einem Tage in Halle einzog, kennen. Er war früher praktischer Arzt in Bielefeld; obgleich kein besonderer Praktiker, aber ein tüchtiger Gelehrter, wurde er mit einem Male zum ordentlichen Professor ernannt. Dieser Wechsel schien Ursache zu sein, daß er sich anfangs in seine neue Stellung nicht recht hineinfinden konnte. Nun erfuhr er, daß ich bereits in Wien studiert, die großen Krankenhäuser frequentiert habe und natürlich deren Einrichtung kenne, daß ich in der Anatomie und Chirurgie gut bewandert sei (was bei ihm damals gar nicht der Fall war), daß ich mehrere Jahre Militärarzt gewesen und selbst große Hospitäler dirigiert habe. Auch schien ihn mein Äußeres anzusprechen; solch einen Mann konnte er gebrauchen; er machte mir das Anerbieten, als Hilfsarzt in die medizinische Klinik zu ziehen; mir, sowie meiner Kasse kam dies erwünscht, und ich nahm es an. Ich habe schon früher erwähnt, wie lückenhaft es um mein Wissen bei meiner Ankunft in Halle aussah. Alles dieses mußte ausgefüllt und nachgeholt werden. Ich begann also mit folgenden Kollegien: Logik bei Maas, Metaphysik und Stilistik bei Gruber, Mathematik bei Pfaff, Chemie und Physik bei Kastner, Botanik bei Curt Sprengel, Psychologie bei Hoffbauer, Naturrecht bei Hufeland. Dies war zwar viel, aber ich wurde durch angestrengten Fleiß damit doch fertig.

Bisher hatte das Studium der Philosophie auf meine moralischen und religiösen Grundsätze wenig Einfluß ausgeübt; ich war zwar kein strenger Katholik, aber doch ein leidlich guter Christ, aber jetzt vereinigten sich mehrere Umstände, um meine Begriffe von geoffenbarter Religion wenigstens wankend zu machen. Seit ich mich von der Josephinischen Akademie in Wien entfernt, wo

der Religions-Kultus „ex officio“ nach militärischen Tempi getrieben werden mußte (so z. B.: „Aufgeschaut, kniet nieder zum Gebet! — macht's Kreuz, schlagt's d' Brust, eins, zwei, drei! — 's Kreuz! — aufgestanden! — halbrechts — vorwärts zum Beichtstuhl, marsch! — halblinks — zur Kommunion! — kehrt euch — marsch nach Haus!“ — usw.), war ich weder zur Beichte, noch zur Kommunion gegangen, auch hatte ich, da ich meistens in protestantischen Ländern verweilt, dazu keine Gelegenheit gehabt; um mein Gebet zu verrichten, dazu war jede Kirche und die größte, schönste Kirche Gottes, die er sich selbst erbaut, der Himmelsdom, gut genug.

Meine Erfahrungen in dem Kloster zu Neureusch hatten bereits den heiligen Nimbus von der Geistlichkeit hinweggezogen, mehrere spätere Begebnisse mit Geistlichen zeigten mir noch deutlicher die Schattenseiten dieses Standes; von der Geringschätzung desselben zu der Nichtachtung der von ihnen gepredigten Religion ist der Schritt sehr kurz und natürlich; wird in dem Glaubenssystem erst nur ein Glied los, dann löst sich allmählich das ganze Band, Zweifel reiht sich an Zweifel, der Verstand widerstrebt dem Glauben, die Skepsis geht in Naturalismus über. Noch war es bei mir nicht so weit gekommen. Ich achtete jede Religion, verehrte ihren Kultus, und als ich nach Halle kam, beschloß ich, den meinigen zu üben. Aber da hörte und sah ich so manches, was sich damit nicht vertragen mochte.

Ich lernte Schellings Naturphilosophie kennen, es wurde mir eingetrichtert, daß alles aus plus und minus hervorgehe, und das Resultat dieser beiden Polaritäten gleich Indifferenz, das heißt Nichts sei; wer sich zu diesem System nicht bekannte, galt damals für einen beschränkten Kopf; Studierende der Theologie gingen hierin mit dem besten Beispiel voran, gerade sie waren die wildesten und ausgelassensten und spotteten selbst darüber, was sie

dereinst als göttliche Wahrheiten verkünden sollten; Nasse spöttelte bei jeder Gelegenheit über den Katholizismus, Christus galt ihm für nichts mehr als ein guter frommer Mensch und Volkslehrer, alle Wunder waren ihm entweder natürlich, durch tierischen Magnetismus oder physische Kräfte ausgeübt, oder erlogen, die alttestamentlichen Bücher der Bibel orientalisch-poetischer Unsinn, für uns unverständlich, jeder Religions-Kultus von eitlen Pfaffen erdacht und eingeführt. Und das Schlimmste hierbei war, daß ich alle diese Einwürfe mit nichts widerlegen konnte.

Ich muß dies hier anführen, sonst würde man nicht begreifen können, wie ich, ein Mediziner, auf den Einfall gekommen, die Kirchengeschichte, das kanonische Recht zu studieren und mit Hilfe meines Freundes Adersbach, der in der alten orientalischen Sprache sehr bewandert war, mehrere Bücher des Talmud in der Ursprache zu lesen; die Kirchengeschichte hatte mich gelehrt, daß Christus von allen den Sachen, die wir jetzt katholischen Religions-Kultus nennen, kein Wort gelehrt, daß dies bloß Werke späterer Jahrhunderte des Unsinns, des Betruges, der Eitelkeit, Herrschsucht, Heuchelei und der Einfalt der Menschen seien; die unmenschliche, gotteslästerliche Intoleranz und eitle Anmaßung der paar Millionen Christen, die sich gegen die Hunderte Millionen ihren Gott anders als sie anbetenden Mitbrüder als die einzigen Auserwählten ausgeben, empörten mein Gefühl für Naturrecht und stritten schnurstracks gegen die gepredigte Liebe, Gerechtigkeit, Milde Gottes; Zweifel reihte sich an Zweifel. Dennoch hielt ich am Glauben noch fest. So morsch auch das Gebäude war, es war doch etwas und befriedigte und beruhigte mein Gemüt. Allein ein einziger Vorfall warf es völlig über den Haufen, und ich wurde Pantheist oder wie man es nennen will.

Ich habe früher erzählt, auf welche rechtliche Weise ich in den Besitz eines Altar-Kelches gekommen; ich hatte ihn noch, er

war von keiner profanen Hand berührt worden; ich hatte eine heilige Scheu davor und dachte ihn nicht besser anzubringen, als wenn ich ihn einer katholischen Kirche im deutschen Vaterlande schenkte. In Halle ist zwar die Zahl der Katholiken nicht groß, allein sie haben aus den Zeiten — und was sonderbar scheint — durch den Willen des berüchtigten ci-devant, Königs Jerome von Westfalen, liederlichen Andenkens, eine eigene, geschmackvolle Kirche, an der ein Pfarrer angestellt ist. Der damals diese Stelle bekleidete, war ein alter Sauertopf, Polterer und Brummbär. Ich ließ mich durch sein Äußeres nicht abschrecken, und da es meine aufrichtige Absicht war, trotz allem Skeptizismus treu bei meinen Religionsübungen zu verharren, ging ich zu ihm, bekannte ihm freimütig, wie ich bisher als Katholik gelebt, daß Zweifel mich quälen und ich mich deshalb mit frommem, gläubigem Herzen wieder in die Arme der Kirche werfe; zum Beweise bringe ich den Kelch seiner Kirche als Geschenk dar. Er schmunzelte, brummte etwas in den Bart und bestellte mich für den folgenden Tag (einen Sonntag) in die Kirche, wo ich beichten und kommunizieren solle.

Wie viele andere meiner Kommilitonen, trug ich auch damals, doch selten, meine frühere Militär-Uniform. Auch diesmal ging ich in meiner vollständigen Lützow'schen Offizier-Uniform zur Kirche; sie war ziemlich besetzt; ich trat an den Beichtstuhl, bekannte dem Pfarrer alles, was ich für sündig hielt und glaubte somit alles abgetan; allein der Pfaffe fuhr auf, streckte beide Hände in die Höhe, als wolle er den Einsturz der Kirche abwehren und rief so laut, daß es alle Umstehenden hören konnten: „O! Greuel über Greuel! Verstockter Sünder! Von Gott und der allerheiligsten Kirche verdammt! Vier Jahre lang nicht gebeichtet, nicht kommuniziert! Heilige Jungfrau! Ich kann Sie nicht absolvieren!" Natürlich sah alles auf, ich fühlte mich in einer pein-

lichen Lage; ich bat ihn leise, sich zu mäßigen, und wenn er mich nicht absolvieren könne, mache ich mich anheischig, an den Papst zu schreiben, damit der es tue. — Dies half aber bei dem fanatischen Esel nichts; er rief noch stärker: „Nein, keine Gnade! Sünde über Sünde!" Da ging mir die Geduld aus. Schnell schnallte ich meinen Säbel um, setzte den Tschako auf, trat vor ihn hin und sprach laut und vernehmlich: „Wollen Sie Priester mich absolvieren oder nicht?" Er erwiderte „Nein!". „Gut, dann lecken Sie mich kreuzweis usw.", waren die Worte, die ich ihm im Umdrehen zurief, und von der Zeit an betrat ich keine Kirche mehr. Um meinen religiösen Glauben war es nun getan, durch das Studieren der Kirchengeschichte, des kanonischen Rechtes, der Bibel, der Vulgata, aufgeklärt, wurde ich nun der bitterste Spötter aller religiösen Zeremonien, ich glaubte nichts mehr, als was mir Verstand und Sinne als wahr bekundeten. Ich wurde, wie man es damals nannte, „ein tüchtiger Kerl," ein Schellingianer, ein Naturphilosoph. Als solcher nahm ich wohl eine universelle Fortdauer des Seins nach Unterbrechung der physischen Lebenserscheinungen nach dem Tode an, aber ein individuelles Fortbestehen des geistigen Seins erschien mir als Inkonsequenz, als absurder Widerspruch.

Daß derartige Ansichten auf mein moralisches Leben einwirken mußten, läßt sich leicht begreifen. Ich glaubte längst schon über die Flegeljahre hinüber zu sein, und ohne es selbst zu merken, geriet ich jetzt erst recht hinein. Wohl gerne wünschte ich die nun folgende Epoche meines Lebens aus meinem Gedächtnis wischen zu können; aber die Wahrheit zwingt mich, auch meine Verirrungen offen zu bekennen; vielleicht vermag mein Bekenntnis noch einen oder den anderen Leser dieser Blätter vor ähnlichen Fehlern zu bewahren, wenigstens zu warnen.

Außer den schon früher erwähnten Umständen traten noch

mehrere hinzu, welche mich bestimmten, Halle zu verlassen. Mehrere meiner liebsten Freunde hatten sich in ihre Heimat zerstreut, das gesellige Leben unter den Studenten war durch die letzten Ereignisse fast ganz zerstört, meine Gesundheit hatte durch geistige Anstrengungen, viele Nachtwachen und Kaffeetrinken gelitten. Trübsinn und eine große Reizbarkeit hatten sich meiner bemächtigt, meine Lebenslust schwand mit jedem Tage mehr, ich wurde hypochondrisch, mißmutig, mutlos, ich glaubte nach der Reihe an allen den Krankheiten zu leiden, über welche ich gerade Vorlesungen hörte, ich litt fortwährend an einem heftigen Herzklopfen, an Schmerzen in der Herzgrube und an einer unaussprechlichen grundlosen Angst, die mich in Gesellschaft, aus dieser in die Einsamkeit und wieder zurückjagte und fast zur Verzweiflung brachte. Nachts konnte ich nicht schlafen, nirgends hatte ich Ruhe; endlich setzte sich bei mir die Idee fest, daß ich ein organisches, folglich unheilbares Leiden des Herzens habe, an dem ich binnen wenigen Monaten sterben müsse. Kein dagegen gebrauchtes Mittel wollte etwas helfen. Hierzu kam endlich noch, daß Professor Nasse sich häufig gegen mich unduldsam, unfreundlich, selbst unhöflich benahm, mir durch sein unzeitiges Einmischen in meine Geschäfte mein Amt sehr erschwerte und alle Verbindlichkeiten gegen mich zu vergessen schien, weil er mich jetzt entbehren zu können glaubte. Da riß mir denn endlich die Geduld.

Es war an einem Samstage, ich war in einer Gemütsstimmung, die nahe an Wahnsinn und Wut grenzte, da rief ich mir ganz laut zu: „Tor, der du bist! Warum läßt du dir die wenigen Monate Zeit, die du noch zu leben hast, verbittern und vergällen, wozu plagst du dich mit Forschen und Lernen, zu was soll dir all dein Wissen, wenn du tot bist; wozu dein Entbehren, Sparen und Mühen, doch wohl nur für lachende Erben? Fort! Stürze dich ins wilde Leben, genieße, was es dir darbietet, solange es

gehen mag, mag es auch noch so kurze Zeit währen! Besser im wirbelnden Tanze, im Kreise jauchzender Thyrsusschwinger, an dem schwellenden Busen Cytherens rasch geendet, als dem langsamen sicheren Tode unter zahllosen Qualen auf dem Siechbette entgegen sehen! Fort! Aus dem dumpfen Mauerloch hinaus, dahin, wo man tanzt und singt und küßt und trinkt!"

Gesagt, getan! Ich schrieb einige Zeilen an Nasse, worin ich ihm kurz anzeigte, daß meine Gesundheitsumstände und meine sonstigen Verhältnisse mich zwängen, mein bisheriges Amt niederzulegen, und daß ich fest entschlossen sei, schon am folgenden Tage Halle zu verlassen. Er bekam einen nicht geringen Schreck über meinen plötzlichen Entschluß; denn durch wen sollte er in der Eile meine Stelle besetzen? Er wollte nun einlenken und gab gute Worte; ich ließ mich aber auf nichts ein, verkaufte in der Eile alles, was ich nicht höchst nötig auf der Reise hatte und zu Pferde nicht mitnehmen konnte, kaufte mir einen leidlichen Klepper, und am anderen Morgen, an einem Sonntage, war ich reisefertig.

Ich setzte mich zu Pferd und ließ es gehen, wohin es ihm gefiel. Vielleicht aus alter Gewohnheit ging es zum Wassertor heraus. Erst nachdem ich über die Saalbrücke hinaus war, wo sich die Wege nach Quedlinburg und Eisleben scheiden, fiel es mir ein, mich selbst zu fragen, wo ich eigentlich hin wolle. Ich mußte über meine Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit umso mehr lachen, als mein Gaul wie Herkules am Scheidewege stehen blieb, sich umsah und mich gleichsam zu fragen schien, was ich eigentlich wolle. Wäre es nun auf meinen Willen angekommen, so ständen wir vielleicht jetzt noch da; ich wollte durchaus keinen Willen haben, sondern mich blindlings dem Zufall überlassen. Aus dieser Verlegenheit half uns ein Reisediener, ein fröhlicher, jovialer Bursche, der hinter mir daher getrabt kam, an mir vorbei den Weg nach Quedlinburg einschlug, und aus Gesellschaft schloß sich ihm

mein Klepper an. Die Bekanntschaft war bald gemacht; seine Heiterkeit steckte mich an, trotz meines kurzen Atemholens und furchtbaren Herzklopfens setzte ich mich in Trab, und als wir die Anhöhe jenseits Passendorf erreicht, fühlte ich mich so erleichtert, daß ich beides vergaß und heiter wurde.

In letzterem Ort angekommen, ließ ich auftafeln, was in dem besten Gasthofe zu bekommen war, und allen ärztlichen Verordnungen und organischen Herzfehlern zum Trotz stach ich eine ganze Flasche Champagner aus. Ich ward wie neugeboren und mußte über meine Misanthropie herzlich lachen.

Noch vor Abend langten wir in einem Dorfe unweit Artern an. Schon von ferne hörte ich Tanzmusik und Jubel. Ich beredete meinen Reisegefährten, hier zu verweilen und an der ländlichen Lustbarkeit Teil zu nehmen; er willigte ein. Um eine große Linde auf einem ebenen Plan mitten im Dorfe tanzte und jauchzte das junge Volk der Bewohner. „Ach könntest du auch so ein lustiges Tänzchen mit einer flinken Bauerndirne machen,“ sagte ich mir, „aber die heftige Aufregung des Blutlaufes wird eine Zerreißung des Herzens herbeiführen und deine Donquixotade hat hier ein schnelles Ende! Meinetwegen! Lustig getanzt und tanzend dem raschen Tode entgegen!“

Nachdem ich meinem Gefährten aufgetragen, falls mir etwas Menschliches widerfahren sollte, meine Habseligkeiten an meine Gattin in Erfurt, wohin er reiste, abzugeben, worüber er nicht wenig stutzte, ergriff ich eine handfeste, aber schmucke Bauerndirne, die sich, was Schönheit des Gesichtes und Regelmäßigkeit der Körperformen anbetrifft, mit mancher Stadtschönheit messen konnte, wie sie in den sächsischen Landen gar nicht selten sind, und begann mit ihr einen raschen Walzer. Kaum hatte ich aber einmal rund herum getanzt, da wurde mir der Atem so kurz, das Herz klopfte so stürmisch, das Blut stieg so heftig nach dem

Kopf, daß ich auf der Stelle sterben zu müssen glaubte und kein Wort sprechen konnte. Die rüstige Dirne aber, welche mich wie eine Boa fest umschlungen hielt und gewiß an solch ein Tanzstümpfchen nicht gewohnt war, walzte fort, und ich mußte mich mechanisch von ihr fortschleppen lassen; die Scham, als Schwächling von ihr angesehen zu werden, hielt mich noch ab, mich sinken zu lassen. Endlich hielten wir ein. Wie mir dabei zu Mute war, kann ich nicht beschreiben; etwa wie einem Ersaufenden, der noch einmal auftaucht, um zum letzten Male Luft zu schnappen und dann nicht mehr lebendig emporzukommen. Ich ruhte etwas aus, und zu meinem Erstaunen fühlte ich mich bald wieder wohl; hierdurch ermutigt, wiederholte ich den Tanz; dieser ging besser, ich litt bei weitem weniger; einen dritten Tanz machte ich fast ohne alle Beschwerden. „Nun," dachte ich, „die Sache geht ja vortrefflich, am Ende heilt Tanz und eine kräftige Dirne, was alle die gelehrten Herren für unheilbar hielten, dann hole der und jener alle Therapie und Professoren, die dich zum Narren gehabt und gemacht!"

Kurz, ich tanzte, jubelte und scherzte bis in die späte Nacht hinein, schlief danach so köstlich wie seit langer Zeit nicht mehr, und am anderen Morgen wußte ich kaum noch, daß und wie ich krank gewesen. Soweit wäre alles gut gewesen; ich wußte nun, daß ich kein tödliches Übel habe und hatte das Mittel dagegen gefunden; allein es währte nicht lange, so übertrieb ich den Gebrauch desselben, und es konnte nicht fehlen, daß ich die Folgen der Tanzfreuden und der damit gewöhnlich verbundenen Vergnügungen büßen mußte.

In Erfurt angekommen, traf ich meine Familie in disharmonischer Stimmung. Mein Schwager Schellhorn war nach vielen Aufforderungen der Mutter endlich ins väterliche Haus zurückgekehrt, mit ihm kehrte aber auch der Geist der Zwietracht

und des Haders ein. Wenn man so den ledernen, egoistischen, wortkargen Pedanten sah, hätte man kaum glauben sollen, daß er einer leidenschaftlichen Aufregung fähig sei, und doch kam es mir so vor, als sei er dem Wahnsinn nahe. Gattin und Mutter klagten bitterlich über seine Heftigkeit und Anmaßung und forderten mich zur Vermittlung auf; aber noch am nämlichen Tage hatte ich Gelegenheit, den Lohn einzuernten, der gewöhnlich dem zu Teil wird, welcher streitende Parteien vergleichen will.

Abends bei Tische entstand zwischen ihm und der Mutter über eine nichtswürdige Kleinigkeit Streit, der immer heftiger wurde; vergebens waren meine beschwichtigenden Worte, es hieß, ich hätte hier nichts zu sagen, nichts zu suchen, ich könne mich nur scheren usw., endlich entschlüpfte der in Zorn geratenen Mutter ein hartes Wort; der Rasende springt auf, ergreift ein Messer und stößt damit über den Tisch herüber nach der Mutter Brust; glücklicherweise noch zeitig genug bemerke ich diese Bewegung und schlage ihn so heftig über den Arm, daß das Messer seiner Hand entsinkt. Auch ich kann heftig in Zorn geraten und dann grenzt er beinahe an Wahnsinn; jetzt wurde ich es über diese Schandtat. Ich schleuderte ihm den Ausruf „Du Muttermörder" zu und packte ihn an der Brust, schleuderte ihn gegen den Boden und, trotzdem er bewußtlos dalag, bearbeitete ich ihn mit Fäusten und Füßen so gehörig, daß er mehrere Monate lang daran gedenken konnte; ich glaube, ich würde ihn getötet haben, wenn ich ein Mordinstrument in der Hand gehabt hätte. Jetzt mischten sich aber beide Weiber in die Geschichte; ich schleuderte sie von mir, da fuhr die Mutter wie eine Furie auf mich los und überhäufte mich mit den beleidigendsten Scheltworten; auch Dortchen stimmte in die Litanei ein; kurz, jetzt ging es über mich her. Dies empörte mich noch mehr. Totenbleich, wie ich es immer werde, wenn ich in heftigen Zorn gerate (was aber glücklicherweise höchst

selten geschieht) und ohne ein Wort zu sagen, stürzte ich aus dem Zimmer, sattelte mein Pferd, und nach wenigen Minuten jagte ich auf der Straße nach Weimar dahin. Noch in der nämlichen Nacht traf ich in Jena ein.

Was ich hier während meines dreiwöchentlichen Aufenthaltes getrieben, läßt sich — mit Schamerröten muß ich es eingestehen — in wenige Worte fassen: ich trieb teils aus Liebhaberei, teils aus frivolem Übermut, teils aus Weltverachtung so ziemlich alle freien Künste, nur nicht, was ich sollte, nämlich studieren. Kurz, ich war ein flotter Bursch oder, besser gesagt, ein Renommist, und dem fehlt es nicht an Beschäftigung. Wo nur Tanz war, und war es auch in der elendesten Kneipe, da fehlte ich gewiß nicht, ebenso wenig bei Kommersen, Spezial-Sätzen, Landesvater, Extragängen, Durchholzungen, Prügeleien, Fenstereinwerfen, Paukereien, und es fehlte bloß, daß ich auch spielte. Ich hatte drei Duelle; bei dem letzten hieb ich meinem Gegner beinahe ganz das linke Ohr und die Backe ab.

Die Sache wurde ruchbar, der akademische Senat erfuhr dies, sowie mein übriges tolles Treiben; ich wurde vorgeladen, erschien nicht und wurde relegiert. Ehe noch meine Relegation öffentlich bekannt geworden, machte ich mich über Hals und Kopf mit meiner Matrikel aus dem Staube, obgleich ich noch zwei Herausforderungen abzumachen hatte, und wanderte nach Erlangen.

Hier setzte ich mein heilloses Leben fort. Glücklicherweise war ich hier schon immatrikuliert, als mein Relegationspatent aus Jena ankam; daher konnte man mich nicht mehr schassen (das heißt fortjagen); allein ich mußte dennoch ein Concilium abeundi unterzeichnen und demnach waren mir die Hände gebunden. Aber was half's! Ich war nun einmal wie von einem bösen Dämon besessen, bekam Streit, dem folgte ein Duell, wobei

ich meinem Gegner eine gefährliche Brustwunde beibrachte. Glücklicherweise warnte mich der verdienstvolle Professor Harliß noch beizeiten, und ohne erst die Untersuchung abzuwarten, wanderte ich auf meinem Klepper fürbaß.

Doch wozu noch eine fernere Erzählung meiner Flegelfahrten und Verirrungen, die sich fast überall gleich blieben? Ich trieb mich mit längerem oder kürzerem Aufenthalt, aber durchaus ohne eigentlich wissenschaftlichen Zweck nacheinander auf den Hochschulen zu Tübingen, Heidelberg, Marburg, Gießen und Göttingen herum. Zweimal ward ich relegiert, zweimal konsiliert; neunzehnmal hatte ich mich duelliert und war nun nach Ablauf von vier Monaten ein recht wüster, roher Mensch, ohne Sitte, ohne Scheu, ohne Religion, ohne Achtung für Menschenwürde, aber auch ohne alle Furcht. Trauriger Tausch! Nur der Taumel in den beständigen heillosen Zerstreuungen fesselte mich noch ans Leben.

Zu Göttingen traf ich das „große Kamel", Roes, wieder; er war noch immer der Alte, nur anders kostümiert, trug langes über die Schultern herabwogendes Haar, einen langen Bart, den Hals und die stark behaarte Brust bloß und offen, altdeutschen Rock und Barett, scharlachrote Pumphosen mit goldenen Tressen auf beiden Seiten besetzt, ungeheure Sporen, eine mächtige Pfeife in der einen und eine furchtbare Keule in der anderen Hand, eine Mappe unter dem Arme, die aber bloß Kartenspiele enthielt; ein großer neufundländischer Hund ging ihm immer zur Seite. Ich hatte nun nichts eiligeres zu tun, als alle diese Lächerlichkeiten und sonstigen Unsinn noch mehr nachzuäffen.

Wenige Tage nach meiner Ankunft mußte Roes wegen eines Duelles, worin er seinen Gegner tötete, eiligst flüchten. Er schlug sich, so wie er war, in seinem täglichen, altdeutschen Anzuge, auf preußisches Gebiet, weil ihm die hannöverische Polizei dicht auf den Fersen saß. In seiner auffallenden, barocken Tracht, ohne

Paß, nur einen Louisdor in der Tasche, kam er in Magdeburg an, um nach Berlin zu gehen. Gewiß nicht sein exzentrischer Anzug, vielleicht aber sein imposantes, gebieterisches und dennoch anständiges Benehmen war schuld daran, daß man ihm in einem der ersten Gasthöfe der Stadt den Eintritt gestattete. An der offenen Wirtstafel, bei der sich eine beträchtliche Zahl preußischer Kavallerie-Offiziere einfand, nahm Roes ohne Umstände mitten unter ihnen einen Platz ein; natürlich erregte sein sonderbares Aussehen die Aufmerksamkeit der übrigen Gäste; man lächelte, man spöttelte, man sprach endlich laut darüber; Roes, der neben einem Regiments-Kommandeur saß, mit dem er zuweilen bescheiden sprach, blieb wie gewöhnlich dem Anscheine nach phlegmatisch.

Unter den Anwesenden war besonders ein blutjunger Offizier, der Roes fortwährend zur Zielscheibe seines wässerigen Witzes machte. Zufällig kam die Rede auf den Feldzug von 1814 in Holland. Diejenigen, die dabei gewesen, schnitten wohl ein wenig auf, da rief jener Offizier laut über die Tafel hin: „Wie? Wenn der Preuße nicht gewesen, was hätten diese holländischen Wasserratten, diese saft- und kraftlosen Heringskrämer, die sich jetzt so dick tun, anfangen sollen? Ihr jetziger Käsekönig säße noch jetzt bei uns und ließe sich von uns füttern!“ — Da schoß Roes einen fürchterlichen Blick nach dem Lästerer, blieb jedoch, um keine Störung zu verursachen, so lange ruhig sitzen, bis man abgespeist hatte. Dann stand er rasch auf, trat zu jenem Offizier, und ihn ziemlich unsanft auf die Schulter klopfend, redete er ihn mit seiner Stentorstimme an: „Mein Herr! Sie haben sich da erfrecht, öffentlich über mich zu spotten, mich zu beleidigen, ohne mich zu kennen, wahrscheinlich weil Ihnen mein abgetragener Rock und mein bescheidenes Stillschweigen dazu Mut gab! Diese Ungezogenheit eines Milchbartes verzeihe ich Ihnen, obgleich ich,

der den Säbel für Ihr Vaterland als Offizier ehrenvoll geführt, ehe Sie ihn aufheben konnten, recht wohl weiß, was Sie verdient hätten. Aber Sie haben meine brave Nation, meinen König beschimpft und gelästert, weil beide nicht hier sind, um von Ihnen Rechenschaft zu fordern, und das kann ich Ihnen nicht verzeihen. Ich bin Holländer, und fordere Sie hier für König und Vaterland. Jetzt folgen Sie mir!" Dann wandte er sich zu den übrigen Offizieren und rief: „Und Sie, meine Herren, bitte ich auch bei der Partie zu sein. Wir wollen dann sehen, ob Sie ebenso viel Mut haben, einen Tanz mit mir zu machen, als über mich, der Sie nie beleidigt, zu spötteln!" — Diese Worte, mit einem furchtbaren Ernst gesprochen, machten allgemeine Sensation; man sah sich verblüfft an; der Geforderte wurde leichenblaß und wußte nicht zu antworten. Unterdes trat Roes zu seinem Tischnachbar, dem Obersten, bat ihn um seinen Säbel und um die Ehre, sein Sekundant zu sein; dieser gab den Säbel gerne, letzteres suchte er aber abzulehnen. „Auch gut," erwiderte Roes, „dann gehe ich selbst; Herr Leutnant, ich gebe Ihnen 10 Minuten Bedenkzeit, mir in das hier anstoßende Zimmer zu folgen!" — Damit ging er in das Zimmer hinein. Unterdessen hatten sich die Herren von ihrer Verlegenheit erholt, fingen an, über die Geschichte zu lachen und zu scherzen, und man war der Meinung, daß es unter der Würde eines Offiziers sei, sich mit einem namenlosen Fremden zu schlagen, der wie ein Vagabund aussehe.

Unterdes waren die zehn Minuten verstrichen, mehrere Tafelgäste hatten sich bereits entfernt; da trat Roes in den Saal und sagte zu seinem Gegner: „Herr Leutnant! Die bestimmte Frist ist verstrichen. Ich frage Sie jetzt zum letzten Male, wollen Sie mir Satisfaktion geben oder nicht?" „Nein," war die Antwort, „mit einem hergelaufenen Studenten oder was Sie sonst sein mögen, schlage ich mich nicht!" „Wohlan denn," entgegnete Roes,

„so erkläre ich Sie im Namen meines Königs und meiner Nation für einen infamen und feigen Hundsfott! — Mein Name ist Roes, ich wohne bis morgen früh hier im Hause auf Nr. 22." Und ehe sich die Herren von ihrem Erstaunen erholen konnten, war er zur Türe hinaus.

Jetzt hatte die Angelegenheit eine andere Gestalt angenommen. Der Beleidiger war jetzt der Beleidigte; ohne Duell war er geächtet, kassiert; kein Offizier diente mehr mit ihm. Roes gerichtlich zu belangen war zu gefährlich, weil man öffentlich einen bundesverwandten Monarchen und überdies den leiblichen Schwager des Königs von Preußen verhöhnt und geschmäht hatte. Und wurde dies ruchbar, so hatte das ganze Offizierskorps eine ganz exemplarische Strafe, vielleicht selbst Kassation zu erwarten. Was nun tun? Das einzige Auswegsmittel war, Roes zum Pistolen-Duell zu vermögen. Zwei Offiziere verfügten sich deshalb zu ihm; er war aber ausgegangen: nämlich nach der Post, um seinen Freunden eine kurze schriftliche Anzeige von dem Vorgefallenen zu machen und sie zu ersuchen, daß, falls man ihn gerichtlich einziehen sollte, sie sich sogleich an den holländischen Gesandten in Berlin wenden und ihm die Veranlassung des Streites sowie die Beweggründe seines patriotischen Benehmens anzeigen sollten.

Bei seiner Rückkehr fand er noch die beiden vorerwähnten Offiziere vor, die sich ihres Auftrags gegen ihn entledigten; er antwortete aber ganz trocken: „Ich hatte als Patriot den Herrn Leutnant gefordert und er wollte nicht; jetzt läßt er mich fordern und nun will ich mich nicht schlagen." Man drohte mit gerichtlicher Verfolgung. Lachend erwiderte er: „Oh, das tun Sie ja nicht, sonst könnte der holländische Gesandte bei Ihrem Gouvernement infolge eines Briefleins, das bereits abgegangen, ein Feuerchen anmachen, das Ihnen allen die Sohlen garstig ver-

brennen könnte!" Endlich drohte man ihm gar mit Gewalttätigkeit und Züchtigung. „Das, meine Herren, wäre das Allerdümmste," erwiderte er trocken, „Sie kennen vielleicht das ‚große Kamel' noch nicht? Das lassen Sie bleiben, wenn Ihnen Ihre Knochen lieb sind." Unverrichteter Sache mußten beide abziehen.

Ein paar Stunden darnach erschien Roes' Tischnachbar, der Kommandeur des Regiments, bei dem jener Offizier stand, in Begleitung von zwei anderen Offizieren, in ähnlichem Auftrage, wie die beiden vorerwähnten. Roes beharrte auf seiner Weigerung. Da man nun sah, daß man es mit einem charakterfesten Mann zu tun hatte, versuchte es der Obrist auf ernstgütliche Weise, ihn zum Duell zu bewegen. „Gut!" sprach Roes, „auf diese vernünftige Sprache will ich Ihnen vernünftig antworten; als ich den Herrn Leutnant auf den Säbel forderte, war ich sicher, daß er mir nichts anhaben werde und ich war willens, ihn nur leicht zu zeichnen; somit wäre die ganze Geschichte abgemacht gewesen, und ich ging meiner Wege; jetzt aber, bei einem Gang mit blauen Pillen, ist das etwas andres; werde ich totgeschossen, so ist es mir zwar einerlei, aber es gibt einen Teufelslärm in Berlin; schieße ich ihn tot, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort zum Pfande, ich treffe sicher, wenn ich will — bewiesen habe ich es wenigstens leider oft genug —, dann muß ich mich aus dem Staube machen; allein dazu fehlt mir Geld und ein gültiger Paß; verschaffen Sie mir diesen und 20 Friedrichsdor gegen einen Wechsel, in Leipzig zahlbar, denn ich bin nichts weniger als arm und kann zurückzahlen, dann schlage ich mich, und wenn Sie wünschen, mit dem ganzen Offizierkorps!" „Herr! Sind Sie des Teufels? Welche Zumutungen!" rief der Obrist. „Ganz vernünftige, Herr Obrist! Es ist die conditio sine qua non!" Die Gesellschaft ging mit dem Versprechen, die Sache zu überlegen, nachdem sich Roes verbindlich gemacht,

vor dem folgenden Mittage sich nicht aus dem Hause zu entfernen.

Am anderen Morgen kam wieder die vorige Deputation, brachte das Geld, welches das ganze Offizierskorps zusammengeschossen und einen gesetzlichen, überall gültigen Paß von der Polizei-Behörde, den Roes nur nach Gutdünken auszufüllen brauchte. Jetzt war alles in Ordnung. Man fuhr nach dem Kampfplatz, nachdem Roes einen Extra-Postwagen in die Nähe des Platzes bestellt und dem Obristen einige Papiere übergeben, die er im Notfalle Roes' Familie in Arnheim einzuhändigen habe. Sein Gegner mit zwei Sekundanten und mehrere Zeugen waren bereits da. Die Mensur wurde 7 Schritte weit abgemessen. Kalt und furchtlos wie immer trat Roes auf seinen Punkt und besah sich genau die ihm dargereichte Pistole. Da rief der Obrist: „Halt, mein Herr! Haben Sie keinen Sekundanten?" „Nein, ich kenne niemand, der mir diesen Liebesdienst erweisen könnte." „Wohlan, Gerechtigkeit muß sein, ich bin Ihr Sekundant," rief der Obrist und stellte sich auf seinen Posten.

Das Duell begann, der Leutnant hatte den ersten Schuß, er zielte, Roes sah ihm ruhig ins Auge und bemerkte lächelnd: „Freund! Sie fehlen, Sie zielen zu weit rechts und zu hoch." Der andere schoß etwas zitternd ab und die Kugel streifte Roes links an der Stirne vorbei und riß seine Kappe vom Kopf. „Bravo," rief Roes, „Sie wollen mich Höflichkeit lehren! Nun, ich verlange sie von Ihnen nicht, sonst müßten Sie samt der Kappe ein Kompliment machen; ich bitte mir nur die Goldquaste auf Ihrer Kappe zum Angedenken aus." In diesem Augenblick fiel auch sein Schuß, und fort war die Quaste ohne anderweitige Verletzung. Der Leutnant schoß zum zweiten Mal, und die Kugel ging Roes dicht an der linken Brust vorbei, zwischen dem in die Hüfte gestemmten Arm durch und riß ein Stück des Hemdes mit.

„Hollah!“ sagte Roes, „endlich scheinen Sie doch Ernst zu machen! Gut! Adieu rechter Arm, Sie werden sich künftig links perfektionieren.“ — Ein Knall, und der Offizier stürzte zu Boden; das rechte Schultergelenk war zerschmettert. Roes fragte nun unbefangen, ob das Duell fortgesetzt werden sollte, oder ob einer der Anwesenden ihn schuldig halte, mit ihm eine Kugel zu wechseln. — Alles schwieg. Roes wandte sich nun an den Obristen, um ihm für die erwiesene großmütige Gefälligkeit zu danken. „Ei was da,“ sprach dieser, „es ist gut, daß die Geschichte abgemacht und so abgelaufen ist. Nun sagen Sie mir aber endlich, wer sind Sie denn eigentlich?“ „Jetzt will ich es Ihnen sagen,“ erwiderte Roes; „ist keiner der Herren während des Feldzuges 1813 mit dem Lützow'schen Korps zusammengestanden?“ „O ja,“ erwiderte ein schon bejahrter Offizier, „ich stand damals bei den braunen Husaren.“ „Gut, dann haben Sie wohl von dem ‚großen Kamel‘ etwas gehört? Das bin ich!“ — „Alle Teufel! Roes? Der rasende Roland, Sie? Aber, Kamerad, wie in aller Welt kommen Sie in diesen detestablen Schwarzkittel?“ „Je nun, weil es mir gefiel, ein paar Jährchen noch zu schwitisieren, bevor ich ins Philisterium gehe!“ Alle Anwesenden waren durch diese Erkennungsszene überrascht. „Leutnant N. kann sich Glück wünschen, daß er so glimpflich davon gekommen ist,“ sprach der ältliche Offizier, „denn, meine Herren, diesem Herren da,“ auf Roes deutend, „möchte ich wenigstens, bei meiner Ehre, nicht in die Klauen geraten!“

Man nahm Abschied von einander; beim Einsteigen in den Wagen rief Roes der Gesellschaft noch zu: „Adieu, meine Herren, sechs Wochen bleibe ich in Berlin, wenn ich nicht geschaßt werde; hat einer oder der andre etwas an mich zu bestellen, dann stehe ich zu Diensten.“ Aber es hatte keiner Lust dazu. Nach 14 Tagen hatte er das geliehene Geld wieder zurückerstattet.

Doch nun zurück zu meinem eigenen Berichte. Was bei diesem Leben herauskam, läßt sich leicht denken. Meine früher so beträchtliche Barschaft ging zur Neige. Ans Sterben war jetzt nicht mehr zu denken; wovon sollte ich in der Folge leben? Auf meine Frau oder Schwiegermutter konnte ich nicht rechnen; als Arzt praktizieren durfte ich nicht, weil ich noch kein Examen gemacht; auf die meisten deutschen Universitäten durfte ich nicht mehr zurückkehren; jetzt hatte ich Gelegenheit, ernstliche Betrachtungen anzustellen. Daß ich bei der Fortsetzung meines bisherigen Lebens bald zu Grund gehen müsse, war ganz klar.

Von Erfurt aus wurde ich mit Vorwürfen und Ermahnungen zur Rückkehr bestürmt; ich antwortete mit kaltem Trotz und Ironie. Nasse überhäufte mich mit Bitten, nach Halle, wo ich nichts mehr zu befürchten hätte, zurückzukehren und meine vorige Stelle unter sehr glänzenden Bedingungen und mit dem Versprechen noch glänzenderer Aussichten wieder zu übernehmen. Auch meine Freunde in Halle baten mich, dorthin zu kommen. Leichtsinnig genug schwankte ich noch immer, was ich tun sollte, weil ich zu bequem war, darüber nachzudenken. Allein die herannahende Not entschied endlich.

Von meinen sogenannten Freunden oder richtiger von den Schmarotzern, die meine volle Geldbörse angezogen hatte, zog sich einer nach dem anderen zurück; andere scheuten mich, weil sie nicht gerne Händel mit mir haben wollten. Ich war wieder verlassen und allein! Wie Schuppen fiel es mir von den Augen, ich erblickte den Abgrund, vor dem ich stand, mein besseres Selbst erwachte mächtiger als je in mir, ein entscheidender Schritt mußte geschehen, und ich tat ihn.

Zunächst schaffte ich Jockey, Pferd und sonstiges Überflüssige ab, kleidete mich wie andere vernünftige Menschen, schnürte

meinen Ranzen und wanderte in Begleitung meiner treuen Dogge nach dem Harze zu.

Auf dem Nussenberge traf ich Professor Nasse samt seiner Familie, der über meine Rückkehr nicht wenig erfreut war, mir eine Menge schmeichelhafter Versprechungen machte und glänzende Aussichten eröffnete. Ich ging auf seine Vorschläge ein. Hundertmal wiederholte er mir: „Sie sollen nicht als praktischer Arzt versauern, Sie sollen höher streben. Ihr Genie, Ihre Kenntnisse müssen Sie in einer höheren Stellung geltend machen, sich für den Katheder bilden, etwas Tüchtiges leisten! Frisch ans Werk!" Daß dies meiner Eitelkeit schmeichelte, wird man wohl sehr natürlich finden. Mehrere Tage lang durchstreifte ich mit ihm und den Seinigen das Gebirge. Es tat mir ordentlich wohl, wieder mit gebildeten Menschen umzugehen, so sehr hatte ich mich dessen in den wenigen Monaten entwöhnt.

Als ich in Halle ankam, wurde ich von allen Seiten mit Freude und Herzlichkeit empfangen, und es begann eine neue Ära meines Lebens.

Ende des zweiten Bandes



Inhaltsverzeichnis beider Bände



Erster Band

I. Kinderzeit in Datschitz

Zweiter Band

V. Als Militärarzt im 1813er Kriege









